

Sozialdemokrat

Zentralorgan d. Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei i. d. Tschechoslowakischen Republik

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

Redaktion u. Verwaltung: Drag 11, Neuland 15 • Tel. 121 201 202 203 204 205 206 • Postfach 11 21 22 • 35558 • Postleitzahl: 37344

12 Jahrgang.

Sonntag, 25. Dezember 1932

Nr. 304.

Beratungen bei Roosevelt.

Washington, 24. Dezember. Norman Davis, der amerikanische Hauptdelegierte bei der Abrüstungskonferenz, befindet sich auf dem Wege nach Albany, wo er heute, Samstag, eine Besprechung mit Roosevelt haben wird. Vor seiner Abreise hatte Davis eine lange Unterredung mit Hoover und Stimson über Fragen der Weltwirtschaftskonferenz und der Abrüstungskonferenz. Nach seiner Besprechung mit dem zukünftigen Präsidenten wird er nach Washington zurückkehren und seine Konferenzen im Weißen Hause wieder aufnehmen. Man hofft, daß sein Besuch bei Roosevelt den Weg zur Inangriffnahme des Schuldenproblems ebnet wird. Präsident Hoover hat inzwischen seine angekündigte Ferienreise nach Florida angetreten.

Herriot nimmt das Wort.

Paris, 24. Dezember. „Petit Parisien“ veröffentlicht einen Artikel des ehemaligen Ministerpräsidenten Herriot über die Schuldenfrage. Herriot legt darin die Gedanken dar, die er in seiner großen Kammerrede vertrat, und befaßt sich mit den Meinungsverschiedenheiten zwischen den Bereinigten Staaten und Frankreich und der scharfen franco-englischen Kampagne, die in Amerika geführt wurde, sowie der Frage der Zahlung eingegangener Vertragsverbindungen und die Notwendigkeit der Verbindung der drei großen Demokratien — USA, Frankreich und Großbritannien — zur Verteidigung von Frieden und Freiheit.

Max Rothe frei

Der zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilte Berliner Reichsbannermann Max Rothe ist am Freitag amnestiert und aus dem Zuchthaus entlassen worden.

Rothe, eines der ersten Opfer der Sondergerichte der Populärverwaltung, ist unschuldig verurteilt worden. Im Zuchthaus hatte er einen Hungerstreik begonnen, aber auf Wunsch des Reichsbanners wieder abgebrochen, da die Wiederannahme eines Prozesses von seiner Organisation mit allen gesetzlichen Mitteln verhindert wurde. Seine Amnestierung bildete einen Grenzfall, da bei dem dem Urteil zugrunde liegenden und von den Nazis provozierten Zusammenstoß ein Menschenleben zugrunde gegangen ist.

Vernunft ist Verbrechen Ein gerühmter Kommunist.

Hamburg, 21. Dezember. Eine Illustration zu dem Einheitsfrontgebot der Kommunisten liefert der Fall des kommunistischen Reichstagsabgeordneten Jürgensen, der kürzlich in Elmshorn die Wahl eines Sozialdemokraten zum Bürgermeister erzwang. Der rechtsbürgerliche Kandidat fiel durch

Dieser Ausgang der Wahl hat die SPD gegen Jürgensen auf den Plan gerufen. Sie leitete gegen Jürgensen ein Verfahren ein, das jetzt damit endete, daß Jürgensen sich selbst „von der Falschheit seiner Auffassung überzeugt“ hat und durch eine in der kommunistischen „Hamburger Volkszeitung“ abgegebene Erklärung zur Kenntnis gibt, daß seine Haltung der politischen Linie der kommunistischen Partei widersprochen habe.

Seine falsche Haltung bei der Abstimmung habe nur dem Zwecke entsprochen, noch besser als bisher den sozial-falschlichen Charakter der Politik der Sozialdemokratie entlarven zu können. Aber auch dieser Gesichtspunkt sei falsch gewesen. Nur durch scharfsten Kampf gegen die sozialdemokratischen Führer werde es der SPD gelingen, den Masseninfluß der SPD zu brechen, und nur auf diese Weise sei der stetige Kampf um den Sozialismus möglich.

Form und Inhalt der Erklärung lassen deutlich erkennen, daß Jürgensen, der für würdig befunden wurde, die SPD im Reichstag zu vertreten, eine ihm von der Bezirksleitung diktierte Erklärung unter Druck und Zwang selbst gezeichnet hat. Nicht genug damit, fügt das kommunistische Blatt im Zeitdruck hinzu, daß mit dieser Erklärung „den Reformisten und allen Opportunisten eine energische Abfuhr in ihrer Spekulation auf Hilfe aus unierter Partei erteilt“ worden ist. Eine einseitige Illustration zu dem Einheitsfrontgebot der Weiskauer Kamoladen.

Zur Milderkrankheit die Milderpleite.

München, 23. Dezember. In Regensburg hat das Hafenkreuzorgan für die Oberpfalz „Das schaffende Volk“ am Freitag sein Erscheinen eingestellt, nachdem zuvor jeder Tag in den letzten Wochen neue Austritte aus der Regensburger Nazi-Partei gebracht hat.

Die überführte Einstellung der Zeitung wurde dadurch veranlaßt, daß die Zahl der nicht einlösbaren Wechsel zulezt größer geworden ist als die Zahl der Abonnenten und der Drucker, die Papierlieferanten und zahlreiche Geschäftsleute jeden weiteren Kredit ablehnten. Ein Wechselverfallurteil gegen den Verlagsleiter des Nazi-Blattes ist bereits ergangen. Für weitere Wechselforderungen ist beim Regensburger Gericht Termin für den 27. Dezember anberaumt. Anfang Januar steigt dann die Klage, die Klarheit darüber bringen wird, in wofolchem Umfang öffentliche Gelder aus der Erwerbslosenfürsorge dazu herbeizuziehen mußten, das Lohnkonto des Nazi-Blattes möglichst herabzusetzen.

Ein Opfer der Nazimörder.

Frankfurt a. M., 23. Dezember. Der Führer der Eisernen Front in Frankfurt-Beckenheim, Franz Braun, ist jetzt seinen schweren Verletzungen erlegen, die ihm im Mai durch Nazis zugefügt wurden.

Der 43jährige Schlosser Braun wurde damals von fünf Nazis von seinem Fahrrad her untergeschlagen und durch den 24-jährigen Mann Reiter mit einer Faustkeule am Kopf schwer verletzt.

Vormarsch der ungarischen Sozialdemokratie.

Der neue ungarische Ministerpräsident Gömbös bemüht sich, die Massen des ungarischen Volkes für seine Politik und für seine nach „berühmten“ ausländischen Mustern verkündete „nationale und autoritäre Staatsführung“ zu gewinnen. In diesem Zwecke veranstaltet er gegenwärtig Propagandasparten durch ganz Ungarn, wobei er fast in jedem Dorfe das Programm des „nationalen Eigenziels“ entwickelt, das seiner Behauptung nach geeignet ist, die ungeliebte Massennot zu beheben und Ungarn einer großen und glücklichen Zukunft entgegenzuführen.

Welchen Eindruck diese Reden auf die arbeitenden Massen Ungarns gemacht haben, geht aus den Ergebnissen einer Reihe von Gemeindevahlen hervor, die während der Redeereise des Ministerpräsidenten stattgefunden haben. Die ungarische Sozialdemokratie hat sich bei diesen Wahlen mit den radikal und demokratisch eingestellten Kleinbürger- und Kleinbauernparteien in Wahlkreisen zusammengeschlossen und erzielte im Verein mit diesen Parteien beträchtliche Erfolge.

In Pestergyőr bei Budapest errang die Partei am 4. Dezember von den 60 darüber allgemeine Wahlen zur Verteilung gelangenden Mandaten 27, die Kleinbürgerpartei erhielten 28 und die Regierungspartei 7. Allerdings wird dieses Ergebnis dadurch aufgehoben, daß weitere 22 Mandate ex officio und weitere 60 in Wahlen besetzt werden, wo nach Vorstimmen gewählt wird.

Bei Wahlen in ländlichen Gemeinden, wo die Sozialdemokratie mit der Unabhängigen Kleinbauern-Partei und der Rosty-Bauern-Partei zusammengearbeitet, gewann die Sozialdemokratie im Verlaufe des Monats Dezember in Mezötar 2 ordentliche und 1 Ersatzmandat, in Kisujfalva 5 ordentliche und 1 Ersatzmandat, und in Maf 3 ordentliche Gemeindevorstände. In anderen Gemeinden, wo ebenfalls binnen kurzem Wahlen stattfinden sollen, sind die Aussichten der Sozialdemokratie äußerst günstig.

Zu diesen erfreulichen Wahlergebnissen kommt der große Erfolg der Werbestimmung der Partei während des November. Trotz allen erdenschlichen Schikanen und Einschüchterungsmanövern der Behörden und der Gendarmerie hatten die sozialistischen Propagandarebner überall, namentlich aber auf dem ländlichen Lande einen außerordentlich großen Zuspruch, der beweist, daß weder der Terror, noch die Demagogie den „marxistischen Einbruch ins Dorf“ aufzuhalten vermögen.

Sonnenwende-Weltenwende.

Von Dr. Karl Renner.

Urzeitlicher Sonnenmythos hat sich mit urchristlicher frommer Legende verschwifert, um das Weihnachtsfest, wie wir es heute feiern, zu gestalten. Die düstere Zeit vor der Winter Sonnenwende mit ihren kurzen Tagen und endlosen Nächten, mit ihren Regenschauern und Schneestürmen, unter denen die Pflanzenwelt abgestorben scheint und Mensch und Tier in das schützende Haus und Lager sich beugen, wurde zum christlichen Advent, während dessen die Menschheit auf die Wiederkunft der Sonne, auf die Geburt des Erlösers harret. Die ersten Tage, die länger werden, verkünden, daß die Sonne umkehrt und daß der Frühling wieder zu erwarten ist. Sie verkünden die Wende des Jahres, sie bringen neues Hoffen und neuen Mut.

Wie schade, daß der Zyklus der wirtschaftlichen Krisen und der revolutionären Erschütterungen nicht so regelmäßig abläuft wie die Sonnenwende. Wir leben, wirtschaftlich betrachtet, in einer Adventzeit, die nun schon Jahre dauert, und noch sehen wir nicht die ersten Anzeichen einer Wiederkehr wirtschaftlichen Aufschwungs. Amerikanische Bolschewiken haben vor Monaten von einem Silberstreifen am Horizont gesprochen, dessen heller Schein eine heraufsteigende Konjunktur verkündete. Dieser Silberstreifen, wenn er je sich gezeigt haben sollte, hat sich wieder verbüffert und die Krise ist ärger als je. Noch ist die Zahl der Arbeitslosen in den meisten Ländern in Zunahme begriffen, noch breitet sich das Chaos in der Weltwirtschaft weiter aus und die Arbeitermassen der ganzen Welt sind weit entfernt von irgendwelcher Weihnachtsstimmung. Der Mund aller Prediger und die Mägen aller Dürme verkündigen: „Friede den Menschen auf Erden“, aber Ruhelosigkeit herrscht auf dem ganzen Erdenball, wirtschaftlicher Unfrieden, politische Kriegsgefahr, geistige Unrast.

Der übertriebene Brauch treibt uns dazu, immergrüne Nadelbäume mit Kletterwerk zu schmücken und mit flammenden Kerzen zu beleuchten, aber welche Hoffnungen weckt das Tannengrün? Wo ist das Licht, das in die Nacht unserer Not leuchtet? Wir kennen heute auf die Sekunde genau die Dauer des Sonnenkreislaufs und wir stellen unsere Uhren nach dessen Phasen ein. Die Dauer einer tiefen Wirtschaftskrise mißt keine Uhr. Mit welcher Sicherheit bestimmen wir den Zeitpunkt, wo die Tag- und Nachtgleiche die Wiederkunft des Pflanzenwachstums und die Erneuerung der ganzen Kreatur verkündet. Die heutige Krise aber geht so tief, daß niemand die Sicherheit besitzt, ob das frühere Wirtschaftssystem sich überhaupt wiederherstellen kann. Schon geht ein zur Stunde noch unentscheidbarer Streit durch die Welt, ob diese Krise nicht überhaupt das Ende des Kapitalismus bringe. Nach den Erfahrungen der Vergangenheit ist immer auf den wirtschaftlichen Rückschlag der Krise eine Periode der Depression gefolgt, die, nachdem sie ihren Tiefpunkt durchschritten hat, allmählich in eine fortschreitende Besserung und endlich in eine neue Hochkonjunktur umschlägt. Die Wirtschaftsgeographie der letzten Jahrhunderte bestätigt wohl die Regel, daß dieses grausame Spiel sich immer und immer wiederholt und die einzige Ungewißheit nur die Dauer und Tiefe der Krise betroffen hat. Man hat aus diesen geschichtlichen Erfahrungen den Versuch abgeleitet, daß jede Depression sich durch die Automatik der Wirtschaft mit der Zeit wieder in eine Konjunktur umwandle, wie der Sommer automatisch auf den Winter folgt. Wäre dem so, dann hätten wir einfach zu warten: Der Kapitalismus wird das schon wieder in Ordnung bringen! Glaube und hoffe! Und das wäre der einzige Trost.

Aber ein solcher Rückschlag aus Vergangenen auf die Gegenwart trifft heute nicht

völlig zu. Die Krise ist keineswegs eine rein wirtschaftliche. Politische Ursachen haben sie so verschärft und politische Genummisse verhindern den automatischen Heilungsprozess. Diese politischen Grundursachen müssen bei der Beurteilung unserer heutigen Ausblicke mit in Rechnung gestellt werden!

Ein außerwirtschaftliches, wirtschaftsfeindliches, wirtschaftszerstörendes Ereignis von ungeheurer Tragweite ist in die menschliche Produktion und Verteilung eingebrochen: Der Weltkrieg hat die Wirtschaft zerstört. Vergleiche man deren Automatik mit der einer Uhr, so kann man sagen: Mit vandalischer Faust hat der Krieg einen Stahlstift in das feine Räderwerk dieser Uhr getrieben! Er hat die nützliche Produktion Europas auf vier Jahre ausgezeit und die ganze erwachsene Bevölkerung genötigt, zu erzeugen, was zerstört wird, Güter und Werte zu verbrauchen, ohne sie zu erziehen. Der Krieg hat die vorhandene Maschinerie abgemüht, ohne sie zu erneuern. Er hat doch zugleich die Erzeugungsmethoden revolutioniert, so daß die Wiederherstellung des Produktionsapparates im Wege der Rationalisierung eine rasch verübergehende Hochkonjunktur geschaffen, hinterher Massen arbeitslos und dadurch konjunkturfähig gemacht, daß sie eine maßhaltige Ueberproduktion und zugleich einen beispiellosen Unterkonsum hervorgerufen hat. Der Zerfall der kapitalistischen Wirtschaftswelt ist so durch den Krieg und seine Nachwirkungen ins Aburde gesteigert worden. Die Welt erliegt im Ueberflug an Gütern und die Menschheit verhungert dabei, weil sie sie nicht kaufen kann.

Der Krieg der Waffen ist freilich im Jahre 1918 beendet worden durch politische Friedensschlüsse, aber diese haben der Welt nicht Verabstung, sondern nur vermehrte Unfrieden gebracht. Sie haben die Organisation der Weltwirtschaft, wie sie sich bis 1914 entwickelt hat, vollständig zerstört. Sie haben, indem sie ohne alle Rücksicht auf die materiellen Lebensbedürfnisse der Völker Staaten zerstückten und Staaten abgrenzten, viele vorhandene Märkte vernichtet. Sie haben die alten wie die neuen Staaten mit dem Überwieg der Anarchie, der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit, erfüllt und so veranlaßt, sich durch Verhoie und Fülle gegeneinander abzusperren, den Warenstrom an allen Ecken und Enden der Welt zu stauen und zum Schluß nach den Geldverkehren zwischen den Völkern zu droffeln. Der Krieg der Waffen hat ausgezeit, um einem zerstörenden Wirtschaftskrieg Platz zu machen. Der Krieg der Waffen hat Millionen erwachsener getötet, der Wirtschaftskrieg verurteilt Millionen Kinder zur Unerwöhnung und zum frühen Tode und läßt Millionen ungeboren. Fast wird einem die Frage nahegelegt, was grausamer ist: Der barbarische Schlachtentod des politischen oder der erblichemistische Kindermord des Wirtschaftskrieges. Das aber sind rein politische Störungen, die keine Automatik der Wirtschaft beheben kann!

Und endlich haben die Friedensverträge die Beziehungen zwischen den Staaten von Grund aus verändert. Der Private oder der Staat, der zur Verbesserung seiner Wirtschaft Geld borgt, vermag aus diesem Wirtschaftsvertrag Zinsen und Schuld abzurufen. Ein reiner Wirtschaftskredit kommt den Gläubiger wie den Schuldner fördern. Die Friedensverträge aber haben den besiegten Staaten Kriegsschulden auferlegt, bei denen Leistung und Gegenleistung sich nicht mehr ausgleichen. Die verpflichteten Staaten haben durch ein und zwei Menschenalter hohe für Jahr aus ihren Erträgen und aus ihrem Vermögenswerte hinzugeben ohne Gegenlei-

Versinkende Welt.

Von Emil Franzel.

stung. Ihre Wirtschaft muß sich erschöpfen. Der empfangende Staat aber wird mit Tributwaren überhäuft und diese Last erdrückt seine eigene Erzeugung. Er versucht nun durch Zollmauern die Leistungen, die er selber politisch erzwingt, doch wieder wirtschaftlich abzuwehren. Das Kriegsschulden- und Tributproblem aber ist seinem Ursprung nach ein politisches und kein wirtschaftliches Problem. Es zu lösen erfordert eine höhere Gewalt, die über den Staaten steht, oder eine rüchhaltige Zusammenarbeit aller Staaten. Wie weit sind wir von einem solchen Ziele entfernt!

Die politische Staatenordnung der Welt ist so zum entscheidenden Nennnis für ihre wirtschaftliche Gesundung geworden. Die Automatik des Kapitalismus könnte nur dann wirksam werden, wenn die Weltpolitik die Störfaktoren, die sie in das Unüberwindliche hat, selbst wieder zu entfernen die Kraft besäße. Nirgends in der heutigen kapitalistischen Welt, nirgends in der Bourgeoisie der Großmächte sehen wir diese Kraft und so bleibt denn nur ein Ausweg und eine Hoffnung: Die gesammelte Kraft der Arbeiterklasse der Welt muß das politische Weltwirtschaftssystem brechen, um auch die Weltwirtschaft neu zu ordnen. Es ist kein Ausweg als der Sozialismus gegeben. Nirgends ist die lebendige Kraft auffindbar, die das internationale Chaos bezwingen könnte, wenn es nicht die Macht des geeinten Weltproletariats ist. Und nirgends ist eine organisatorische Idee erkennbar, die die Dinge meistern könnte, außer die Idee des Sozialismus. Wie lange, meint man, werden die Massen vor den überfüllten Gütermagazinen hungern? Wie lange die dreißig Millionen Arbeitslosen der Welt vor den stillstehenden Maschinen latentlos feiern? Wie lange sollen die darbenenden Völker mitansehen, wie man sie, die füreinander zu arbeiten und miteinander zu genießen bereit sind, durch Zoll- und Verbotsmauern voneinander trennt, wie man die Völker gleichsam bei lebendigem Leibe einmauert wie die sündigen Romen des Mittelalters? Die Mißstände unserer Zeit sind so himmelschreiend, daß ihre Beseitigung unvermeidlich und unaufschiebbar geworden ist. Und offensichtlich ist, daß sie beseitigt werden können nur durch Sozialismus und Internationalismus, nur unter der Parole, die Karl Marx uns schon im Jahre 1847 gegeben hat: Proletarier aller Länder vereinigt euch! Diese Parole ist in der wirtschaftlichen Abwärtzeit, die wir durchleben, das wirkliche Sonnenwendzeichen und der beste Weihnachtsbaum. Wenn alle Ideen der alten Welt hingeworfen sind, der Sozialismus ist das immergrüne Reis, das unsere Hoffnung aufrecht erhält, das unverlöschbare Licht, das uns in diesen Tagen leuchtet.

Genossen! Ihr müßt un-
ausgesehen! (1)
Die Verbreitung unserer Zeitung agitieren.
Setzt euch überall für unsere Parteipresse
ein. In das Heim des Arbeiters gehört die
Arbeiterpresse. Datum
Genossen u. Genossinnen agitieren!

Als die Regierung der deutschen Konterrevolution der Welt einen Beweis ihrer fernerwärtigen Bestimmung geben und den Untertanen die Rückkehr zum wahren Christentum verdeutlichen wollte, führte sie den ominösen Zwielich ein und verbot das Nachbuden. Es war ein Beweis mehr für die Hoffnungslosigkeit des Beginns, in dieser Zeit nach einem konterrevolutionären Lebensstil zu diffundieren. Ein Regime, das sich der Gefühls-
werte, von denen es lebte und die es zu verlieren hatte, bewußt gewesen wäre, hätte früher und bei ganz anderen Problemen als dem der Nachkultur und der Regierung, der Aufsicht und des Jozz-
bands mit dem Diktat eingegriffen. Es hätte beispielweise, Jahre vor dem Krieg schon, als die Technik das Mittelalter nicht schlechthin verdrängte, sondern zu erobern und sich als Dement einzugliedern begann, dies dramatisch vorbereiten müssen. Als man die Kirchen elektrisch zu beleuchten und die Orgeln elektrisch zu klopfen anfang — damals hätten die gekrönten und gefalteten Hüter der Tradition zugreifen müssen. Vor allem aber hätte ihnen ein Licht aufgeleuchtet, als der Fortschritt es in Form elektrischer Glühbirnen statt der altherkömmlichen Wachs- oder Talgläser auf die Christbäume setzte. Das war der Stolz ins Herz althergebrachten, konterrevolutionären und behäuflichen Lebensstils.

In den Bilderbüchern, die auf den Weihnachtsmärkten meiner frühen Kindheit lagen, gab es noch Christbäume mit keinem anderen Schmuck als den vergoldeten Äpfeln und Nüssen, den bauschadenen Lebkuchen und Brezeln und dem Stern von Bethlehem über den wachsernen Ähren. In der Wirklichkeit habe ich nur Christbäume, mit allem Firschanz industrieller Kamtschware behangen, und später dann belagte elektrisch beleuchtete Romanik ohne Zauber ansehen. Die Produkte der Glas-, Papier- und Metallindustrie mochten noch hingehen, — als die Glühbirnen kamen und Edison das Weihnachtsbäumchen vollbrachte, war es mit der alten Zeit vorbei.

Das kann freilich nur empfinden, wer in einer Halle eines Dorfes noch einen Rest der Kleinbürgerlichkeit trägt, nicht ihrer schädigen und betäubenden, spiegelnden und beschränkten Larve, sondern ihrer ehelichen Pracht, die mit dem Leben hart kämpfte, aber Schwung genug hatte, im engen Kreis den Blick ins Freiland der Phantasie zu behalten. Das Proletariat in seiner sozialalen Erscheinungsform bedeutete schon die faktische Auflösung des Lebensstils und des Weltbildes dieser Kleinbürger, deren es unter dem anläßigen, an der Scholle und dem sozugen angestammten Betrieb hantierenden Arbeitern noch viele gab. Wen das Schicksal alle zwei Jahre in ein anderes Weidier und viermal im Jahr in ein anderes Quartier warf, wer in den Straßmassen der Metropolen und in den Weitegefängnissen ihrer grauenhaften Vorstädte begraben war, so daß ihm an der Wiege ein Trüdeltrion sang und sein Sterben vom Lärm der Wirtschaftsschlagereien und Polizei-Majzen umtobt war, der sieht von der neuen Zeit nur das Schöne und hat die alte bis zum Elend überdrüssig. Oft tragen wir beide Seelen in der Brust, die Schönheit des Kleinbürgerstums nach dem verflunkenen Jander einer Vergangenheit, die den Glanz vergabener und ein wenig verstaubter, aber unüberwindlich herrlicher Schätze trug, und den Elend des Proleten vor der Verlogenheit eines Adells, das nur möglich war, weil keine Rumpier durch Scheulappeln behindert waren, das Chaos dicht neben ihnen zu leben. Für die politische Zerrissenheit, die

heute zwischen dem Proletariat und seinen Kleinbürgerlichen Randbürgern besteht, für die geistige Zerrissenheit, die mitten durch die Arbeiterklasse geht, gibt die so verschiedene Wertung des alten und des neuen Lebens, je nach dem Punkt, von dem aus man es sieht, zwar nicht die reiflose Erklärung, wohl aber zeigt sie einen Weg in die psychologischen Probleme unserer Zeit.

Welcher Abgrund zwischen den Welten öffnet sich dem Betrachter, der in die Tiefe der Erdrückungen zu blicken und sie an den keinen Symptomen zu messen versteht! Einmal (und es ist noch nicht so lange her) strömten zur Weihnachtszeit die Freunde von fern und nah dem zentralen Mittelpunkt des Familienkreises zu; es war die große Vergatterung der Verpöngten, und der Christbaum schien der Mast des Seglers, auf dem ein Geschlecht die Strudel und Wogen des Lebensmeeres durchstuurte. Stand er noch irgendwo, mochte er auch noch so klein und mochte die vier Wände um ihn so eng und ärmlich wie sie wollten sein, dann gab es die Familie noch und galten noch die Gesetze, nach denen man lebte, arbeitete, wuchs und verging. Heute tragen die Extrazüge und Autobusse zur Weihnachtszeit die Menschen in die Dörner, die Familien streben auseinander, die Masten der Christbäume zogen einsam und zwecklos wie im Hohen die kahlen Mastbäume der letzten Segel. Die Kinder aber fahren in Hinterlager und freuen sich auf die Massen- und Massen-... die ihnen uniforme Gaben bringt und der Illusion des Christkindes entzogen kann. Ein unerhörter Fortschritt für den Arbeiter und vor allem für das Arbeiterkind, das ehedem so oft statt vor dem erleuchteten Christbaum vor dem kalten Ofen saß, hungrig und frierend, nicht in Dankbarkeit gegen den Weihnachtsmann, sondern zitternd vor dem betrunkenen Vater, der Fußeigertum und Bräugel heimbrachte, ein wirkliches Fortschritt zu lichterem Leben, wenn das Kind des Proleten heute die Weihnachtszeit in der sozialalen Gemeinde seiner Spielgefährten verbringt, fern vom ecktrüdenden Dampf und sengend-schweren Elternhaus, eines frohen Zukunft Sinnbild vor Augen. Für die versinkende Welt des Kleinbürgers aber ist es unvorstellbar, daß dem Kinde anderswo als im Heim der Eltern Freude werde, daß es unter fremdem Dach die stille, die heilige Nacht verbringt, ohne sich in Leid und Sehnsucht zu verzehren.

Jenseits von Glauben und Kirchendisziplin bestand für den Bürger der alten Zeit am Weihnachtsabend das ungekürzte Geleit mannigfacher Präuße, mannigfach gekostet und verwandelt nach Land und Volk. Es war vielleicht der einzige Tag im Jahre, da auch der Deutsche wie sonst nur der Westeuropäer oder in un'renen Bereichen höchstens der Angehörige der sozialen Oberhäute seine Wahlzeit der feierlichen Sitze unterwarf, die den Speisetisch und die Reichenfolge der Gänge vorrichtete, dabei nicht vergaß, zwischen die opulenten Gerichte jüngerer Datums die aus alter und ärmerer Zeit überkommenen Speisen wie Pilze oder Hirsdreis einzuschleichen. Mit welcher Weihe wurde diese Wahlzeit — überdies die einzige, die der Kleinbürger erst als „Diner“ nach französischer Sitte am Abend einnahm, während sonst in Mitteleuropa das französische Frühstück das „Dessert“, den Vortag genies — vorbereitet, mit welcher Andacht serviert und nach den sonst unbekannten Geleiten englischer Familien traditionen serviert! Was soll das in einer Zeit, da wir längst gelernt haben, automatisch zu spielen und fertig von der Maschine zu beziehen, was wir ehedem in seinem Werdgang beobachteten und unorgelten. Ohne Nachdruck werden wir heute unierten Weihnachtsfest, ohne ihn vorher im Partisch bestaunt zu haben, gewissermaßen als einen „Bliss ex machina“ und der letzte Nachhabe des Christentums, welches mit den Jüngern zu essen es den Herrn gelüßete, wird zum Nahrungsmittel, das man wie eine Liebig-Konfekte nach Kalorien mißt. All das gesehen vom Kleinbürger, wie er auch in wachsend von uns lebendig ist; wie anders sieht es der Prolet, für den die mechanische Massenproduktion, die auch dem armen Teufel etwas zu bieten hat, die Demokratisierung des Essens und ein Spiel — sagen wir immerhin Zivilisation, wenn schon nicht Kultur — bedeutet! Nun vollends in dieser Krise, die den Kleinbürger zum Pauper macht und den Proleten zum Bettler, verfinstert für beide das Jhdal von einst und sie stehen vor den Riesenfensern der Luxushotels und der Millionärsvillen, der eine vermagenden Wohlstand nachtrauernd, der andere auf Vergeltung sinnend.

Mit der Geschwindigkeit des Meteors verfinstert die alte Zeit des holden Weihnachtsabends, die uns eine Welt äußeren und inneren Gleichgewichts darstellte. Die Zahl der Hungernden und Obdachlosen ist Legion, groß fällt der Schatten des armen Mannes auf der Straße in die letzten Zukunftsstätten Kleinbürgerlichen Familienglücks, während sich dem beschiedenen Jocher an der Christnachtsstafel die Angst vor dem Morgen in der Seele, wissende Kinder erwarten keine himmlischen Wunder mehr, sondern fordern von der Weihnachtsgabe, daß sie den neuesten Anforderungen der Technik entspreche, und sünden es unmodern, wenn nicht alles aus der Maschine läme: Baum und Puppe, Christkind und Baukosten. Der Schnee ist nicht mehr da, den Engelst die Bahn zu ebnen, sondern dient zum Stiefahren, er wird in Zentimeter gemessen und seine Tiefe von der Tabelle abgelesen. Larvisten wie als Kinder andächtig dem Klang der Glocken, der über versteinerte Wald aus der Mitternachtsmette herüberweht, so lauten uns jetzt im Rundfunk gleich die Glocken von drei Tugend deutschen Dörnern und wir empfinden es als technische Sensation. Wenn wir Glück haben, legt uns wissendwärtig der Sprecher, ein verkörperter und allgegenwärtiger Geist der Zeit, wie die Bilanz des Weihnachtsgeschäftes war und welche Aktien folgen werden. Die Wochenchau, die wir am nächsten Tag besichtigen, zeigt uns, wie sie in Hollywood Weihnacht feiern: in Bodenklimmen, unter Palmen, zwischen die ein draber alter nordischer Christbaum wie ein Donkwurf gestellt und dem öffentlichen Spott ausgesetzt wird.

Sehr sachmännisch beurteilen die Kinder ihre Geschenke; es sind nicht mehr bunte Reiter und schräge Pferde, sondern Tanks, Flugzeuge und Automobile. Sie wissen um die technischen Kniffe und um sehr allzug, wenn sie ihre Ansichten über Automarken austauschen, die unter einer laum vom Döckenlogen kennt. Bald wird man ihnen die Vorlesungen von Sigmund Freud unter den Weihnachtsstern legen und die Begabtesten werden psychoanalytische Studien über Rotkäppchen und Schneewittchen anstellen, denn zu was anderem sind die Märchen lönsch nicht mehr nutz, das haben die Alten inzwischen herausgeoverifiziert. Es ist für jeden, dessen Herz an dem Land von gestern hängt, der in einen Klang aus einer Zeit vernarrt, in ihr Bild verliert und der Erinnerung verfallen ist, eine wahrhaft gottverlassene Zeit, die man nicht trotz genug durchleben kann. Gibt es noch Menschen, die an langen Abenden vor den heiligen zwölf Nächten in die alte Welt untertauchen, die noch Ruhe haben, Keller und Sturm zu leben, die glücklich heimlichen Gedichten der Loperid und die „Buddenbrooks“,

Die Kellnerin Molly.

Roman von Hans Otto Henel.

Copyright im Nachdruckverlag, Berlin.
Nachdruck verboten.

Er schwante, ob er das Schicksal oder die Bosheit der Menschen verantwortlich machen solle, aber schließlich entschied er sich dafür, seine Wirkungsbereiche um einen neuen zu vermehren. Er nannte ihn: „Justiz-Wirkungsbereich“.

Frau Brodeder, sonst eine nüchternen und weltkundige Frau, erging es wie vielen, die sich und ihre Nächsten nur im Zustand der Sündlosigkeit kennen. Sie glaubte, wo Anklage sei, müsse auch Schuld sein. Sie mußte sich zwingen, um nicht an der Unschuld des geliebten Gatten zu zweifeln, und bangte davor, daß man ihn leiten beladen in das Gefängnis oder ins Justizhaus, vielleicht sogar auf das Schaffot führen werde.

Aber Brodeders warteten lange und warteten vergebens. Es kam keine Vorladung zur Vernehmung über die beschlagnahmten Papiere und Photographien. Brodeder dachte auch nicht daran, einen Rechtsanwalt zu Hilfe zu nehmen. Da er weltfremd war, hätte er es vielleicht selbst kaum nicht getan, wenn er die Schwierigkeiten des Staatsanwalts gekannt hätte.

Der gehörte zur älteren Schule und neigte zu der mancherorts noch geltenden Ansicht, wonach zur Verurteilung ein einigermaßen stichhaltiges Anklagematerial erforderlich ist. Das aber ließ sich im Falle Brodeder nicht leicht beschaffen. Die Beschlagnahme war zwar auf Herrn Balleris fürsorgliche Anzeige erfolgt, aber mit den vorgefundenen Bildern und gleich gar nicht mit den bedeutend geschriebenen Kapiteln der „Frauenkultur“ ließ sich eine Anklage nicht begründen. Es schienen Zeugen, die durch Brodeders Reformversuche sich geschädigt fühlten. Die Polizei er-

ließ einen öffentlichen Aufruf, daß solche sich melden möchten. Es kam niemand.

Vielleicht hatte Frau Stadtrat Butterleber, bei der Herr Staatsanwalt Dr. Schneise gegen Monatsende gern zu Abend aß, den nabeligen Gedanken geboren, daß eine direkte Befragung der photographierten Reformdamen den Strich liefern könne, an welchem Brodeder aufgehängt sei. Jedenfalls bekam die Polizei nach dem Abend, an dem der Staatsanwalt delikates Rebbuhn bei Butterlebers gespeist hatte, einen Wink, die abgebildeten Damen zu einer Aussage zu veranlassen. Es fanden sich ja an die hundert Photographien von Frauen und Mädchen Schneidewalds in ihren Händen.

In einer Stadt von 23.000 Einwohnern gibt es zwar nicht viel Menschen, die der örtlichen Polizei unbekannt sind. Aber hier wurde das Erkennen durch die fehlende Bekleidung erschwert. Selbst der scharfsinnigste Polizist vermag leicht, wenn er den Personenstand nur auf Grund von Merkmalen feststellen soll, die für gewöhnlich unter der Kleidung liegen.

Die Polizei erkannte auf den ihr vorliegenden Bildern nur eine einzige Frau, und das war für die Polizei keine Frau, sondern eine Dame, nämlich die Gattin des Zweiten Bürgermeisters. Sie wurde als allein vorgefunden, verboten Autoritätsgründe. In dieser Not stellte sich der Vaterländische Frauenverein selbstlos in den Diensten der Polizei, eingehend seiner hohen Pflicht, über deutsche Sittlichkeit zu wachen. Eine schwere Arbeit für die Damen, aber mit freudiger Hingabe geleistet. Bald standen denn auch die Namen der nackten Frauen und Fräuleins ausnahmslos fest. Nur die Bilder zweier kindlicher Mädchen blieben unbeschadet.

Die hundert Frauen und Fräuleins, vor den Untersuchungsrichter gefordert, sagten übereinstimmend aus, daß sie Brodeder nichts Sittenswidriges nachsagen könnten. Der alte Herr habe

ihnen die gewünschten Bäder verabreicht, hatte sie massiert, ihnen körperliche Übungen gelehrt und Nahrungsvorschriften gemacht. „An fleischliche Ansetzungen hat kein Mensch gedacht“, erklärte die Gattin des Zweiten Bürgermeisters bestimmt.

Und die Nachtphotographien? Keine fand sich darunter, die etwas anderes war als Festhaltung eines Körperzustandes oder einer Bewegung, bedeutsam für Brodeders Buch der Frauenreform. Der Untersuchungsrichter gab das zu, wies jedoch auf die Gefährlichkeit der Situation hin, wenn eine nackte Frau sich von einem Manne photographieren lassen möchte.

Wußte? Die Damen protestierten. Brodeder habe stets nur im Einverständnis mit den Photographierten gehandelt und nie ohne Einziehung einer dritten Person. Entweder waren seine Frau oder die Badegeschifin, Fräulein Marsdorf, zugegen gewesen.

Diese zweifelloste stichhaltigen Aussagen entlasteten den Badeanstaltsbesitzer, statt zu seiner Verurteilung zu führen, wie man es gern gesehen hätte. Die Erwägung, ob das Photographieren nackter Personen weiblichen Geschlechtes schon an sich unzüchtig zu gelten hätte, gab der Untersuchungsrichter wieder auf. In der städtischen Hauptkirche hing ein altes Bild, auf dem eine Muttergottes mit sichtlich unbedeckten Brüsten ein ebenso unbedecktes Jesuskind säugte. Diese Darstellung hatte der Gemeindefaktor Säuberlich im „Scheidewaldler Tageblatt“ ausdrücklich als Kunst bezeichnet. Wie, wenn sich nun ein Sachverständiger fand, der zwischen dem Kirchenbild und Brodeders Photographien keinen Unterschied in der Absicht feststellen wollte?

Im Vaterländischen Frauenverein begann die Hoffnung, Brodeder für lebenslänglich im Justizhaus zu wissen, zu schwinden. Doch sandte man immerhin an die von der Republik vertriebene ehemalige Kaiserin in Holland ein Tele-

gramm, in welchem die Damen gelobten, bis zum letzten Atemzuge für die deutsche Tugend deutscher Frauen zu kämpfen.

Von eilichen Sachverständigen für das Kindergemüt.

Auch der Staatsanwalt Dr. Schneise fürchtete, an der fehlenden Möglichkeit eines Anklagegrundes seine Absicht scheitern zu sehen, die sittliche Atmosphäre Schneidewalds zu reinigen. Seine Konferenzen mit dem Untersuchungsrichter schlossen mit dem Ergebnis, daß man den photographierten Frauen glauben müsse, wenn sie erklärten, sich durch das Photographieren nicht unzüchtig belästigt gefühlt zu haben. Zumindest konnte man ihnen nicht das Gegenteil nachweisen. Schneise spielte schon mit dem schwer erträglichen Gedanken, das Verfahren einzustellen. Da kamen ihm noch einmal die bisher unbeachteten Bilder der beiden Kinder in die Hände.

Sie zogen ihn jetzt an, und er erteilte sich sofort selbst eine Küge, weil er diese Kinderbilder unbedeutendweise bisher als unerheblich behandelt hatte. Ein Staatsanwalt darf doch nicht achtlos an scheinbaren Kleinigkeiten vorbeigehen. Hatte er hier nicht, was er brauchte? Das Zeugnis volljähriger Frauen mußte das Gericht annehmen, wenn nicht das Gegenteil bewiesen werden kann. Aber das minderjährige Kind ist unfrei in seinem Willen. Wenn es photographiert wird, unterliegt es wohl einem fremden Willenszwang, einer Vergewaltigung seines noch unentwickelten Willens, die möglicherweise eine Einheit mit der Vergewaltigung des Körpers bilden kann. Wozu überhaupt anders als zu Unzüchtigkeiten sollte ein kindliches Mädchen nackt photographiert werden? So dachte Dr. Schneise.

(Fortsetzung folgt.)

den „Hungertopf“ und Hauffs Märchen, Hebel's Rollenorgel und dann und wann ein Revue Jean Paul? Entzücken einen noch Ludwig Richters Zeichnungen, findet man noch im Zeitalter des Radios und des Gramophons?

Es gab, jenseits der Gruel, die George Grosz und leben lehrte, und des Ruft mislieu, wie Starb er in es zeichnet, jenseits der Bürgerlichkeit, an der Große starben und Kleine verdarben, eine in sich ruhende Bürgerwelt, von der heute nur noch ein blauer Abenddämmerung am Horizont des Trümmersfeldes sichtbar ist, das uns die dreißig Jahre des 20. Jahrhunderts hinterlassen haben. Den Proleten, der es nicht miterlebte und nur als die Lüge sah, in der sich der glückliche Bürger zwischen den Klassen gefiel, als den Trug, mit dem man ihn fütterte und nährte, reut es nicht, daß die Herrlichkeit unter die Räder der Traktoren gekommen ist. Für den Kleinbürger ist es die große Tragödie des Weltunterganges. Er pflanzt den Christbaum auf das Grab seiner Illusionen und trauert den Träumen nach, die ihm noch Lebensluft waren, seinen Kindern aber nur noch Gegenstand der Analyse sind.

Die „Neue Sachlichkeit“ geht über die Romantik der Christnacht zur Tagesordnung über; bald wird ein Monstrum aus der Sphäre zwischen Fußballheros und Einsatzer den Stern von Verleihen in eine Startpistole laden und an das Firmament schleusen als Signal zum letzten Rennen mit dem Chaos, das aus tausend Kanonenschüssen droht. Wenn ihr Jungen, Nachgeborene der großen Zeitenwende, das Rennen gewinnen, wenn ihr die letzte Schlacht überleben solltet, dann baut die neue Welt, die kommen wird, nicht nur aus lauter Sachlichkeit und Stiefeln, dann nehm in sie aus dieser alten verfunkenen Welt ein Stück Herz mit, ein wenig Sentimentalität, und einen Rest von Phantasie, der Goethe nicht umsonst unter allen Göttern den Preis verliehen hat!

„Weihnachtsgeschenk an die Deutschen.“

Das Strikbrun-Blatt gegen die deutschen Minister und gegen Minister Déter.

„Boledni list“, das Blatt Strikbruns, wendet sich in zwei Artikeln, die es auf der ersten Seite seiner Samstagsausgabe bringt, scharf gegen den Schulminister sowie die deutschen Minister. In einem Artikel, der zweifachig unter dem Titel „Déter will den Deutschen und Magyaren die Schulautonomie geben“ erschienen ist, schreibt das Blatt:

„Die Vorlage bedeutet eigentlich die Schulautonomie für die Deutschen und Magyaren. Sie bedeutet Schweißertum im tschechoslowakischen Schulwesen. Es ist bezeichnend, daß die Regierungspresse, auch die „Károdni list“, Déter's Antrag ohne Kommentar veröffentlicht. Wir beabsichtigen aber nicht, diesen sozialdemokratischen Angriff auf den nationalen Charakter des Staates, einen Angriff, wie ihn bisher die Geschichte der Republik nicht kennt, ohne Beachtung zu lassen. Wir werden auf die Angelegenheit noch einige Male zurückkommen! Wir werden nicht ertragen, daß es auch nur die Schulautonomie den Deutschen gegeben wird, während jede Erwähnung der Autonomie seitens der Slowaken als Hochverrat erklärt wird. Umso eher werden wir die Anträge des Ministers Déter annehmen, weil der Sozialdemokrat Minister Dr. Déter angeblich der Vertreter der Slowaken in der Regierung ist.“

In einem zweiten Artikel, der unter dem Titel „Weihnachtsgeschenk für die Deutschen“ erschienen ist, wird zunächst zu der Ernennung des deutschen Vizepräsidenten der böhmischen Landesverwaltung Stellung genommen:

„Den Regierungsgedanken wurde ein Weihnachtsgeschenk bereitet. Zum zweiten Vizepräsidenten für Böhmen wurde ein Deutscher ernannt. Die Deutschen bekommen abermals eine einflussreiche Stelle, und zwar in der Selbstverwaltung. Sechs Jahre haben sie schon in der Regierung zwei Minister, von der politischen Macht gelangen sie langsam in die Verwaltung der Länder, ins Militär, in den auswärtigen Dienst. . . . Aber auch die oppositionellen Deutschen bekamen vor Weihnachten ein Geschenk. Fünf deutsche hakenkreuzförmige Abgeordnete sollten vom Abgeordnetenhaus dem Gericht ausgeliefert werden. Ueber Antrag der deutschen Sozialdemokraten wurden die Schriften des Strafverfahrens im Brünner Prozeß verlangt und der Immunitätsausschuß will augenscheinlich das Auslieferungsbegehren nach der meritorischen Seite hin prüfen. Vor einer Woche wurde bekanntgegeben, daß die Schriften, des Brünner Gerichts bereits in Prag sind. Trotzdem ist es noch immer nicht sicher, wann es zur Verhandlung des Begehrens um die Auslieferung der oppositionellen Abgeordneten kommt. . . . Warum hat es ein halbes Jahr gedauert, bevor die Schuldigen an der Demonstration in Dux ermittelt wurden? . . . Zwei deutsche Minister sorgen nur für die Deutschen. . . . Die Gesetze der Deutschen liegen in der Tasche ihrer Minister. . . . Die Deutschen in der Regierung verlangen nicht nur für ihre Parteien Kompensationen, sondern für die gesamte Minderheit, sie sprechen nicht für so und so viele Wähler, sondern für so und so viel Millionen Deutsche im Staate. . . . So ein Dr. Czech sieht, wenn er bestimmte Summen für soziale Unternehmungen ausgibt, vor sich die ganzen deutschen Gebiete. . . .“

In diesem Tone geht es weiter. Man sieht, wie gewisse tschechische Presse hat zu Weihnachten eine andere Sorgen als eine nationale Hege zu entfachen.

Die Sozialdemokratie in der Weltkrise.

Von Wilhelm Ellenbogen (Wien).

Die Schwere und Schmerzlichkeit der Wirkungen der Weltkrise erstreckt sich nicht bloß auf das materielle Gend und die Unmöglichkeit, dem ungeheuren Umfang dieses Gendes durch soziale, staatliche und kommunale Maßnahmen zu begegnen. Die Furchtbarkeit dieser Zustände wird vielmehr noch gesteigert durch die moralischen und geistigen Auswirkungen der Krise auf das Proletariat. Die sozialistische Bewegung ist aufgebrochen auf der Erkenntnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge. Im Jahr 1847 hatte Marx in Gegenwart von Friedrich Engels und des Russen Anienkow ein Gespräch mit Wilhelm Weitling, dem bekannten schwärmerischen, aber unklaren Sozialisten. Marx sagte damals in seiner unwirksamen und schmerzgerade aufs Ziel losgehenden Art: „Sagen Sie uns doch, Weitling, der Sie mit Ihrer kommunistischen Propaganda so viel Geräusch in Deutschland gemacht und so viele Arbeiter angezogen haben, die Sie ihrer Stellung und ihres Ständchen Proties beraubten, mit welchen Argumenten verteidigen Sie Ihre sozial-revolutionäre Agitation und worauf denken Sie dieselbe in Zukunft zu gründen?“ Auf Weitlings etwas verworrene Darstellung antwortete Marx, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „es sei einfach ein Betrug, das Volk aufzuwiegeln, ohne ihm feste Grundlagen für seine Tätigkeit zu geben. Die Erweckung phantastischer Hoffnungen führe niemals zur Rettung der Leidenden, wohl aber zu ihrem Untergang. Zumal in Deutschland sich an die Arbeiter zu wenden, ohne streng wissenschaftliche Ideen und konkrete Lehre sei gleichbedeutend mit einem leeren gewissenlosen Spiel mit der Propaganda“. Und Marx schloß das Gespräch mit den empörten Worten: „Niemand noch hat die Unwissenheit jemandem genützt.“

Die Weltkrise hat nun gerade die Eigenschaft, mit Hilfe der von ihr in Millionen von Köpfen erzeugten Verzerrung der Meinung und Fahigkeit zu klarem Urteil zu zerstören. Sie verwirrt die Köpfe, sie macht sie radikalen Phrasen zugänglich, ja sie zerstört von Grund aus die Resultate jahrzehntelanger Erziehung zu klarer sozialistischer Erkenntnis, die die Sozialdemokratie dem Proletariat auf Grund der „streng wissenschaftlichen Ideen und der konkreten Lehre“, die Marx geschaffen hat, angebahnt ließ. Der Wirkungsgrad dieser Marx'schen Lehren wird in Krisenzeiten von diesem Treibgang abgeschwächt

*) Anienkow, Die Zeit Januopy 1880. „Ein berühmtes Dezentum“, überlegt von S. J. Neue Zeit 1888, S. 296.

Der kapitalistische Mechanismus versagt.

Warum die Welt die Wirtschaftskrise nicht überwinden kann.

Das Berliner Konjunktur-Institut hat in seinem letzten Vierteljahresbericht, der Ende November erschienen ist, der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß sich die Welt im Uebergang von der Krise zur Depression befindet, das heißt, die krisenverschärfenden Momente haben aufgehört, es ist eine gewisse Stabilisierung der Wirtschaft auf dem Tiefstand eingetreten, ohne daß noch die ersten Anzeichen einer besseren Konjunktur sichtbar wären. Selbst wenn diese Auffassung des augenblicklichen Standes der Weltwirtschaft richtig wäre, — für die tschechoslowakische Wirtschaft ist sie bestimmt unrichtig, denn bei uns dürfte das Krisentief erst Anfang 1933 erreicht werden — hätten wir es demnach bis zur Ueberwindung der Krise der Weltwirtschaft noch weit. Dem ist tatsächlich so. Trotz aller Maßnahmen gegen die Weltwirtschaftskrise, die in verschiedenen Ländern getroffen werden, kann der Kapitalismus die Krise noch immer nicht überwinden, was darin seinen Grund hat, daß der ganze Mechanismus, durch den die kapitalistische Wirtschaft in Gang erhalten wird, immer mehr versagt.

Der versagende Preismechanismus.
Ein Mittel der Ueberwindung der Krise war in den früheren Wirtschaftskrisen der Preismechanismus. Die Preise der Waren sind bekanntlich keine festen, sondern schwanken in kurzen Zeiträumen, je nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. In den Zeiten der Konjunktur ist die Nachfrage nach Waren groß, daher steigen die Preise. In den Zeiten der Krise sinkt die Nachfrage nach Waren, es sinken also die Preise. Auf dem Tiefpunkt der Krise erreichen auch die Preise ihren tiefsten Stand und gerade die niedrigen Preise werden nun ein Mittel der Belebung der Wirtschaft. Je niedriger die Preise, desto stärker die Nachfrage. Wenn ein Automobil 30.000 Kronen kostet, kann es sich nur eine schmale Schicht von Menschen kaufen; kostet aber ein Automobil 10.000 Kronen, so ist die Anzahl der Menschen, die für den Kauf eines Autos in Betracht kommen, viel größer. So also wurden Krisen in früheren Zeiten durch einen selbsttätigen Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise überwunden. In der gegenwärtigen Krise versagt nun dieser Mechanismus. Wohl sind die Preise der Rohstoffe

um Teil bis zur vollständigen Vernichtung. Krisen sind die Zeit für Mittelstandsbewegungen, mit all ihrer Verschwommenheit und Unklarheit; sie sind der Boden für phantastische Menschheits-erlöser und Weltbeglückter, sowie für abgefeimte Betrüger, die die begreifliche Erregbarkeit der Volkstimmung für andere, dunkle, dem Proletariat feindliche Zwecke mißbrauchen. Krisen lähmen die soziale Aufbäumtheit des Sozialismus, schwächen die Kampfkraft der Gewerkschaften und die Agitationskraft der politischen Arbeiterbewegung. Solche Perioden sind die Basis für sozialistische Bewegungen. Der voraussetzungslose Scheinradikalismus solcher Bewegungen vernebelt die Hirne der Grenzschichten zwischen Arbeiter- und bürgerlicher Klasse so sehr, daß ihr utopischer Charakter, ihre auf die Entrechtung dieser Schichten gerichtete Absicht bis zur völligen Unsichtbarkeit verschleiert wird.

Aber solche Perioden sind auch gleichzeitig der Boden für radikale Arbeiterbewegungen von links her. Das sind die Zeiten, wo Blankismus, Syndikalismus, Antiparlamentarismus und Antidemokratismus Orgien feiern. Die schädigste Demagogie, wenn sie sich nur mit dem Mantel radikaler Forderungen umhüllt, findet in solchen Zeiten bei einem großen Teil des Proletariats Anklang. Der Appell an die Gewalt mit seinem berausenden Charakter findet bereitwillige Ohren. Verantwortung ist ein Begriff, der in solchen Zeiten verpönt ist.

Aber diejenigen Wortführer des Proletariats, denen Gewissenhaftigkeit und Verantwortungsbewußtsein kein leerer Schall und Rauch sind, dürfen sich durch die Tatsache, daß sie in solchen Zeiten einen unendlich schwierigen Stand haben, von der geraden Linie ihrer Pflicht nicht abwendig machen lassen. Es ist eine harte Aufgabe, verzweifelten Gemütern Barmherzigkeit und Einsicht predigen zu sollen und Vätern mit hungrenden Kindern kurzumachen, daß abenteuerliche Gewaltaktionen nur zur Zerstörung der Kampfkraft führen und ertünnende Nachpositionen auf Jahrzehnte wiederum zurückwerfen müssen. Aber da gibt es kein Verzagen, keine Entmutigung, sozialdemokratische Vertrauensmänner dürfen sich durch die geistige und moralische Not der Zeit nicht einschüchtern lassen. Sie werden in ihrer Pflichterfüllung durch das Bewußtsein gestärkt werden, daß kein Geringerer als Karl Marx hinter ihnen steht, der ihnen die Lehre eingeschärft hat: „Es sei einfach ein Betrug, das Volk aufzuwiegeln, ohne ihm feste Grundlagen für seine Tätigkeit zu geben.“ denn mehr als je ist in dieser schweren Zeit Arbeit des Fieles und Rührerheit des Urteils im Interesse des Proletariats notwendig.

außerordentlich stark gesunken, aber die Preise der Fertigwaren sinken nicht in demselben Maße. Die Preise der Waren werden gegenwärtig vielfach bestimmt durch Kartelle und Trusts, welche die Preise höher halten als dies der gesunkenen Nachfrage entsprechen würde. Dadurch kann also die Nachfrage nach Waren nicht belebt, die Krise so schwer überwunden werden.

Der internationale Kapitalstrom stockt.
Ein zweiter versagender Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise ist die Verschlackung des Zinsgeschäftes. Seit Jahrhunderten können wir die Beobachtung machen, daß die wirtschaftlich fortgeschrittenen Länder die wirtschaftlich zurückgebliebenen Länder mit Kapital versorgen. Dadurch wird die Wirtschaft in den ökonomisch zurückgebliebenen Ländern belebt, genau so wie trockenen Boden durch Wasserzufuhr fruchtbar wird. Das Mittel, dessen sich die kapitalistische Wirtschaft bedient, um den Kapitalstrom aus kapitalreichen in kapitalarme Länder zu lenken, ist das Zinsgeschäft. In den kapitalreichen Ländern nämlich ist das Angebot an Kapital groß, der Zinsfuß daher niedrig. In den kapitalarmen Ländern ist aber große Kapitalnachfrage und daher der Zinsfuß hoch. Das Kapital fließt nun aus den Ländern niedrigeren Zinsfußes in die Länder höheren Zinsfußes, weil der Kapitalist lieber zehn Prozent als zwei Prozent verdient. Nun ist aber gegenwärtig dieser Kapitalstrom gestört, weil einzelne Länder sich in so schlechten Finanzverhältnissen befinden, daß die Kapitalisten besitzten, überhaupt um ihr Geld zu kommen. Kein noch so hoher Zinsfuß genügt dem Kapitalisten, um dieses Risiko auszugleichen. So werden also die kapitalarmen Länder wenig befruchtet, die Entwicklung der Wirtschaft in diesen Ländern stockt.

Die fixen Kosten.
Eine andere Schwierigkeit für die Industriekapitalisten in der heutigen Zeit ist die folgende: Früher hat der Unternehmer, wenn die Krise kam, einfach Arbeiter entlassen und so die Produktionskosten gesenkt; das Unternehmen hat eventuell den Betrieb stillgelegt und alle Arbeiter entlassen, so daß keine Produktionskosten fast bis auf Null sanken. Die Rationalisierung, die in der der heutigen Krise vorangegangenen

Konjunktur besonders intensiv betrieben wurde, hat nun zur Folge gehabt, daß das Sachkapital innerhalb des Gesamtkapitals eine viel größere Bedeutung hat als das Lohnkapital. Um bestimmte Maschinen anzuschaffen, hat der Kapitalist sich das Geld von der Bank gegen hohe Zinsen ausbezogen. Diese Zinsen konnte er leicht bezahlen in der Zeit der Konjunktur, er kann sie schwer bezahlen, wenn der Betrieb eingeschränkt arbeitet und er kann unter Umständen überhaupt nicht bezahlen, wenn der Betrieb vollkommen stillsteht. Während also der Kapitalist früher durch Arbeiterentlassungen die Ausgaben für das Unternehmen fast bis auf den Nullpunkt herabziehen konnte, muß er heute in der Krise dieselben Zinsen zahlen wie einst in der Konjunktur, da er mit Hochdruck arbeiten konnte. So nun der Unternehmer die Zinsen nicht zahlen kann, schlägt die Bank sie zum Kapital auf, die Schuld des Unternehmers wird immer größer und übersteigt den Wert seines gesamten Unternehmens. So gehen die Unternehmungen, die noch hätten eingeschränkt arbeiten können, an der Last ihrer Zinsen zugrunde. Auch da versagt also der kapitalistische Mechanismus, der darin besteht, daß die Banken den Unternehmungen Geld borgen und das Industriekapital mit Hilfe der erzielten Profite die Zinsen zurückzahlen.

Auch der Währungsmechanismus versagt.
Auch der Währungsmechanismus versagt augenblicklich. Der Rückgang der Ausfuhr der einzelnen Staaten zwingt sie, Maßnahmen zum Schutze ihrer Währung zu ergreifen. Wenn beispielsweise die Einfuhr in der Tschechoslowakei die Ausfuhr weit übersteigt, dann entzieht eine außerordentlich große Nachfrage nach fremden Wäluen und Devisen, mit denen man die Einfuhr bezahlen muß und damit die Gefahr des Sinkens der tschechoslowakischen Krone. Um diese Gefahr abzuwenden, droffelt man nun die Einfuhr. Dasselbe tun die anderen Länder. Die Einfuhr der anderen Länder ist aber unsere Ausfuhr und mit der Drofflung der Einfuhr der anderen Länder sinkt unsere Ausfuhr, wird also die Krise verschärft, wächst das Heer der Arbeitslosen. Wir sehen also in der heutigen Wirtschaft, daß der Schutz der Währung der Staaten zur Zerstörung ihres Außenhandels und damit zu einer weiteren Verschärfung der Krise führt: Der Währungsmechanismus verschärft die Wirtschaftskrise.

Die Industrialisierung der Kolonialländer.
Es gibt Volkswirtschaftler, die der Meinung sind, daß die gegenwärtige Wirtschaftskrise dadurch überwunden werden wird, daß der Kapitalismus neue Länder sich einverleiben und die Einwohner der noch tief im Feudalismus stehenden Länder zu Abnehmern industrieller Waren machen wird. So erwartet man, daß insbesondere China, wenn es die Epoche der Bürgerkriege überwunden haben wird, ein aufnahmefähiger Markt für die Industrie Europas werden wird. China hat 400 Millionen Einwohner, das ist mehr als Europa ohne Sowjetrußland (360 Millionen) und wenn nun China Eisenbahnen und Autostraßen, Hochöfen und Zuckerraffinerien, chemische Fabriken und Textilfabriken bauen wird, dann wird die europäische Schwerindustrie, welche Lokomotiven und Waggons, Eisenbahnmaterialien, Automobile und Fabrikmaschinen liefern wird, einen ungeheuren Auftrieb erfahren. Mag sein, daß dies eintreffen wird. Aber diese Entwicklung könnte Europa, das übrigens gerade in China der amerikanischen und japanischen Konkurrenz ausgeht sein wird, nur eine Atempause von wenigen Jahren gewähren. Wenn nämlich China und Indien genau so industrialisiert sein werden, wie etwa Sowjetrußland nach dem zweiten Fünfjahresplan, dann wird der Markt für europäische Industrieprodukte noch enger werden, denn dann werden die bisherigen Kolonialländer alle Industriewaren, die sie aus Europa bezogen haben, selbst erzeugen, dann aber würde eine Krise über uns hereinbrechen, die noch verheerender wäre, als die heutige, dann würden wir ein Heer von Arbeitslosen auf der ganzen Welt haben, das nicht 35 bis 40 Millionen, sondern 100 Millionen betragen würde. Während früher der kapitalistische Mechanismus Krisen dadurch überwunden, daß er neue Länder zu Abnehmern industrieller Waren gemacht hat, so droht durch die Industrialisierung der ganzen Welt, daß auch dieser Ausweg für den Kapitalismus versperert wird.

Man sieht, daß tatsächlich die Mittel, welche bisher der Kapitalismus angewandt, um über Krisen hinwegzukommen, immer mehr versagen. Mag sein, daß durch Regelung des Problems der internationalen Schulden, durch die Erschließung neuer Absatzmärkte, durch die Maßnahmen der künftigen Weltwirtschaftskonferenz eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt werden wird, aber selbst eine solche Anhebung der Weltwirtschaft würde die Zahl der Arbeitslosen nicht in dem Maße herabdrücken, wie dies in früheren Konjunkturen gewesen ist und die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse wird wohl nicht von langer Dauer sein. Immer schwerer arbeitet die Mechanik des Kapitalismus, immer mehr versagt die kapitalistische Mechanik, immer notwendiger wird es, an die Stelle des Markt- und Zinsmechanismus des Kapitalismus eine andere Mechanik, nämlich die planmäßige Regelung der Produktion zu setzen. Der Kapitalismus wird reif zum Untergang; es naht die Zeit des Sozialismus!

gerecht, in der der Reichtum und Ueberfluß der Einen die Not und das Elend der Anderen begründet? Hat eine solche Gesellschaftsordnung noch einen Sinn, wenn durch sie mit jedem Tag die Zahl jener wächst, der sie nichts zu bieten vermag, weder Arbeit noch Brot, weder Wohnung noch Kleidung? Man preißt die Großtaten menschlichen Geistes, bewundert die Wunderwerke der Technik, hat die Luft und das Wasser erobert, der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht, hat die wildbrausenden Fluten der Bäche und Ströme gebändigt und alles in den Dienst der Produktion gestellt. Die Möglichkeiten der Gütererzeugung sind unbegrenzt, durch die modernen Verkehrsmittel, sind die Entfernungen zusammengeschrumpft. Und dennoch Not und Elend wohnt wir schauen. Der moderne Kapitalismus, der Träger dieses ganzen Systems hat in dem gigantischen Rationalisierungsprozeß der letzten Jahre eine Kleinigkeit außer acht gelassen. Er hat vergessen, daß zu dem Begriff Wirtschaft zwei Faktoren gehören, von denen jeder den anderen zur Voraussetzung hat: Produktion und Konsum.

Die wunderbaren Maschinen, das laufende Band, Benzin und Elektrizität haben die menschliche Arbeitskraft immer mehr zu einem sekundären Faktor gemacht, sie vielfach völlig ersetzt. Im gleichen Maße ist die Massenerzeugung von Gütern gestiegen. Im gleichen Tempo aber als die Produktion mechanisiert wurde, als die Maschine den Menschen verdrängte, sank die Konsumkraft der Massen. 30.000.000 Arbeitslose sind gleichbedeutend mit ebensovielen konsumunfähigen Menschen. Die Massenproduktion hat nur dann einen Sinn, wenn ihr ein gleich großer Massenkonsum gegenübersteht. Dieses Verhältnis zu regeln vermag der Kapitalismus nicht mehr. Er hat den Akt abgelagt, auf dem er sah, er vermöge seine Sklaven nicht mehr zu ernähren.

Die Situation ist ernst. Aus dem bürgerlichen Lager aller Parteirichtungen ertönt der Ruf nach „Planwirtschaft“. Eine späte Erkenntnis und ein Eingeständnis zu gleich. Sie erkennen, daß Gefahr im Verzuge ist und daß die bisher immer als die beste geprüfte Gesellschaftsordnung und die Wirtschaft, der sie entspringt, planlos und ziellos, also anarchisch ist. Sie rufen nach Planwirtschaft und glauben vielleicht daran, daß im Rahmen des Kapitalismus eine Wirtschaft möglich sei, die den Lebensbedürfnissen der Menschen gerecht zu werden vermag. Sie verneinen die früheren Formen der Wirtschaft wiederherstellen zu können. Eines so falsch wie das andere. In der geschichtlichen Entwicklung gibt es kein Zurück. Sie vollzieht sich nach ihren eigenen Gesetzen. Eine gigantische Epoche der Geschichte geht ihrem Ende entgegen.

Aus der Arbeiter-Sängerbewegung.

Die Vorbeeren, die sich einige Marionetten Moskauer bei der Spaltung des Bundes der Freidenker, des Turnerbundes sowie anderer Verbände geholt haben, spornen sie zu weiterem „Sondieren“ an. Gegenwärtig ist das Bestreben der Kommunisten darauf gerichtet, den angeblich verbürgerlichten, faschistischen Arbeiter-Sängerbund ins „revolutionäre Kampflager“ hinüberzuführen. Während sich die bürgerlichen deutschen Sängerverbände gegen den Kulturbolschewismus der Arbeiter-Sänger wenden, und von diesem das deutsche Lied bedroht sehen, „revolutionieren“ die linken kommunistischen Verursacher im Auftrage des Polbüros deshalb unseren Arbeiter-Sängerbund, weil er verbürgerlicht und faschistisch sei. Diese Gegenüberstellung ist der klarste Beweis dafür, daß sich der Arbeiter-Sängerbund auf dem rechten Wege befindet.

Am 19. Jänner wurde in Reichenberg der schon durch Jahre zum Abrollen bereitgestellte Stein langsam in Bewegung gesetzt. Hierüber berichteten die kommunistischen Tageszeitungen unter der Überschrift: „Eine entscheidende Wendung in der Arbeiter-Sängerbewegung.“ Es handelte sich um eine Konferenz in Reichenberg bzw. um die dort gefaßten Beschlüsse zum Bundeskongreß, der zu Neuen in Bodenbach stattgefunden hat. Den Bundeskongreß wollten die Kommunisten zu einem Exerzierfeld für kommunistische Agitationsredner machen. Die „Reichenberger Arbeiter-Sänger“ (7) hatten sich sogar bereit erklärt, den Referenten für ein politisches Referat auf dem Bundeskongreß zu stellen. Weil der Bundeskongreß einen für die Kommunisten ungünstigen Verlauf genommen hat, spielen sie den wilden Mann.

Die beiden Gauen Reichenberg und Gablung haben eine „Opposition“ im Sängerbund organisiert und ein Flugblatt hinausgegeben, in welchem alle Vereine offen zur Sabotage der Bundeskongreßbeschlüsse aufgefordert werden. Daß sich der Bundesvorstand gegen diese zerstückende Tätigkeit wehrt, ist selbstverständlich. Er erklärte nach verschiedenen Warnungen, daß sich zwei Vereine durch ihr Verhalten selbst außerhalb des Bundes gestellt haben. Ingeachtet dessen haben die Kommunisten ihre Spaltungsarbeit weiter fort und sie haben es bereits soweit gebracht, daß der Riß durch den Arbeiter-Sängerbund allen Wahrnehmungen nach nicht mehr aufzuhalten sein wird. Die Kommunisten werden sich also demnächst wieder einmal rühmen können, durch Zerstückung des Arbeiter-Sängerbundes eine „revolutionäre Tat“ begangen zu haben.

Unsere Genossen in der Sängerbewegung werden sicherlich Mittel und Wege finden, um der zerstörenden Tätigkeit der Kommunisten eine erfolgreiche Aufbaurarbeit entgegenzustellen.

Wie lange Boncour?

Zwischen den Klassen.

Paris, 23. Dezember. (Eigenbericht.) Maßgebend für die Beurteilung einer neuen französischen Regierung ist nicht so sehr die offizielle Regierungserklärung, die meist nur sorgfältig abgegebene Allgemeinheiten enthält, als die improvisierte Rede, die der Ministerpräsident im Laufe der Debatte als Antwort auf die gegnerischen Interpellationen zu halten pflegt. Der wahre Charakter des Kabinetts Paul Boncour als einer entschieden linken Regierung ist erst durch die Antwort zum Ausdruck gekommen, die der neue Regierungschef im Laufe der Nacht zum Freitag den Interpellanten erteilt hat. Hier hat er sich offen dazu bekannt, daß er am liebsten mit den Sozialisten zusammenregieren würde und er deren Abgabe aufrichtig bedauere. Er hat weiter betont, daß er die grundsätzlichen Forderungen des sozialistischen Aktionsprogramms — das ist u. a. die Verstaatlichung der Eisenbahnen und der Versicherungsgesellschaften — als berechtigt anerkenne und nur wegen der gegenwärtigen schlechten Konstellation des Staates ihre Durchführbarkeit im Augenblick verneinen müsse. Er hat sich ferner freimütig zu der Auffassung bekannt, daß der demokratische Staat die Ideen und Forderungen der organisierten Arbeiterschaft berücksichtigen müsse.

Das sind mutige Worte, die man aus dem Munde eines französischen Ministerpräsidenten bisher mit ähnlicher Deutlichkeit nicht vernommen hat. Sie beweisen mindestens das eine, daß Paul Boncour seine 15jährige Zugehörigkeit zur sozialistischen Partei, die erst vor Jahresfrist beendet wurde, nicht verleugnet. Die überaus sympathischen Worte, die Léon Blum dem Ministerpräsidenten gewidmet hat, zeigen weiter, daß diese Scheidung ohne Groll vollzogen wurde und man in den Reihen der Sozialisten den neuen Regierungschef nicht als einen Ueberläufer, sondern als einen Mann betrachtet, der sich zwar in die Tradition und die Disziplin der Partei nicht einzuordnen vermochte, der aber ihren Ideen nach wie vor nahe steht und der Demokratie sowie der Arbeiterklasse noch wertvolle Dienste zu leisten vermag.

Diese demonstrative Anlehnung an die äußerste Linke bedeutet natürlich für Paul Boncour und sein Ministerium eine Gefahr. Denn

ein großer Teil der gegenwärtigen Einkommensmehrheit fürchtete nichts mehr als die Abhängigkeit von den Sozialisten. Das gilt in erster Linie für die unzuverlässigen Gruppen der Mitte, die aus Klassenmäßigen Gründen eine „Konzentration“ oder gar eine Rechtsregierung vorziehen würden.

es gilt aber auch für einen großen Teil der Radikalen, die als stärkste Fraktion eine solche Abhängigkeit auf die Dauer nicht vertragen können.

Das Ergebnis der Abstimmung in der Kammer in der Nacht zum Freitag, das eine Mehrheit von 215 Stimmen für die Regierung aufweist, kann über die Schwierigkeiten, die der Re-

gierung Paul-Boncour drohen, nicht hinwegtäuschen. Einstweilen hat Paul-Boncour sein Finanzprogramm noch nicht entwickelt und nur ganz andeutungsweise zum Ausdruck gebracht, daß er die Einwände der Sozialisten gegen verschiedene Finanzpläne der Regierung Herriot, namentlich gegen die Kürzung der Beamtengehälter, berücksichtigen wolle. Aber sobald seine eigenen Pläne konkrete Gestalt annehmen und wenn sie die Interessen der bestehenden Schichten bedrohen,

wird man sehr schnell erleben, wie der gesamte, mächtige Apparat des französischen Kapitalismus in Bewegung gesetzt wird, um diese Regierung zu Fall zu bringen.

Sei es, daß Paul-Boncour gezwungen wird, einen Teil seiner Aufwändigungen nicht zu verwirklichen und damit die Kluft zwischen ihm und den Sozialisten aufgerissen wird, sei es, daß ein Teil der Radikalen demnach unter Druck gesetzt wird, daß die Regierung auseinanderfällt. Es wird der ganzen, übrigens nicht geringen persönlichen Autorität und Geschicklichkeit Paul-Boncours bedürfen, um dieser doppelten Gefahr schon in der nächsten Zeit zu entgehen.

Was den außenpolitischen Teil seiner Ausführungen betrifft, so muß man Paul-Boncour das Zeugnis ausstellen, daß er mit viel Takt und Geschick es vermieden hat, irgendwelche Worte zu sprechen, die die bestehenden Gegensätze mit Deutschland in der Gleichberechtigungsfrage und mit Amerika im Schuldenproblem zu vertiefen geeignet gewesen wären. Er hat dabei den französischen Standpunkt klar betont, aber jede überflüssige Schärfe unterlassen. Daß er damit die Opposition der Rechtsparteien nicht entzweit hat, war selbstverständlich, spricht aber nur zu seinen Gunsten.

Alles in allem eine glückliche und vielversprechende Einführung durch einen Mann, der zum erstenmal an der Spitze einer französischen Regierung steht, deren Kurs er bewußt, soweit wie nur möglich, links steuern will. Aber gerade diese Absicht mag für die Lebensdauer seines Kabinetts verhängnisvoll werden.

Ein Artikel Léon Blums.

Paris, 24. Dezember. Im „Populaire“ äußert sich Léon Blum über die Beziehungen zwischen der Regierung Paul-Boncour und den Sozialisten. Das Programm des Kabinetts Paul-Boncour stehe dem sozialistischen Programm zwar nicht mehr so nahe, daß eine Zusammenarbeit ins Auge gefaßt werden könnte, aber es mache es den Sozialisten doch möglich, der Regierung Vertrauen zu schenken. Bei Meinungsverschiedenheiten gegenüber der Regierung werde die sozialistische Kammerfraktion die bestehenden Schwierigkeiten ganz ungebunden und in jedem einzelnen Fall prüfen. Ein gemeinsamer guter Wille werde mitunter genügen, um das Hindernis zu überwinden oder zu umgehen.

„Fest und geschlossen in der Hand des Führers.“

„Der Tag“ hat von Strasser rasch wieder zu Hitler zurückgefunden und dadurch ein wenig Abwechslung in seine Spalten gebracht. Das Zweifeln an der Primadonna war doch kaum noch auszuhalten.

Strasser, der nach dem „Tag“ tatsächlich nur einen kleinen Erholungsurlaub angetreten hat, wurde durch das rasche Zupacken des um seine Pflichten besorgten Oberlofs tatsächlich festgelegt und Hitler hat das Heft wieder fest in der Hand. Das schildert „Der Tag“ so:

Unter diesem Trommelfeuer der Gegner macht die NSDAP ohne Zweifel ein sehr lautes und kritisches Stadium ihrer Entwicklung durch, zumal der „Ball Strager“ bis tief in Führertreife hinein erschütternd gewirkt hat. Ebenfalls klar ersichtlich ist aber heute schon, daß die Partei fest und geschlossen in der Hand ihres Führers Hitler ist und daß sie die „Krise“ unter dieser Führung rasch und sicher überwinden wird. Das innere Lebens- und Entwicklungsgesetz einer so gewaltigen Bewegung, wie es der Nationalsozialismus in Deutschland ist, kann nicht durch persönliche Konflikte verändert oder geändert werden. Die Neuorganisation der Partei geht selbstverständlich, wie jeder große Umbau, nicht ohne persönliche Verstimnungen ab. Die Bewegung als solche aber kann dadurch nicht beeinflusst werden. Für sie hängt vielmehr alles davon ab, daß sie sich ihren Bleib- und ihrer Sendung gerecht wird. Den rechten Weg zu finden, muß Sache des Führers sein. Daß dieser Weg in der jetzigen Situation schwierig ist, weiß jeder, der die einzelnen Stufen seit der Präsidentenwahl verfolgt. Der Nationalsozialismus wird auch diese (vielleicht) schwierigste Etappe seiner Entwicklung überwinden, wie er aus allen Jähren noch immer siegreich hervorging.

Vor einigen Tagen hat sich das nationalsozialistische Organ noch Gedanken über den Weg zum Dritten Reich gemacht. Nun aber bekann es ein, daß es Sache des Führers sein müsse, den rechten Weg zu finden.

Das Weibsträndern Hitlers kann also wieder von vorne beginnen. Die Bewegung „als solche“ wird unter seiner glorreichen Führung die neueste Etappe auf dem Wege nach rückwärts zweifellos „erfolgreich“ durchlaufen.

Ein Unterführer Röhm's.

Es hat noch keine politische Organisation gegeben, in der so viele Verkommenheit und moralische Haltlosigkeit zutage getreten ist, wie in Hitlers SA! Die Röhle der SA-Leute und SA-Führer, die fittlich gestraubelt sind, ist Legion! An der Spitze steht ein Mann, dessen moralische Haltlosigkeit gerichtsunterstellt ist. Ist es ein Wunder, daß in den Kreisen seiner Unterführer die fittliche Verkommenheit Platz greift?

Ein neuer Fall leuchtet aufs neue in diesen Sumpf hinein. Der SA-Führer von Karlsruhe in Oberfranken ist ein gewisser Heinrich Horn. Dieser Erneuerer der deutschen Kultur hat seit Jahren seinen beiden eigenen Töchtern nachgestellt. Während die Ältere sich mit Erfolg wehrte, hat er die Jüngere jahrelang unter Zwang und Drohungen zur Blutschande gezwungen. Er ist jetzt wegen fortgesetzten Verbrochens der Blutschande zu 2 1/2 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Dieser Mann hat in der rohesten und gewaltsamsten Form seine väterliche Autorität mißbraucht, um sich seine eigene Tochter gefügig zu machen. Das ist die Schule der neuen Kultur in Hitlers SA! Kann man sich darüber wundern, daß solche Elemente dem Dillerschumpf zulaufen, wenn Leute wie Röhm, Münchmeyer und Co. die bevorzugten Freunde von Hitler sind?

Ein Dank, der Dank verdient!

Der Zentralverein der Lehrerinnen anerkennt die Tätigkeit der Genossinnen Mainz und Kirpal.

Von der Fassung eines großen Lehrerverbandes, dessen Tonart in Sachen der Gehaltsföhrung wie unlängst in einem Leitartikel einer nur allzu sehr berechtigten Kritik unterziehen mußten, und von der Ausdrucksweise so mancher aufgeregter Proteste aus Kreisen der betroffenen Lehrer- und Angestelltenorganisationen hebt sich vorteilhaft ein Schreiben ab, das der Zentralverein der deutschen Lehrerinnen in Böhmen — keineswegs etwa eine sozialdemokratische Organisation — nach der Annahme des Gehaltsgesetzes an unsere beiden Frauen-Abgeordneten, die Genossinnen Mainz und Kirpal, gerichtet hat. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Zentralverein der deutschen Lehrerinnen in Böhmen.

Böhm.-Rammsh, 22. Dezember 1932.

Sehr geehrte Frau Abgeordnete!

Das Gesetz über den Gehaltsabbau wurde am 20. Dezember 1932 vom Parlamente beschlossen. Es war voraussehen, daß eine vollständige Ablehnung der Regierungsvorlage nicht zu erreichen sein wird; umso höher wissen es die weiblichen Angestellten zu werten, daß wenigstens die harten Bestimmungen, die für die verheirateten weiblichen Angestellten und die Aushilfslehrerinnen vorgesehen waren, schon vor Verteilung des Entwurfes gestrichen wurden.

Der Zentralverein der deutschen Lehrerinnen in Böhmen ist sich bewußt, daß diese Streichung nur dem züchtigeren und tatkräftigen Eintreten der weiblichen Abgeordneten zu danken ist, die mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit das große Ziel der Gleichberechtigung der Frau unerbittlich verfolgt und auch erreicht haben.

Die unterzeichneten Vertreterinnen gestatten sich, Ihnen, verehrte Frau Abgeordnete, für das harte Ringen um diesen Erfolg den herzlichsten Dank auszusprechen.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung zeichnen

für den Zentralverein der deutschen Lehrerinnen in Böhmen

Die Vorsitzende: Die stellv. Schriftf.: Else Anderjch. Else Thum.

Hier spricht es endlich eine große Ständesorganisation der Lehrerinnen ganz offen aus, daß an eine vollständige Ablehnung der Gehaltsföhrung in den Kreisen der Betroffenen so gut wie niemand gedacht hat, sondern daß sie sich von vornherein nicht der harten Einsicht verschlossen haben, daß in einer derartigen Krisenzeit, wie wir sie heute erleben, es nicht länger möglich sein wird, daß der Staatsangestellte nach drei Krisenjahren noch weiter sein Einkommen völlig ungeschmälert erhalte, während rings um ihn Hunderttausende Existenzen vielfach auch aus feiner Gesellschaftslosigkeit der Verelendung anheimfallen und die Einnahmen des Staates, seines Arbeitgebens, rapid sinken.

Es freut uns darum doppelt die Anerkennung, die das Wirken unserer Genossinnen und damit auch die unermüdete Arbeit unseres gesamten parlamentarischen Klubs gefunden hat.

Es freut uns namentlich auch, daß hier von einer großen Ständesorganisation offen anerkannt wird, daß dank der Arbeit der Sozialdemokraten der ursprünglichen Vorlage des Finanzministers die ärgsten Giftzähne bereits ausgerissen waren, ehe sie überhaupt ins Parlament kam!

Hoffentlich wird auch jeder einzelne der betroffenen Staatsangestellten bald erkennen, vielmehr seinem einsichtsvolleren Ich bald offen zugeben, daß er gerade bei den Verhandlungen über den im Ganzen unermesslichen Gehaltsabbau in den Sozialdemokraten die besten Vertreter hatte und daß hinter all dem Phrasenschwafel, mit dem ihn die auf dem Wählerfang begriffenen Oppositionsparteien jetzt überhäufen, nichts anderes steckt als skrupelloseste Demagogie, die es leicht hat, Staatsangestelltenfreundlichkeit zu mimieren, weil sie genau weiß, daß sie so bald nicht in die Lage versetzt werden wird, die Probe aufs Exempel zu machen und auch nur den zehnten Teil der mit Pathos beteuerten Versprechungen wirklich inbarer Münze einzulösen!

Lügen um die Goldherabsetzung.

Die kommunistische Presse riß die Behauptung auf, daß die Goldherabsetzung ohne ein besonderes Gesetz möglich sei und daß sie noch immer auf der Tagesordnung stehe.

Der Widerstand der sozialistischen Parteien gegen die geplante Goldherabsetzung ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß er die Freunde der Goldherabsetzung gezwungen hat, von ihrem Vorhaben abzusehen.

Die Sozialdemokraten werden der Goldföhrung nicht zustimmen und den Soldaten dadurch besser dienen als die Kommunisten, die durch vorreißige und gehässige Meldungen lediglich Unruhe unter sie tragen.

Tagesneuigkeiten

Kinder Klagen!

Wie schrecklich sind für Kinderstimm
Des Glends bange Sorgen;
Die Tage schleichen dieser hin
In unsere Lebensmorgen.

Der Sang der Welt! Ein fassliches Lied
Voll Habgucht, Neid und Grauen!
Uns Kinder jede Freude flieht,
Weil wir nur Glend schauen.

Und ist doch Freud' wie Sonnenschein
Notwendig zum Gedeihen —
Doch müssen wir im Schatten sein
Und hüllen Gräberreihen.

Die Menschheit feiert Weihnachtszeit,
Das schöne „Fest der Liebe“?
Für uns bleibt Hunger nur und Leid
In diesem Weltgerichte.

Wir klagen an die harte Welt,
Die alles raubt uns Kleinen,
Der es wohl gar als recht gefällig,
Wenn Kinderzangen weichen.

Karl Sieber.

Wirksamer als Radium?

Eine epochale Entdeckung zweier deutscher Forscher?

Berlin, 22. Dezember. Die Forscher Doktor Brach und Dr. Lange haben eine Hochspannungsanlage erbaut, mit der es ihnen gelang, die Atome von sechs Elementen, darunter von Blei, zu zertrümmern. Die von den beiden Forschern erzeugten Kathodenstrahlen übertrugen in ihrer Wirkung und Durchdringungsgeschwindigkeit diejenigen der Strahlen des Radiums bei weitem. In gemeinsamer Arbeit der beiden Forscher mit dem Krebsforschungsinstitut der Berliner Universität ist im letzten Jahr eine große Anzahl biologischer Versuche durchgeführt worden, wobei es sich herausgestellt hat, daß die Kathodenstrahlen bei Heilversuchen an Tieren in vieler Beziehung wirksamer waren als die Radiumstrahlen.

Kein Stall wie jener von Bethlechem stand der kalten Blutungen, der allzu jungen Mutter offen, als ihre schwere Stunde kam. Nicht einmal ein rotes Kreierdach bot ihr Unterschlupf, und keine Wärme — denn nicht überall in deutschen Landen gibt es Höhlen, in denen die Kerne sich verfrachten können. Aber — Gnade des Himmels! — Gebirge gibt es doch, hinter einen Busch froh das Mädchen, das elfjährige Mädchen, das, selber noch ein Kind, einem Kinde das Leben schenken sollte. — Ein paar Tage vor Weihnachten. Da die das Mädchen, in dem doch, da es so jung noch war, noch Kindheitsweichheitsströme blühen mußten, an jene Wundernacht, von der die Sage erzählt, an jene Wundernacht, in der eine ganz junge Mutter, vielleicht um wenigstens nur älter als sie, die in die Wüste Verbannte, einem Knaben das Leben gegeben? Stiegen zum allerersten Male im jungen Mädchenherzen bittere Gedanken auf, drängten in ihrem verdunkelten Gehirn sich schmerzliche Vergleiche? Bei jener anderen Mutter war in schwerer Stunde der Gefahr, waren die freundlich-kühnlichen Tiere des Stalles, es kamen von nächstlichen Lagerfeuern bewundernd die einfachen Hirten. Sie, die jüngere, die erst elfjährige Mutter, war allein, ganz allein! Allein in der Kälte der Nacht, allein unter sternlosem Himmel. . . Vorübergehende, fanden bei Tag, halb verborgen unterm Buschwerk, die Leiche der elfjährigen Mutter und die eines neugeborenen Kindes. Im Gedächtnis war das Mädchen zur Welt gekommen. Dann hatte seine kindliche Mutter es erdrosselt. Und dann Gift genommen. — Das war auf der Landstraße bei Pöls, einer Kreisstadt im Neiderösterreich, bester Potodom im strengsten Breiten. In Pöls ist eine Lungen- und Linderheilstätte, aber auch ein Amtsgericht. Im Amtsgericht wird darüber gewacht, daß die streng christlichen Gesetze eingehalten werden, die jede Schwangerschaftsunterbrechung bei schwachen Trossen verbieten, auch wenn ein Mädchen, das wirklich kaum wissen konnte, was ihm geschah, durch irgend einen Lumpen zur Mutter gemacht wurde. Denn so will es jener grausame Gott, den die Blasen aus dem antiken Heiland der alten Tage gemacht haben, daß kindliche Menschen vernichtet werden durch harte Tugenden und harte Seelen — Maria gab in einem Stalle einem Kinde das Leben. Und freudig strahlte ein Stern am Himmel auf. . . In einem Bande mit freier, natürlicher denkenden Menschen konnte die junge Mutter glücklich ihr Kindchen anlächeln. — In der Kälte der Geburt jenes Knaben werden in Kirchen auf den Knien liegen jene, vor deren starkem, unbewußtem Dramencharakter die elfjährige Mutter in die Wüste floh. — Kein triumphierender Stern an purpurtem Himmel! Kein Lobgesang einfacher Menschen! Nicht, lächlos steht in der Nähe von Pöls, einmündig an irgend eine Kriegsepisode, ein Standbild der Boruffa.

Medizinalkapitalismus und Tuberkulose.

Wir veröffentlichen den nachstehenden Aufsatz als wichtigen Diskussionsbeitrag zum Thema „Tuberkulosebekämpfung“.

Das gibt es. Es ist ein Irrtum zu glauben, der Arzt fühle sich berufen zu helfen, er ist berufen, zu behandeln. Der ärztliche Stand ist durch die Ueberfülle an Doktoren und die wachsende Enge immer wirtschaftlicher Möglichkeiten — bei gleichgebliebenen Ansprüchen — genau so von kommerziellen Ideen im Konkurrenzkampf geleitet, wie die übrigen „Produzenten“ des kapitalistischen Systems. Der Münchner Kassenhygieniker Prof. Dr. Fritz Benz hat in den zwei ersten Auflagen seines Buches „Menschliche Auslese und Kassenhygiene“ einbekannt:

„Doch es müßte wäre, die Geschlechtskrankheiten ganz auszurotten, daran kann kein Zweifel sein. Auch auf diesem Gebiet hätte freilich der Gesundheitsüberwiegende wirtschaftliche Interessen entgegen. Man muß sich nur einmal klar machen, daß durch eine wirklich ernsthafte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht nur viele Hunderte von Fachärzten brotlos werden, sondern auch zehntausende andere Kräfte in ihrem ohnehin kaum zum Leben ausreichenden Einkünften schwere Einbuße erleiden würden. Es wäre ungesund, wenn man von den Ärzten einfach die Aufopferung ihrer Kräfte im Interesse der Volksgesundheit verlangen würde.“

In der Tuberkuloseindustrie spielt sich seit 20 Jahren ein Drama ab, dessen erschütternder und bekanntester Akt das Lübeck-Kindersterben war. Prof. Friedrich Franz Friedmann in Berlin behauptet seit 15 Jahren, eine Vaccine gefunden zu haben, die in 95 Prozent die Frühstadien der Tuberkulose nach zwei oder wenig mehr Einspritzungen heilt. Das ist so ziemlich der höchste Prozentfuß an Heilungen den wir in der Medizin kennen. Ueber dieses Mittel schrieb der große Carl Ludwig Schleich im November 1921:

„Infolge einer in jüngster Zeit organisierten absoluten Blockade der Presse, insbesondere der medizinischen Fachpresse, werden alle für das Mittel günstig lautenden ärztlichen Berichte ungelesen. Tagesgenossen werden gegnerische Äußerungen an sichtbarster Stelle aufgenommen, ja es wird sogar für die Weiterverbreitung derselben in der Tagespresse gesorgt. Widrigstellungen von Seiten der Anhänger des Mittels werden fast stets abgelehnt, und zwar unter den lächerlichsten Vorwänden.“

Das günstig lautende Referat von Dr. Wehl im Plenum des preussischen Landtags fand wenig Beachtung. Das Gutachten des staatlichen Prüfungsausschusses (1919-1923) lautete zuerst überwiegend günstig, wurde dann aber von einer Minorität in das Gegenteil umgedreht; dieses neue Gutachten, das der Referent Wehl „arglistig“ nannte, diente nun zur eifrigen Propaganda gegen die F-Vaccine. Der Benz ist also freigelegt durchs Land gezogen, denn selbstverständlich ist für die Kugeln der Volksseele die übliche therapeutische Selbsteinstellung lukrativer als wenige Vaccine-Injektionen. Daß in

vorgeschrittenen Fällen die F-Vaccine verfaßt oder auch in manchen Frühfällen nichts hilft ist ein ebenso beliebter wie irrtümlicher Einwand der Gegner, denn 100prozentige Erfolge kennt die Medizin leider nicht. Die Sabotagemethoden gingen soweit, daß der preussische Medizinikminister Kirchner, das Haupt der Tuberkulin- und Sanatoriumsindustrie, sechs Jahre lang, trotz Protesten ein sehr günstiges Gutachten Paul Ehrlichs verheimlichte, bis Kirchner 1919 demwegen fristlos abgesetzt wurde. Der Lübecker Arzt Dr. Melhorn, der früher über große Erfolge mit der F-Vaccine berichtete, erzählte Kröner, einem Vortragender für die Vaccine, das F-Mittel heile zu schnell, man verleihe die Patienten aus der Sprechstunde. Die in größerem Maßstabe mit dem Mittel vorgenommenen Untersuchungen blieben unbekannt oder wurden abgelehnt. Man propagierte Calmettes Keimbrei, der Präsident der französischen Tuberkuloseprophylaxe warnt vor Calmette. In Penik in Bulgarien wurde gefunden, daß sich die Sterblichkeit der Säuglinge nach der Calmettefütterung von 14 Prozent auf 28 Prozent erhöht hatte. Trotzdem war man für Calmette und gegen Friedmann. Warum? Friedmannponik? Oder ist die Wahrheit eines Calmette glaubwürdiger als die eines raffisch nicht einwandfreien Friedmann; oder ist es die Angst einer Industrie vor der Pleite? Trotz Macht und Stärke der Gegner ist es doch an der Zeit das Friedmann-Mittel populär zu machen. Von ausländischen Ärzten berichten: Simionescu in Paris bei 300 Fällen über einen Heilungserfolg von 98 Prozent; Andrade-Mexiko bei 300 Fällen fast 100 Prozent; Pechmann in Chicago fast 100 Prozent; Müller und Klein in Rumänien; Simeonov-Bulgarien in 2000 Fällen 95-98 Prozent Heilungen. Aufsehen machte aber erst in allerletzte Zeit der Bericht Dr. Eugen Szalasi aus Pestersel bei Budapest, der bei systematischer Anwendung der F-Vaccine mitten im Kleudsmilieu die Tuberkulosesterblichkeit innerhalb der letzten 6 Jahre um 50 Prozent gesenkt hat. Der Ring der Gegner gab sich nicht geschlagen, die Obermedizinalrat Kachse, Tuberkulosereferent des Volksbundes, der zuerst von Berlin aus die Erfolge Szalasi scharf kritisierte, sah an Ort und Stelle von der Wahrheit überzeuge und man für die Anwendung der F-Vaccine eintritt. Ein Wendepunkt des Kampfes ist nun zu erkennen.

Die Möglichkeit der Frühdiagnose also der Feststellung des Stadiums in dem das Mittel mehr als alles andere hilft; besteht heute. Trotzdem wendet man die Vaccine nicht in großem Maßstabe an, es wird weiter „behandelt“ und nicht „ausgerottet“. Die meisten wollen nicht einmal bewußt sabotieren, sondern handeln aus Unkenntnis oder sind autoritätsgläubig genug, um die Urteile der approbierten Hochgelehrten widerspruchslos hinzunehmen. In diesem Kampf der Generale der Medizin gegen einen Kämpfer werden Tausende und Abertausende Proletariatskinder wie immer zum Raube der Generale.

Minister für soziale Fürsorge Dr. Czech empfängt am Dienstag, den 27. d. M. keine Besucher.

Ein Arbeitsloser, dem es gut geht. Jantes J. Walker, der ehemalige New Yorker Oberbürgermeister, hat dieser Tage mit der Ausarbeitung seiner politischen Autobiographie begonnen. Sein Mitarbeiter Frank Scully erklärte Journalisten gegenüber, diese Autobiographie werde den Titel führen: „Briefe, die ich abzulenden vermag“. Walker soll beabsichtigen, sich in Frankreich dauernd niederzulassen.

Die pionierende Prinzessin. Wie die „Liberale“ meldet, ist in Biarritz die Prinzessin von Hohenzollern unter dem Verdacht der Spionage verhaftet worden. Die Beweise für diese Spionagefähigkeit sollen in einem Briefwechsel der Prinzessin und dem englischen Zeitungsvorleger Lord Rothemere zu finden sein, der der Sicherheitspolizei von einer Pariser Besichtigung zur Verfügung gestellt worden ist. Die Nachrichten der Prinzessin sollen schon wiederholt den Argwohn der französischen Gegenspionage erweckt haben. Auch der „Liberale“ soll ein französisch befreundetes Land, also wahrscheinlich Polen, vor längerer Zeit die Aufmerksamkeit der französischen Behörden auf die Prinzessin gelenkt haben. Dieser Warnung sei aber nicht Folge gegeben worden.

Schändung eines siebenjährigen Kindes. Aus Baden wird uns berichtet: Wegen Schandung, begangen an einem siebenjährigen Mädchen, wurde von der Genbratmerie der Bademischer S. Z. in Münster verurteilt und dem Bezugsgericht in Baden angeleitet. I. hatte das Kind zu wiederholten Malen in seinem Hause misshandelt und es dafür mit Backsteinen und Fußwerk beschickt. Dieser Tage kam das Kind erst spät nach Hause und klagte über Schmerzen im Unterleib. Es gelang, sich mit dem I. in der dunklen Viehmarktstraße aufzuhalten und mit ihm dort „gepielt“ zu haben. Der herbeigerufene Arzt stellte eine Verletzung des Mädchens fest, worauf gegen den Wüstling die Anzeige erstattet und seine Festnahme vorgenommen wurde.

Schauerliches Unglück. Wie uns aus Wetzlar berichtet wird, ereignete sich im benachbarten sächsischen Ort Wolkstein ein schauerliches Unglücksfall. In der zweiten Nach-

mittagsstunde geriet aus bisher nicht festgestellter Ursache der Besitzer des bekannten Ausflugsortes „Waldmühl“ in das Getriebe seiner Mühle und wurde in größter Weise zermalmt und verstümmelt. Der Verunglückte stand im 53. Lebensjahre und hinterließ eine Witwe mit zwei Kindern. Die Ursache des Unglücks bildet Gegenstand einer Untersuchung.

Die tschechoslowakische Braunkohle in Österreich. Die tschechoslowakischen Braunkohleexportanten haben ihre Preise in Österreich in der letzten Zeit ermäßigt. Diese Preisermäßigung hängt insbesondere mit dem Ungarn den Österreich bewilligten Braunkohle-Einfuhrkontingent zusammen. Die österreichische Einfuhr an tschechoslowakischer Braunkohle, die noch vor einigen Jahren mehr als doppelt so hoch war, wird jetzt von dem ungarischen Braunkohleimpfport fast übertraffen. So wurden in den ersten zehn Monaten des Jahres 1932 aus Ungarn 869.360 Metercener, aus der Tschechoslowakei dagegen nur 557.700 t Braunkohle importiert.

Kindern und Jugendlichen keinen Alkohol! Die Deutsche Gesellschaft für Kinderheilkunde in der Tschechoslowakischen Republik hat auf ihrer letzten Vollversammlung einstimmig eine Resolution angenommen, die sich gegen den Genuß von Alkohol in jeder Form (Bier, Wein, Most, Rum, Likör, Sekt, Sekt, Sekt) für Kinder und Jugendliche wendet, wegen seiner insbesondere auf den jugendlichen Organismus gesundheitsschädlichen Einwirkung. Eine Erhebung über den Alkoholgenuß unter der Prager deutschen Schuljugend, welche vor den Ferien vom Landesamt für alkoholfreie Erziehung gemeinsam mit dem deutschen pädagogischen Verein durchgeführt wurde, hat ergeben, daß nur 13,65 Prozent der Schulkinder keine alkoholischen Getränke erhalten, fast 89 Prozent bekommen gelegentlich Bier, Wein und Most, 6,39 Prozent sogar regelmäßig! Fast alle Kinder erhalten Sekt, Sekt, Sekt, welche oft mit sehr starkem Alkohol gefüllt sind.

Jugendweil. Die Deutsche Landeskommission für Kinderheilkunde und Jugendfürsorge in Böhmen berichtet: Für das tschechoslowakische Reich des Kaiserreichs für Volkserziehung in deutschen Winter sind 94.559 einer Ernährungsbüchse drin und bedürftige Kinder gemeldet — 82.580 Schul- und 11.979 Kinder im noch nicht schulpflichtigen Alter! Wenn nach den ministeriellen Schim-

Aus der Arbeiter-Turn- und Sportbewegung.

Das Veranstaltungsprogramm der A.T.S. Wintersportler.

Das Internationale Wintersporttreffen, das gemeinschaftlich vom A.T.S. und der D. T. S. veranstaltet wird, findet am 11. und 12. Februar in Großhammer im Herzogtum statt. Es wird die große offizielle winterrussische Veranstaltung des A.T.S. in diesem Winter.

Die währischen Kreise veranstalten vom 6. bis 8. Jänner in Karlsdorf-Klein-Wahran einen Kreiswintersporttag, der ein umfangreiches Programm vorsieht. Neben Hindernis-, Langläufen und Springen ist Rodelschleifen, Eislaufen und eine Fuchslage an Programm. Meldungen sind zu richten an das Kreissekretariat des A.T.S., Währ-Schönberg, auf der Schanze 5.

Der V. Kreis (Nordwestböhmen) hält in seinem Gebiet zwei Kreisveranstaltungen ab. Am 11. und 12. Jänner in Ober-Trojan an der Nordbahn und am 22. Jänner bei seinem neuen Heim in Jinnowad.

Der VI. Kreis (Westböhmen) leitet das kommende Jahr mit einem Eröffnungsspringen auf der neuen Schanze in Bärzingen am 1. Jänner ein. Am 12. Jänner wird das Kreiswintersportfest in Ebenberg bei Graslitz veranstaltet. Zur Anfangszeit ist ein Verpflegungstisch zwischen Teufelsberg und der A.T.S. auf der Schanze vorgesehen.

Der VII. Kreis (Niesengebiet) hat den 28. und 29. Jänner für die Veranstaltung eines Kreiswintersporttages vorgesehen.

Neben vielen Veranstaltungen findet eine große Anzahl von Kursen für Anfänger und Fortgeschrittene statt.

Als Gäste beteiligen sich unsere Wintersportler an folgenden Veranstaltungen der reichsdeutschen Genossen:

In Weihnachten findet in Ringenthal (unweit von Graslitz) ein Hundestreffen der deutschen Genossen statt. An dieser großen Veranstaltung werden sich auch unsere Genossen aus Westböhmen beteiligen.

22. Jänner 1932. Der tschechische Turnkreis eröffnet an diesem Tage eine neue Sprungbahn am Geislingberg. Die neue Anlage ist über 200 Meter lang und hat einen Höhenunterschied von 85 Meter. Der Anlaufarm besitzt eine Höhe von 18 Metern. Unsere Wintersportler des unteren Niesengebietes mögen sich diesen Termin für die Teilnahme vornehmen.

Am 28. und 29. Jänner veranstalten die „Kartoffelkinder“ in Boltersdorf (Sachsen) ein internationales Treffen. Der Reichsbühnenkreis und die Vereine Bodenholz, Haida und Rumburg werden aufgefordert, sich daran zu beteiligen.

Am 28. und 29. Jänner wird der Betrag von 10 K. in Betracht gezogen wird (im Monate 20 Tage, die Portion zu 50 Hellern), so ergäbe das bei einer Aufspeicherung durch die vier größten Wintermonate einen Gesamtumsatz von 3.782.000 K. In Aussicht gestellt wurde die staatliche Gesamtbeiträge von rund 300.000 K. voraussichtlich wird der Betrag mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen aber eher niedriger sein. Wann und in welcher Höhe der Betrag flüssig gemacht wird, ist bis jetzt noch nicht bekannt. Die Mittel der Gemeinden sind erschöpft, der größte Teil derselben.

Vom Rundfunk

Empfehlenswerte aus dem Programm.

Montag:
Prag: 6.45: Gumnastik; 18: Deutsche Sendung; 19.15: Blasmusik; 20.15: Philharmonisches Konzert. — Brünn: 11: Rollnet; 18: Deutsche Sendung; 19: Der kettenlose Mann; Oper von Graf. — Pilsen: 22: Cuckelkonzert. — Berlin: 16: Kamerad Gumb; 17.10: Marie Kavaliersmusik; 20.30: Die Weiberhänger von Nürnberg; Oper von Wagner. — Breslau: 12: Cuckelkonzert. — Wladimir: 15: „Das tapfere Schneiderlein“. — Hamburg: 16.40: Blasmusik. — Königsberg: 14.30: „Die Wandersängerin“. 18.25: Deutsche Volkslieder. — Leipzig: 14.40: Richard Strauß. — Wien: 11.25: Cuckelkonzert. 15.45: Kammermusik.

Dienstag:
Prag: 6.15 Gumnastik; 11.00 Schallplatten; 15.30 Kammerkonzert; 18.25 Deutsche Sendung; 19.00: Vorträge zum Frauentag; 19.20: Schallplatten; 21.00 In einem russischen Park; 22.15 Tanzmusik. — Brünn: 12.30 Operettenmusik; 18.25 Deutsche Sendung; Dr. Helmert: Das neue Buch. — Pilsen: 15.30 Cuckelkonzert; 17.10 Kammerkonzert. — Berlin: 15.35 Alte Musik; 20.00 Wiener Abend. — Hamburg: 20.40: König von Kehl. — Königsberg: 19.25: Strauss-Lieder. — Leipzig: 19.00 Schumann-Sonate. — Wladimir: 19.05 Kammermusik. — Wien: 18.25 Zusammenhänge der europäischen und der asiatischen Kunst; 19.25: Losen; Oper von Puccini.

Mittwoch:
Prag: 6.15 Gumnastik; 11.00 Schallplatten; 15.30 Kammerkonzert; 18.25 Deutsche Sendung; Arbeiterfest; Nehowald-Trippl-Schau; K. K. und K. K. in die Krise. 20.15: Kammerkonzert; 21.00 Cuckelkonzert; 22.15: Tanzmusik. — Brünn: 16.10 Cuckelkonzert; 18.25: Deutsche Sendung; Dr. Stredar: Beziehungen in Land und Meer; 19.20 Wie wird ein Film gemacht? — Breslau: 17.00 Gefänge der Liebenden. — Wladimir: 19.55 Cuckelkonzert. — Hamburg: 20.30: Das Dorf ohne Töpfe. — Königsberg: 21.30 Schauerhallen. — Leipzig: 21.00 Walter von der Vogelweide. — Wladimir: 20.20: Madame Favart; Operette. — Wien: 19.05: Abendländische Kultur.

Ein nationalsozialistischer Arzt. Bei einem Streit in einem nationalsozialistischen Verkehrslokal in der Nähe des Angalter Bahnhofs in Berlin gab ein Polizeioffizier in der Verwehrt zwei Schüsse auf den Gruppenleiter Dr. Fritz Döppner ab, durch die dieser schwer verletzt wurde.

Der „Reford“ des Neanderthalers gebrochen? In Schottland wurde ein menschlicher Schädel gefunden, von dem die Archäologen annehmen, daß es sich um einen viel älteren Schädel als den des Neanderthal-Menschen handelt. Der Schädel wird jetzt einer Prüfung unterzogen. Die Gelehrten sind der Ansicht, daß der jetzige Fund die Kenntnisse vom prähistorischen Menschen bedeutend erweitern wird.

Weihnachtslieder.

Jetzt ist wieder die Zeit, wo Klein-Christa den ganzen Tag singt. Auf der Straße, in den Kindergärten, in der Kleinkinderschule, überall hört man Klein-Christa die alten Lieder, und wenn ihr Vater auch alles andere als fromm ist, Klein-Christa hat's auch alles andere als fromm ist, Klein-Christa hat's auch alles andere als fromm ist, Klein-Christa hat's auch alles andere als fromm ist.

Am liebsten singt Klein-Christa das Lied vom Tannenbaum, der nicht nur zur Sommerzeit grün; oder bei ihr wird daraus: „Du grüht mich grün; nur zur Sommerzeit“. Und vom Christkind, das mit seinem Eszen in jedes Haus einkehrt, legt sie, praktisch und mütterlich zugleich: „Kein mit seinem Besen ein in jedes Haus“. Von dem Engel, der durch die Lunge zieht, ohne daß ihn einer sieht, stellt sie fest: „Mein Auge kann ihn sehen, doch alle haben leer“. — Ein wenig unglücklich, aber es reime sich wenigstens, und das ist bei einem Dichterkinde die Hauptsache.

Ganz toll ist es, wenn Klein-Christa singt: „Für Kinderlein, kommel!“ Da wird sie bis auf „Für Kinder, verkommel“, singt sie, und das tun sie denn wohl auch. Da, wo es heißen soll: „Und der Vater im Himmel für Freude uns woch“, singt sie: „Der Vater im Himmel, die Mutter im Stall“. Da wir gerade im Stalle sind, wo Maria und Joseph ihr Kind betrachten, mag auch gleich Christas Fassung mitgeteilt werden, die sie hier unterlegt: „Statt Maria und Joseph betradten es froh“, singt die nämlich: „Maria und Joseph vertragen sich so“. Na, ja, das sieht sie denn auch zu Hause nicht anders. Daß sie allerdings aus der quadenbringenden eine lobendenbringende Weihnachtsgeschichte macht, gefällt mir weniger; denn man soll den Teufel nicht an die Wand malen, auch wenn er nur ein Storch ist.

Nun wäre der Augenblick gekommen, Klein-Christa ein paar jener Aussagen zu untersuchen, die gewöhnlich als Kindermund durch die Blätter laufen. Aber das wollen wir unterlassen, denn so schön auch die Stelle von der Maria, die reut macht, ist, außer in Bildblättern bin ich ihr noch nicht begegnet. Dafür aber hat sich Klein-Christa einen eigenen Vers zu dem Liede: „Weißt du, wieviel Sternelein haben“, gemacht, das zwar kein Weihnachtslied ist, aber dennoch mitgeteilt sei, weil es sich so schön in den Rahmen paßt. „Gott, der Herr, hat sie gezählet“, singt sie nämlich: „Gott, der Herr, hat sieben Zähne“. Da mag sie recht haben, aber es ist schwer nachzuprüfen; denn der Mensch will sich kein Bildnis machen, sonst muß er am Weihnachtstage mit Kästner singen: „Morgen Kinder, wird's nicht geben“. Aber das wird in diesem Jahre sowieso die Grundmelodie aller Weihnachtslieder sein, denn, wie singt doch Kästner weiter: „Nur, wer hat, kriegt noch geschenkt!“ — Und wer hat heute noch, auf daß er was dazu bekomme?

Erich Grijar.

Betrachtungen zur Astronomie und Astrologie.

Von Bianchi.

Während tagsüber die Sonne, der Stern unserer irdischen Lebens, in stetiger Beständigkeit der Reichweite unseres Auges einen Paravon in azurblauer Farbe vorschleibt, erschließt uns eine klare Nacht die Pracht des Universums durch viele tausende vibrierende Lichter, welche den menschlichen Geist zum Nachdenken anregen. Die ältesten Aufzeichnungen, welche wir über die Menschheit besitzen, sind innig verknüpft mit dem Studium des Nachthimmels. Kein Wunder, daß sich daraus allmählich eine Wissenschaft gebildet hat, welche wir als Astronomie, d. h. Sternkunde bezeichnen. In alten Zeiten, als die Naturschichtigkeit des Menschen, eine Fähigkeit, Eindrücke oder Geschehnisse, welche sich mit exakten Beweisen des materiellen Lebens nicht erklären ließen, eine sehr große war, gab man den Erscheinungen des Nachthimmels Deutungen, die aus den Zeiten von ungefähr 3000 v. Chr. bis heute erhalten sind. Mit diesen Deutungen, welche aus den Sternen Einfluss auf alles irdische Geschehen ableiten, befaßt sich eine andere Wissenschaft und zwar die Astrologie, d. h. Sterndeutung.

Die ältesten Aufzeichnungen sind dementsprechend vielmehr auf astrologischer Basis gehalten. Die Blütezeit der Astronomie unserer Vorfahren fällt in die Epoche der Ägypter, während vorher die Chaldäer, Babylonier, Ägypter und ganz besonders die Griechen schon recht viel Erprobliches auf rein astronomischem Gebiet geleistet haben, dabei jedoch immer astrologischen Einflüssen unterlagen, haben die Ägypter als Begründer der exakten Wissenschaften die Astronomie ganz mathematisch betrieben.

Das von störenden Einflüssen befreite Studium der Astronomie entwickelte sich nun verhältnismäßig rasch. Die Erfindung des Fernrohrs, die Konstruktion der Logarithmen, die Photographie, die Spektralanalyse verlegten die Erkenntnisse des menschlichen Geistes immer weiter in den Raum hinaus und je größer die Fortschritte auf technischem Gebiete sind, je mehr neue astronomische Gebiete erschlossen werden, desto größer werden die durch die neu gewonnenen Erkenntnisse bedingten Probleme.

Heute sind wir natürlich längst über die Ansichten unserer Vorfahren hinaus, daß die Erde der Mittelpunkt des Universums sei. Wir wissen genau, daß die Erde mit ihrem Mond ein Trabant der Sonne ist, genau so wie die anderen Planeten. Die Sonne, obwohl millionenfach größer als die Erde, ist ein absterbender Stern von verschwindender Größe im Verhältnis zu Sonnen, die wir am Nachthimmel erblicken können. Alle Sterne, welche am Firmament zu sehen sind, die Planeten ausgenommen, sind Sonnen wie die unsere. In unserem System sind sie spärlicher gesät, dichter werdend gegen einen silbernen Streifen zu, der Milchstraße genannt wird. Schon ein halbwegs gutes Fernrohr erschließt uns das Problem. Die Milchstraße löst sich vor unserem Auge in Milliarden von Sternen auf, Milliarden von Sonnen, die kein Mensch zu zählen vermag. Das Fernrohr hat uns an die Grenzen unserer Welt, d. h. das Milchstraßensystem, gedrückt. Die Form dieses Systems ist jene einer sehr flachen Linse, in deren ungefährem Mittelpunkt sich unsere Sonne befindet. Durch diese Form erklärt sich auch, wie es unser Auge eine Verdichtung der Sterne gegen die Milchstraße zu erblickt.

Die Fortschritte der Technik schafften auch astronomische Instrumente zu bauen vor allem das Teleskop, das momentan modernste in der Größe von einem Meter Durchmesser, das uns weit über unser Milchstraßensystem hinaus die Geheimnisse des Himmels erschlossen hat. (In den nächsten Monaten gelangt in Amerika ein neues Riesenteleskop von 2 Metern Durchmesser zur Aufstellung.) Die Beobachtungen liehen an manchen Stellen des Himmels Nebelströme erkennen,

für welche es keine Erklärung gab. Erst das Teleskop brachte die Gewißheit, daß diese Nebelströme, genannt sei nur der Orion- und der Andromedanebel, weiter nichts anderes sind als Welten so wie unser gelamtes Milchstraßensystem, Welten, die sich mit ungeheurer Geschwindigkeit bewegen, und zwar wie die neuesten Forschungen ergaben, von uns wegziehen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen die Theorie unseres modernsten Astrophysikers Albert Einsteins zu erklären, dessen Behauptung dahin geht, daß der Raum in konstanter Veränderung ist, weil die Systeme durch Jahrmillionen hindurch einem Zentralpunkt entfliehen, um dann durch ebenso lange Zeit gleich einem elastischen Körper wieder zurückzukehren.

Die Möglichkeit, zu erkennen, ob ein Stern oder ein System sich von uns entfernt oder auf uns zuweilt, und dabei annähernd die Geschwindigkeit zu berechnen, bietet uns die Spektralanalyse. Durch die Erkenntnis des Spektrums erschlossen sich dem Forscher derart viel Probleme, daß die Wissenschaft nicht nur von unserem Nachbarplaneten Mars, sondern bis zu den vielen Millionen von Lichtjahren entfernten Nebelströmen exakte Behauptungen aufstellen konnte. Vägt man den Sonnenstrahl durch ein Prisma gehen, so wird er bei seinem Austritte in die Farben des Regenbogens zerlegt, beginnend mit Rot, alle Grundfarben und deren Mischungen und Mischungen durchgehend, um im tiefsten Blau zu endigen. Tatsächlich ergeben sich jedoch jenseits der unsrerem Auge sichtbaren Grenzen Gebiete, welche in die Sphäre des Spektrums gehören, und zwar die Rot- und Ultrarotstrahlen, am anderen Ende die ultravioletten Strahlen. Die ersteren sind die Träger der größten Wärme, die letzteren besitzen die größten chemischen Eigenschaften und Fähigkeiten. Durchlaufend am ganzen Spektrum erscheinen in unregelmäßigen Abständen dunkle Striche. Jeder dieser Striche entspricht einem chemischen Grundstoff, welcher verbrennt und im Spektrum eine Signatur hinterläßt. Auf diese Weise konnten wir erkennen, daß das Licht der Sonne durch Verbrennung von Stoffen entsteht, welche zum allergrößten Teile auf unserer Erde vorkommen.

Daß hiermit die Zusammensetzung unseres Muttergestirnes der unseres Planeten nahezu vollkommen gleich.

Durch Verschiebungen der Linien des Spektrums läßt sich wieder erkennen, ob ein Stern in seiner Bewegung auf uns zukommt oder ob er uns flieht.

Ein ausschlaggebender Faktor bei allen Beobachtungen und Forschungen ist die Photoskopie. Das menschliche Auge, wie alles Gedächtnis unvollkommen und nur bis zu einer gewissen Grenze aufnahmefähig, hat in der Photographie einen hochschätzenden Bundesgenossen gefunden. Ein Lichtstrahl, dem menschlichen Auge schon längst unsichtbar, hinterläßt auf der photographischen Platte infolge seiner chemischen Einwirkung noch immer eine Spur. Das noch so schwer bewaffnete Auge forscht eine dunkle Himmelsstelle vergebens ab, es kann nichts entdecken. Gebraucht man die photographische Platte, so wird sie bei längerer Einwirkung eine Veränderung aufweisen, welche nur durch Licht entstehen kann. Mit anderen Worten darf man ein Stern sein.

Das Licht ist das Einzige, was uns die Existenz eines Seins außerhalb unserer Erde verbürgt.

Es ist ein gewaltiger Faktor und gleichzeitig eine Basis bei den Forschungen der Astronomie. Die Geschwindigkeit des Lichtes ist die größte, die wir nebst jener der Elektrizität kennen. Sie beträgt 300.000 Km. in der Sekunde. Ein Beobachter am

Erdaquator würde z. B. einen Lichtstrahl um diesen größten Kreis der Erde aussenden, er würde ihn im Verlaufe einer Sekunde neunmal verschwinden und ebenso oft wiederkehren sehen. Die enorme Geschwindigkeit hat uns natürlich den kosmischen Raum und seine Ausdehnungen sehr weit erschlossen. Durch eine sinnreiche Berechnung, ausgehend von einer kosmischen Basis (Standpunkt unserer Erde am Frühlings- und am Herbstpunkt ihrer Bahn um die Sonne) hat man errechnet, daß

das Licht der Sonne ca. 8 Minuten braucht, um zur Erde zu gelangen.

Wenn man nun bedenkt, daß das Licht des aller-nächsten Fixsternes, des Sirius, 4 Jahre braucht, um unser Auge zu erreichen, so wird man annähernd einen Begriff von kosmischen Entfernungen bekommen. Der Weg, den das Licht im Laufe eines Jahres durchläuft, beträgt ungefähr 1000 Milliarden Km., eine verschwindend kleine Entfernung gemessen an der Größe des Universums. Die Forschungen über die Ausdehnung des Raumes gehen ziemlich auseinander, doch unter einer Billion von Jahren ist keine einzige zu finden.

Zeit jeder haben sich die Menschen mit der Erforschung des Himmels beschäftigt und es zeugt für ihre gute Beobachtung, daß man schon seit alterher eine strenge Scheidung zwischen den sich bewegenden Planeten und den fixsternen konnte. Je naturföhriger der Mensch, je primitiver sein Geist, je weniger Hilfsmittel ihm zur Verfügung standen, desto mehr war er geneigt, der allnächtlch wiederkehrenden Pracht des Sternenhimmels mit seinen planetarischen Erscheinungen und Veränderungen, für welche er keine Erklärung hatte, mystische Deutungen zuzuschreiben. Es entwickelten sich die Anfänge der Astrologie, welche nach und nach zu großem Ansehen kam und gerade in unserer Zeit einen noch nie gekannten Anhängerkreis aufzuweisen hat.

Von Haus aus sei erwähnt, daß die Astrologie nicht zu den exakten Wissenschaften zählt, sondern eine rein intuitive, okkulte Theorie ist.

weicher infolge ihres außerirdischen Charakters wohl schwerlich jemals eine positive Beweisführung gelangen dürfte. Es entspricht dem jetzigen Zeitalter, daß neuerliches Interesse für alle okkulten Wissensgebiete auftaucht. Die modernen Astrologen werden von ihren Anhängern in vielen Fragen zu Rate gezogen (Stellung des Horoskops als Schicksalsvorhersage, Berufsberatung, Eheberatung, Ermittlung des günstigen Zeitpunktes zwecks Entziehung resp. Abwicklung von geschäftlichen Transaktionen u. v. a.).

Es wirt sich die Frage auf, was ist ein Horoskop?

Die Astrologie behauptet, daß Sterne nicht nur tote, im Raume gleichmäßig sich bewegende Materie ist, sondern der Sitz von Qualitäten (Intelligenzen und geistige Wesenheiten), die gestaltend auf den Menschen (Mikrokosmos) einwirken in Bezug auf Charakter und Schicksal. Diese Behauptung wird von den Astrologen als überlieferteres Wissen jener Zeit dargestellt, in welcher der Mensch noch über eine gewisse Naturschichtigkeit verfügte, und diese Einflüsse erschaut und empfand. Dieses Wissen wurde in den byzantinischen Babyloniens, Ägyptens, Griechenlands hochgepflegt, und den Vätern überliefert, denen ihre Naturschichtigkeit infolge fortschreitender Zivilisation bereits verloren gegangen war.

Mit dem Beginn des Arabismus als Begründer der mathematischen und dementsprechend Vorläufer der heutigen exakten Wissenschaften begann für die Astrologie eine Zeit des Niederganges, da der Arabismus die Astrologie verwarf. Bezeichnenderweise verboten die Kalifen von Cordoba 1100 v. Chr. die Pflege der Astrologie überhaupt. Zu Beginn der Neuzeit finden wir die Astrologie aber wieder ganz über Europa verbreitet. An allen Fürstenhöfen waren Astrologen zu finden; große Männer hielten sich ihren eigenen Astrologen, erinnert sei nur an Wallenstein und seinen Senf. Die Astrologie wurde später auch an den Universitäten gelehrt und erst im Jahre 1789 wurde die letzte Konzil in Deutschland aufgefassen. Im heutigen Deutschland sehen jedoch wieder Bestrebungen ein, neue Lehrbücher für Astrologie zu schaffen.

Die wichtigste Arbeit des Astrologen ist die Erstellung des Horoskops. Es besteht im genannten Fixieren der Stellungen der Planeten zur Geburtsstunde in ihrer Beziehung zu den Bildern des Tierkreises und zur Erde, die im Horoskop als Mittelpunkt angesehen wird. In den Planeten zählen Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur, die beiden Lichter Sonne und Mond und die neu-entdeckten Planeten Neptun und Uranus. Den 12 Tierkreiszeichen werden Eigenschaften zugeschrieben, die als mitgebrachte Charakteranlage zu gelten haben, während die Planeten Talente und Fähigkeiten auslösen sollen. Weiters spricht die Astrologie noch von den sogenannten Häuser, d. h. jenen Räumen, auf denen sich im praktischen Leben der Einfluss der Gestirne äußert. So kennt der Astrologe das Berufshaus, das Ehehaus, Elternhaus, alltägliches Denken etc.

Es ist vollkommen einleuchtend, daß eine materialistische Weltanschauung der Astrologie jede Daseinsberechtigung abschreiben muß. Die Astrologie lehrt, daß die ganze Materie des Kosmos sich in einem Zustande gegenseitiger Wechselwirkung befindet die nach ergründeten krenn physikalischen Gesetzen vor sich geht. Es existiert nichts im Kosmos, das sich nicht direkt oder indirekt in einem Zusammenhang befindet mit seiner nahen oder entfernten Umgebung. Warum soll nun diesem materiellen Prinzip nicht analog ein geistiges folgen? Die Möglichkeit bestehende, exakte Beweise hierfür werden dem menschlichen Geiste wohl nie gelingen.

Der Weihnachtsmann war da!

Nicht jeder hat ihn gesehen, wie er mit Sack und Pack über die Türschwelle stolperte und schmunzelnd seine Geschenke unter dem Christbaum legte. Selbstverständlich, wir kann, ist er wieder verschwunden, Blicke hat er seine Türe fortgerückt — in andere Wohnungen, wo er gleichfalls für ihn allerhand zu tun gab. Jedenfalls hat die Türe mit den Heberlocken blendend geklappt. Pünktlich auf die Minute begann das feierliche Gelächter der Weihnachtsglocken. Streichholzschachteln wurden gezündet und mit einem lauten „Ach!“ der brennende Weihnachtsbaum begrüßt. Der nächste Akt galt der Tischplatte und hier veränderte sich das „Ach!“ in ein erwartungsvolles „Ach!“ Man stürzte sich auf die eingemickelten Pakete, während im Hintergrund eine höfliche Gammelhörnerplatte das wunder-schöne Lied von der „Hilfen, heiligen Nacht“ spielte. Frauen kullerten, wie die Kinderchen so schön ihre Gedächtnisse herholten. Sämtliche Pappas und Mamas machten sich in ihren Sorgenfalten bequem, denn der Weihnachtsmann war da.

Aber die eigentliche „Belohnung“ hat sich bei manchen leider erst hinter herangeholt: Mäxchen hat zum Beispiel von seinem Papa einen wunder-vollen Weihnachtsgeschenk bekommen, zu einem mit extraroter Handfläche, diversen Farben und Sam-mern. Damit rief sich Mäxchen ins Neben-zimmer um „Dach und Tschon-Augentücher“ zu werden. Mit wader Begierde machte sich Mäxchen werth an die Handfläche. Er naschte die Tofade an den Augenbrauen fest und begann dann mit dem „Tschon“. Zwei Tofade brachten er mit der Handfläche spielend herunter, aber bei

der dritten und vierten mußte er schon das Stiermaien zu Hilfe nehmen. Dann fixierte Mäxchen auf den Tisch, um eine elektrische Leitung zu legen. Eine besonders schwierige Aufgabe, die in der Gebrauchsanweisung nicht einmal erwähnt war. Aber Mäxchen war mit dem Besitz seines Werkzeugsystems von Schaffensgeist nur so geladen. Mamas Handbilly mit dem Goldrahmen war gerade die richtige Hebe. Er setzte ihr den Drillbohrer auf die Nase und steckte in die gebohrte Oeffnung aus seinem Lagerbestand eine alte Handkerze. Heil! Wird sich da Papa freuen! Mäxchen's Kopfnäsen glühte vor Eifer, als es in der famosen Werkzeuge auch eine mächtige Feile entdeckte. Der auf dem Bücherstapel liegende Mäxchen-Kopf ließ sich am besten fassen. Mäxchen hatte in Mäxchen seinen Meister gefunden. Der Kopf des berühmten Komponisten hatte sich bereits in eine herrliche Millimeter verwan-delt, als der neugierige Papa schmunzelnd seinen Kopf durch die Türspalte steckte. Pappas freundliche Lächeln verstrahlte. Seine letzten drei Paare standen auf Sturm und dann begann Mäxchen seine längst fällige Drehe. „Du du frühliche!“

Und wie wars bei Onkel August? Er ist zwar Nichttrinker, aber der Weihnachtsmann hat ihm trotzdem eine Riste Jägerren auf den Tisch gelegt. Prima Qualität! Versteht sich, das stand ausdrücklich auf dem Risendeckel und dann waren die Jägerren mit einer knallroten Bandbinde versehen. Was macht Onkel August? Er will auch ändern eine Riste machen (siehe Nichttrinker) und während die Jägerren seinen Freunden. Wer ihn begegnet, demam eine offeriert. Ganz freiwillig verteilte er die „Jedica Spenden“. „Vom Christkind“ wie er sagte. Aber dann brach das

Verhängnis über ihn herein. Der erste, der ihm wieder begegnete, schwang drohend seinen Knüppel und wollte ihn verprügeln, da er ein hinter-lässiges Attentat mit einem neuen Betäubungs-mittel vermutete. Onkel August klüdete und rannte dem Jägerren in die Arme. Der packte ihn beim Schilps und schüttelte den Abmungslosen, daß ihm Hören und Sehen verging. Von jenen Ergeben gegen das Sprengstoffgesetz... Onkel August packte gräßliches Entsetzen: „Aber, das waren doch...“ — „Was denn?“ — „Was denn?“ — „Staubbomben! Ganz gefährliche Stäubomben mit Zeitzähler.“ Der Knall eines vorbeischießenden Sanitätsautos machte Onkel August halb ohnmächtig. Er wollte den dritten, seinem besten Freund persönlich ansprechen und eine längere Erklärung abgeben. Aber der ließ sich verlegen und damit ging auch der von ihm vor zwei Wochen zugelegte Pump auf 100 Mark Höhen. Onkel August hat den Rest seines Weihnachtspräfens im Kleingarten vergraben und brüht nun fürchterliche Rache gegen Tante Ritida. „Du du selige...“

Der Weihnachtsmann war da! Jedem hat er etwas mitgebracht und sei es ein kleines Packchen „Wundererzener“, das schon am ersten Abend samt dem Christbaum in die Luft ging. Mit dem Ver-schwinden der ersten Weihnachtstunde haben wir jetzt im Stadium der „Nachwehen“. Wir merken es an unserem Trummelfell, wenn Nachbar's Rinder mit ungelungenen Trampeln von früh bis nachts im Ziegenhaus zur „Attade“ blasen. Wir merken es an unserer Federstücken, wenn die vom Weihnachtsmann gebrachten Tschäbälle mit Präzision durchs Zimmer laufen. Und schließlich an dem Rasendetrieb der Gammelhörner und Radios.



Ein Pionier des Kapitalismus.

Das kapitalistische System beginnt mit zu werden. Das merken wir nicht nur an den erhöhten Störungen der letzten Jahre. Die uns Millionen von Arbeitslosen bezeugen, wir merken es auch, wenn wir uns mit dem geschichtlichen Werden technischer Erfindungen beschäftigen, die von vornherein dazu mißbraucht wurden, Profit auf Kosten des arbeitenden Menschen zu schaffen. Vor 200 Jahren, am 23. Dezember 1772, einen Tag vor dem „heiligen“ Abend, an dem die christliche Legende den Erfinder der Welt der Welt aus jungfräulichem Schoß zum Lichte des Tages kommen läßt, wurde in einer armenlichen Proletarierfamilie in England ein Kind geboren, das dreizehnte in einer langen Reihe hungernder, friererender Geschwister, Richard Arkwright. Dieses Kind, das fast ganz ohne Erziehung aufwuchs, wurde zu einer der größten Geisteskräfte der arbeitenden Klasse, ein Aggressor der auf die eigene Kraft und den Segen des Gottes Rammon vertrauenden Vertreter des Frühkapitalismus; es wurde, wie Karl Marx es ausdrückt, „von allen großen Erfindern des 18. Jahrhunderts der größte Dieb fremder Erfindungen und der gemeinste Kerl“. Im Gegensatz zu diesem harten Urteil fand Arkwright unter den Wirtschaftstheoretikern des jungen Kapitalismus begeisterte Bewunderer. Er, der zum ersten Male in großem Ausmaß der Spinnmaschine Eingang in die Textilindustrie verschaffte und mit der altberühmten Manufaktur gründlich aufzuräumen begonnen hatte, wurde als ein Hercules geschildert, dem es gelungen war, das alte Arbeitstempo eigenwilliger Handarbeiter durch die Maschine zu brechen; denn die Hauptaufmerksamkeit in der automatischen Fabrik bestand in der notwendigen Disziplin, um die Menschen auf ihre unregelmäßigen Gewohnheiten bei der Arbeit verzichten zu lassen und sie in Uebereinstimmung mit der unerbittlichen Regelmäßigkeit des großen Automaten zu bringen. Aber einen den Bedürfnissen und der Geschwindigkeit des automatischen Systems entsprechenden Disziplinartod zu erfinden, und mit Erfolg durchzuführen, war ein Unternehmen, des Hercules würdig; und das ist das edle Werk Arkwrights. — So schreibt Andrew Ure, der in seinem 1835 erschienenen Werk über die Philosophie der Handarbeit (Philosophy of Manufactures) nicht genug über die erstaunlichen Erregungsfähigkeiten des neuen, über die Menschen des abendländischen Kulturkreises hereingeführten Zeitalters zu berichten weiß.

Arkwright lebt in der Geschichte der Erfindungen als der Schöpfer der Baumwollspinnmaschine. Die Kennzeichnung, die er „nach Karl Marx fand, lehrt, daß dieser Name, der beschriftet ist, tatsächlich haben andere vor ihm, so vor allem Hargreave mit seiner „Spinning jenny“, brauchbare Spinnmaschinen erfunden. Arkwright bemächtigte sich dieser Ideen, vervollkommnete vielerlei und ließ sich seine Verbesserungen patentieren. Andere Fabrikanten waren nun wieder genau so „großzügig“ wie er und bemächtigten sich seiner Verbesserungen. Jahrelang lobten die Patentstreitigkeiten, die schließlich mit einer glatten Niederlage Arkwrights endeten. Dennoch behielt Arkwright seinen Kopf oben; zielbewußt baute er seine Fabriken aus. Er bewies eine ungeheure Wendigkeit als Techniker wie als Kaufmann. Der frühere Proletarier hatte wohl erkannt, daß in der kapitalistischen Welt gewisse Finanzgeschäfte wichtiger waren als die eigentliche Produktion. Beides ging bei ihm eine harmonische Verbindung ein.

Die zerschlagenen Löwen.

Eine „Kunstdebatte“ im römischen Senat. — Mussolini hat ein kurzes Gedächtnis.

SPD. In Italien gehen die Wogen der Erregung wieder einmal hoch. Grund: Im jugoslawischen Dalmatien hat man sich an italienischen Bürgern vergrieffen; in Belgia gab es sogar Tote; an anderen Orten sind italienische Geschäftsleute verprügelt worden. Aber mehr noch als diese Attentate auf Leib und Leben italienischer Staatsbürger empört die italienische Öffentlichkeit, daß man in Jugoslawien nicht einmal vor ihrem Hoheitszeichen Halt macht; dem steinernen Löwen. In einer der letzten römischen Senatssitzungen beschäftigte man sich mit der „Affäre“ Corrado Ricci, ein bedeutender Kunsthistoriker und Generaldirektor der staatlichen Sammlungen, brachte die Hauptinterpellation ein, auf die der Duce selbst im Namen der Regierung erwiderte.

Zwei „Schandtaten“ der Jugoslawen hob Ricci besonders hervor: die Errichtung einer Heiligentatue im Vorhof des römischen Kaiserpalastes in Spalato und eben jene „Löwenjagd“. Nun, innerhalb der gigantischen Trümmer des Diocletians in Spalato hat sich die Kirche bereits vor Jahrhunderten mit einer Kathedrale und einer Taufkapelle eingenistet. Wenn die neuen Herren ihren besonderen Schutzbefehligen, den Gregor von Rom, hinzufügen, so ist das für einen unparteiischen Beobachter nichts besonders Frevelhaftes. Aber der heilige Bischof, der der römischen Kirche in Denuit und Milde diene, hatte die Kühnheit, für die östlichen Völker die slowische Kirchensprache einzuführen und der lateinischen damit den Krieg zu erklären. Das ist der Grund, weshalb der heilige Gregor von Rom als ein „nordisches Schreckbild“, eine „Frage“, bezeichnet wird. Die Dalmatiner, die ihn in Spalato aufgestellt haben, mochten sich damit einer Verletzung nicht nur der römisch-katholischen, sondern auch der römisch-nationalen, d. h. joslischen Gefühle schuldig.

Die jugoslawische „Löwenjagd“ richtet sich gegen das Wappen und Hoheitszeichen der „ehrwürdigen“ Republik Venedig, gegen den bekannten Markuslöwen. Vor vier oder fünf Jahren fand die erste nächtliche Jagd auf jenes gefährliche Tier in Sebenico statt. Man hat den Markuslöwen, das Symbol des Evangelisten und gleich-

zeitig der „Cecilia“, der seit über hundert Jahren maurischen Republik, heruntergeholt, zerschlagen, geschmätzt“. Nach Sebenico kam Beglia daran, nach Beglia Arbe, und nun auch noch die Insel Trian. Hier waren besonders viele Jagdtiere zu erlegen; mehr als ein halbes Dutzend mußte daran glauben, an Stadttore und öffentlichen Gebäuden aus der venezianischen Zeit. Sogar mit Dynamit sind die Opfer „erlegt“, d. h. heruntergeschleudert worden. Nicht einmal die Vesterreicher haben sich während ihrer doch gewiß verhassten Herrschaft an diesen Löwen vergrieffen — im Gegenteil: sie haben ihnen sogar besonderen Schutz angedeihen lassen.

Mussolini unterstrich die Worte des Interpellanten. Er nahm die Kroaten von der Verantwortung für die Freveltat ans; sie hätten während des Krieges weder die Markuslöwen, noch die übrigen römischen Denkmäler angefaßt und die Bandalismus von Trian ausdrücklich mißbilligt. Um so schwerer fällt sein Jörn auf diejenigen, die in Belgrad in der Regierung sitzen und vergeblich versuchen, durch einen Pressefeldzug die italienische Neutralität, die schon so oft auf die Probe gestellt wurde, zu reizen“. Sie verlorsten „trübe Absichten“, wenn sie auch die „Masse der falschen Positiven trügen“, die er stets als die wahren Gefahren für den Frieden gebrauchte habe. „Die Löwen von Trian sind zerstört, aber mehr als je sind sie zu einem lebendigen Sinnbild und zu einem höheren Zeugnis geworden. Nur rückständige und ungebildete Menschen können sich einbilden, daß damit, daß man Steine vernichte, die Geschichte ausgerollt werden könnte.“

Die Leute, die nach diesen Worten in dem überfüllten Saal heftig „Bravo“ schrien, müssen ein kurzes Gedächtnis haben. Sonst wäre ihnen vielleicht eingefallen, daß ihr Mussolini sich des nämlichen Bandalismus schuldig gemacht hat, als er in Bozen das Denkmal Walkers von der Vogelweide kaputtgeschlagen ließ, ein Kulturdenkmal, nicht weniger ehrwürdig als die Hoheitszeichen eines längst untergegangener Staates — ausgerechnet einer bürgerlichen Republik, die der Faschismus am allerwenigsten anerkennen würde.

lichen Handarbeit. Wieder mit den Maschinen, wieder mit der Arbeit! Sie stürmen seine Fabrik in der Schlacht bei Birlacre; sie muß verschwinden und wird zerstört ohne Jögern, ohne Erbarmen. Und dann fällt die Meute der Fabrikanten, deren Preise Arkwright drückte, über ihn her. Die Patentstreitigkeiten beginnen. Aber — und das erscheint, menschlich gesehen, sehr groß an dem gemeinsten Dieb unter den Erfindern seiner Zeit — unter der Wucht dieser Kämpfe und Niederlagen bricht Arkwright nicht zusammen. Mit verbissenem Stolz setzt er seine Arbeit fort, überfügelt nochmals alle Wettbewerber, erhält den englischen Adelstitel und besetzt auf neue seine Stellung. Als Fünfzigjähriger findet er erst Zeit, Lesen und Schreiben zu lernen. Aber in seinen Fabriken feiern die Methoden des Frühkapitalismus glanzvolle Triumphe. Die Maschine hat angefangen, den Menschen zu unterjochen, und doch ist das alles erst der Beginn des Maschinenzeitalters, das mit der Einführung der von Watt verbesserten Dampfmaschine seinen Siegeszug einleitet. Ihr Arbeitssystem begann die Welt in ihren Bann zu zwingen, als Arkwright im Alter von noch nicht 30 Jahren am 3. August 1792 in Cromford die Augen schloß.

Weiteres.

Und wie war es wirklich gemeint?

Der Kölner Freie Kumpel war wie jeder Staatsbürger von grimmigem Haß gegen die Staatsbehörde erfüllt. An seinen Forderungen hatten diese Leute immer etwas anzufehen, man bezogene seine Angaben als mangelsamt, verlangte wiederholt aufklärende Ergänzungen. Als er wieder einmal eine solche Inanspruchnahme erhielt, sah er die Geduld, er kam der Aufforderung nicht nach, sondern schrieb schlagfertig der Behörde folgende Antwort:

„Ich habe meiner Erklärung vom... nichts hinzuzufügen. Im übrigen verweise ich auf Götz von Berlichingen, dritten Akt, fünfte Szene.“

Dieses inhaltlosere Antwortschreiben wurde von der Steuerbehörde sogleich der Finanzsammlung übergeben, die sich mit Heftigkeit der Sache annahm. Freie Kumpel wurde wegen Antischreibenbeleidigung angeklagt.

„Meine Herren“ begann er bei der Verhandlung mit wahrer Anstandslosigkeit, „ich bin mit meiner Schuld beunruhigt. Sie dürfen doch nicht glauben, daß ich etwa gar das verurteilte Jura aus dem gleichnamigen Stück unseres Theaterbüros im Sinne hatte. Nein, das wäre mir nie eingefallen. Im Gegenteil, ich war froh, endlich in einem Hofstater eine Stelle gefunden zu haben, die ich in Berlin an wohlwollenden Menschen anwenden konnte. Wie überlegen Sie sich selbst.“

Er zog den „Götz von Berlichingen“ aus der Tasche und schlug die Stelle, die er in seinem Schreiben erwähnt hatte, auf. Und der hohe Gerichtshof las:

„Gott segne euch, geb' euch glückliche Tage und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder.“

Dieser Segenswunsch an eine sonst nicht besonders delikate Behörde rührte den Gerichtshof so sehr, daß er Freie Kumpel freisprach.

Das Erdbeben.

Von W. Zofschens.

Es war vor mehreren Jahren während des Erdbebens in der Krain. Der Schnapmacher Snopow unterteilt in Jalta mit einem Freund eine Schupferwerkstatt in einer kleinen Steinhütte. Die beiden Hütten das Zentrum der anfälligen Bevölkerung und der studierenden Jugend. Es ging ihnen nicht gerade schlecht. Im Winter freudlich mühten sie sich zu hungern, doch im Sommer gab es reichlich Arbeit. Man fand oft nicht einmal Zeit, ins Wäschchen zu schauen. Das hinderte jedoch nicht, daß man gelegentlich auch im Sommer eifrig dem Schnaps zusprach. Kurz vor dem Erdbeben, es war wohl am 1. September, leihete sich der Schnapmacher Snopow zwei Flaschen russischen Bitters. Wozu die er lange aufhoben? Der damit! Und war's auch noch vor Zubeh der Arbeitstunde! Er ergab sich dem Genuße mit um so arger Lust, als er ja keine Ahnung haben konnte von dem bevorstehenden Erdbeben. So geht er seine anderthalb Flaschen in sich hinein, schwankte durch die Gassen schmettete ein Lied in die Luft und taumelte heim. Mitten auf dem Hofe legte er sich nieder und schlief ein, ohne erst das Erdbeben abzuwarten. Seinen Rausch an dem Hofe auszuwaschen, gehörte zu seinen ständigen Gewohnheiten. Er schief nicht gern betrunken im Hause; dann drengte ihn das Zimmer. Es war ihm wie ein Stein; er zog es vor, den roten Himmel über sich zu haben. So schläft er nun auch dieses Mal auf dem Hofe unter der Jypresse und erhebt aller-

lei unterbalsamische Träume, während das berühmte Erdbeben in der Krain alles rings um ihn erschütterte. Die Häuser schwanken, der Erdboden wogt und bebzt. Jwan Jofowlewitsch schläft den Schlaf des Gerechten und will nichts wissen von dem, was da vor sich geht. Sein Freund und Arbeitsgenosse hat beim ersten Erdstoß Aufschicht im Stadtpark gefunden, damit ihm nicht ein Döckselgeil den Garaus bereite.

Gegen Morgen, so um sechs, reißt sich unter Snopow den Schlaf aus den Augen. Wohl er wacht er unter der Jypresse, aber den Hof erkennt er nicht wieder. Um so weniger, als die Steinhütte, die er bewohnt hat, eingestürzt ist. Zwar steht völlig über in einer Wand laßt ein breiter Riß, und der kleine Baum hat sich vornüber geneigt. Nur die Jypresse steht da, wie vorher, alles übrige ist nicht mehr zu erkennen.

Unter Snopow reißt sich die Augen und denkt: „Heilige Mutter, wo bin ich hingekommen? Sollte ich mich in meiner Trunkenheit verirrt haben? Schau mal, welch verwüsteter Hof! Unbegreiflich, wenn der gebören mag. Nein, wahrhaftig, es ist nicht gut, sich so zu betrinken. Der Alkohol ist wahrlich ein gar schlimmes Gift. Er schlägt einem alles aus dem Gedächtnis.“

Ihm ist nicht recht wohl zumute bei dieser Ueberlegung. Es ist gar zu dumm, „Holla“, denkt er wieder, „ich bin ja nett in die Irre gegangen. Ein Gläschen, das ich mich im Hofe zum Schnaps niedergelegt habe und nicht auf der Straße. Dort hätte mich sicher schon längst ein Hund überfahren, oder ein Hund hätte mir Hand oder Fuß abgeknabbert. Es wird wohl nichts

übrig bleiben, als das Trinken einzuschränken oder auch ganz aufzugeben.“

Immer tiefer wird ihm von allen Gedanken. Er wird ganz melancholisch, zieht die restliche halbe Flasche aus der Tasche und gießt sie sich vor lauter Betrübniß in die Kehle. Nun hat er seinen neuen Rausch weg. Um so mehr, als er seit langem nichts gegessen hat und sein Kopf noch von der ersten Trunkenheit recht benommen ist. Taumelnd erhebt er sich und schwankt auf neue durch die Gassen. Da geht er nun, und seine Schnapsgetriebenen Augen wollen die Straße nicht wiedererkennen. In zusammengedrückten Massen wogt das Volk. Alles ist auf der Straße. Die Häuser sind leer. Und alle Leute haben ein gar seltsames Aussehen. Sie sind alle halb nackt. Snopow geht und geht und erschauert in tiefer Seele. „Herr des Himmels“, denkt er, „in welches Nest bin ich hineingeraten? Oder sollte ich gar per Schiff noch Batum gekommen sein? Oder was sonst?“

Trunken geht er und möchte laut aufschreien, und geht, ohne sich auszukennen, bis er am Wege vor übermächtiger Trunkenheit niedersinkt und ein schläft. Glücklich wie ein Loter. Finster ist's, als er wieder zu sich kommt. Es ist Abend. Sterne funkeln über seinem Haupte. Er spürt Kälte in allen Gliedern und merkt bald den Grund. Er liegt ja am Wege, entsetzt und ohne Schutzzeug; nur die Unterwäsche hat er an — er ist ausgeplündert. „Herzquell, wo lag ich nun schon wieder?“ Ihm wird angst und bange. Mit einem Sprunge steht er auf nackten Füßen, eilt den Weg

entlang. In stehender Luft legt er an die andertehalb Meilen zurück. Dann finkt er auf einen Meilenstein und schaut trübselig vor sich hin. Die Gegend ist ihm unbekannt, und er vermag keinen klaren Gedanken zu fassen. Wieder kriecht ihm Kälte durch Körper und Seele. Obendrein spürt er einen mahnwichtigen Hunger. Erst als der Morgen kommt, erzählt er von der Katastrophe. Er spricht einen Passanten an.

„Beschalt treibst du dich in Unterwädsche umher?“ fragt ihn der Passant.

„Beschalt?“ — Das weiß ich selber nicht.“

Sie kommen ins Gespräch. Der andre sagt: „Es sind an die 30 Werst von hier bis nach Jalta. Du hast dich aber schön verlaufen.“ So erzählt Snopow vom Erdbeben, erzählt, was alles zerstört worden ist, und was noch klandlich in Trümmer geht. In höchlichster Bestürzung strebt er der Stadt zu. In Unterwädsche durchquert er ganz Jalta. Des Erdbebens wegen findet niemand das weiter verwunderlich. Es hätte übrigens auch sonst kaum jemand Anstoß daran genommen.

Als Snopow seine Verluste überschlägt, findet er: es ist eine ganze Menge gestohlen worden: 60 Rubel an barem Gelde, ein Rod im Werte von 8 Rubeln, eine Hofe für anderthalb Rubel und ein Paar neue Sandalen. Ingeheim hat er 100 Rubel eingebüßt, nicht eingerechnet die zerstörte Hütte. Da beschließt Jwan Jofowlewitsch, nach Charlow zu fahren, um sich von seiner Leidenschaft zum Alkohol heilen zu lassen, denn er findet, daß die Trunksucht ihn gar teuer zu stehen gekommen ist.

(Danks von Wanda Waldenburg.)

HEIZET ZENTRAL

ANCONIA

SPEZIAL-HEIZKE SEL für Braun- und Steinkohle NUTZLEISTUNG 72%

F. LENZ PRAG I., UL. 26. Hina 11.

Prager Zeitung.

Ausflug-Sonderzug in die Hohe Tatra. Die Staatsbahndirektion in Prag fertigt in der Periode Jänner-April nächsten Jahres eine Reihe von Ausflugs-Sonderzügen mit vollständiger Verpflegung und Führung in die Hohe Tatra bei besonders ermäßigten Preisen von 321 K für vier Tage und 508 K für acht Tage ab.

Kunst und Wissen

Arbeitervorstellung: „Fingros Hochzeit“. Oper von Mojart, neuinszeniert und neuinszeniert, am Sonntag, den 8. Jänner, um halb 3 Uhr nachmittags im Neuen Deutschen Theater.

Vor Sonnenuntergang Donnerstag im Neuen Theater (C 1). Da die bisher einzige Vorstellung des Werkes in der Kleinen Bühne an einem Sonntag ausverkauft war und die Abnehmer, die das Werk daher noch nicht erhalten, das Verlangen gestellt haben, es auch als Abonnement zu bekommen, werden die weiteren Aufführungen von „Vor Sonnenuntergang“ bis auf weiteres wieder in das Neue Theater verlegt.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Sonntag, 2 Uhr: „Am weißen Köhler“; halb 8 Uhr: „Hoffmanns Erzählungen“; Montag, halb 8 Uhr: „Dreimal Offenbach“; halb 8 Uhr: „Wenn die kleinen Teufchen blühen“ (Einkaufsführung); Dienstag, halb 8 Uhr: „Wenn die kleinen Teufchen blühen“ (A 1); Mittwoch, halb 8 Uhr: „Hoffmanns Erzählungen“ (B 2); Donnerstag, halb 8 Uhr: „Vor Sonnenuntergang“ (C 1); Freitag, halb 8 Uhr: „Wenn die kleinen Teufchen blühen“ (C 2); Samstag, 7 Uhr: „Hofmanns Erzählungen“ (D 2); halb 11 Uhr: „Silvester in der Wunderbar“ (KK).

Spielplan der Kleinen Bühne. Sonntag, 3 Uhr: „Bargeld lacht“; 8 Uhr: „Der Geisterzug“ (Einkaufsführung); Montag, 3 Uhr: „Ich habe einen Engel geheiratet“; 8 Uhr: „Der Geisterzug“; Dienstag, 8 Uhr: „Bargeld lacht“; Mittwoch, 8 Uhr: „Ich habe einen Engel geheiratet“ (Bankbeamten II); Donnerstag, 8 Uhr: „Bargeld lacht“; Freitag, 8 Uhr: „Der Geisterzug“ (Kulturverband-freunde); Samstag, 7 Uhr: „Dreimal Offenbach“; halb 11 Uhr: „Zusammen Geheimnis, Silvester-Ballett, „Brüderlein fein“.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Prag. Montag, den 26. Dezember, Abfahrt 8.38 Uhr vom Zmlhaver Bahnhof nach Lubkowitz-Wanderung Skalka, Führer Drenab.

Was ist ein Mensch, dem Gesundheit fehlt?

Das höchste Gut des Menschen, das ihm auch der Besitz von Millionen nicht ersetzen kann, ist seine Gesundheit. Nur derjenige, der von Schmerzen gequält wird, der schlaflos, leidensvolle Nächte kenne gelernt hat und seinem Berufe mit schmerzenden Gliedern nachgehen muß, wird sich sagen, daß ein kranker Mensch ein Nichts, ein an den Rand der Verzweiflung getriebenes, bedauernswertes Geschöpf ist.

nicht und war schon ganz verzweifelt. Zuletzt verordnete mir mein Arzt Togonal-Tabletten, die ich mir besorgen ließ und nahm die Tabletten ein. Ich konnte zehn Wochen in meinem Beruf, viel weniger stehen. Nun können Sie sich vorstellen, was es für mich bedeutete, als nach den ersten neun Tabletten die Schmerzen nachließen und ich bereits am dritten Tage in die Schule schlüpfen konnte. Heute laufe ich wie ein Reh und wäre glücklich, wenn ich es jedem Kranken sagen könnte: „Nimm Togonal!“ Togonal löst die Harnsäure, geht somit zur Wurzel des Leidens. Fragen Sie Ihren Arzt, lassen Sie sich aber nur Togonal in Originalpackungen verschreiben und weisen Sie schädliche und wertlose Nachahmungen stets zurück. In allen Apotheken vorrätig. Generaldepot: Brauner's Apotheke „Zum weißen Löwen“, Prag II., Pflöcky 12.

Sport • Spiel • Körperpflege

Oesterreichs Fußballer wollen werden.

Am Frühjahr ein Länderkampf in Prag. Trotz der Existenz tschechischer Arbeiterfußballvereine gibt es noch immer keine tschechische Arbeiterfußballorganisation. Da die tschechischen Arbeiterturner vor kurzem wieder die Einführung des Fußballspiels abgeschlossen haben, werden die Bemühungen, von außen her eine tschechische Arbeiterfußballorganisation zu schaffen, fortgesetzt werden. Es besteht die Absicht, im kommenden Frühjahr oder im Sommer ein Europameisterschaftsspiel Oesterreich gegen Tschechoslowakei (Kuffiger Verband) in Prag durchzuführen. Als Vorbild soll ein Treffen zwischen einem Wiener tschechischen Team und einer Prager Arbeiterfußballmannschaft stattfinden. (Arb.-Ztg.)

Stierzig Jahre Arbeiter-Turn- und Sportbund in Deutschland. Im kommenden Jahre 1933 feiert die deutsche Arbeiterorganisation das Fest ihres 40-jährigen Bestandes. Die Gedenkfeier soll entsprechend der Zeit in würdigen Formen in allen Vereinen in der Woche vom 21. bis 28. Mai erfolgen.

Die Arbeiterportier für die freien Gewerkschaften. Der Vorstand des KAd hat beschlossen, alle Arbeiterportiervereine Oesterreichs aufzufordern, bei der Werbung für die freien Gewerkschaften tatkräftig mitzuwirken. Das Erziehungsprogramm der Arbeiterportierinternationalen legt, daß die Voraussetzung und die Grundlage für die Arbeitersportbewegung die sozialistische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Arbeiterbewegung ist und daß es Pflicht der Arbeiterportier ist, diesen Organisationen anzugehören und ihre Bestrebungen zu unterstützen. Die Zusammenarbeit aller Arbeiterorganisationen wird immer wichtiger und der KAd-Vorstand erwartet deshalb die reifliche Erfüllung aller Arbeiterportier gegenüber der Partei und den freien Gewerkschaften.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Eine große Gefahr für die Gesundheit ist die Grippe, welche derzeit in Nordböhmen besonders stark auftritt. Warten Sie nicht erst, bis auch Sie diese heftigste Krankheit ergriffen hat, sondern besorgen Sie durch die altemährten Panstavin-Pastillen vor. Sollten Sie jedoch schon Gliederschmerzen verspüren, so nehmen Sie unverzüglich Aspirin-Tabletten, das sicher wirkende Mittel gegen Gefäßstörungen und Schmerzen. 1740

Filme in Prager Lichtspielhäusern

bis einschließlich Donnerstag, den 29. Dezember 1932. Bran-Urania: „Unter jolider Mägoe.“ Adria: „Anton Spele“ - der Schwarzhäute.“ Alka: „Bring sie lebend heim!“ - Verändert: „Maria Draga.“ Flora: „Maria Draga.“ Gaumont: „Die oder keine.“ Hollywood: „Die oder keine.“ Spida: „Anton Spele - der Schwarzhäute.“ Kapitäl: „Mit einem Lied auf den Lippen und Liebe im Herzen.“ Kinema, B.-Th.

ANGLO-ČECHOSLOVAKISCHE UND PRAGER CREDITBANK ZENTRALE IN PRAG. AUSLANDS-FILIALEN: Belgrad, Bukarest, London, Sofia. 52 Filialen in der Tschechoslovakischen Republik. 7 Exposituren in Prag.

Actualitäten, Reportagen, Lustspiele; halb 1 bis halb 8 Koruna: „Das Schiff der Selbstmörder.“ Metro: „Ein Mann mit Herz.“ Olympia: „Der Bombenbender.“ Passag: „Liebe auf den ersten Ton.“ Praha: „Das Schiff der Selbstmörder.“ Radio: „Gefessene Patrioten.“ Slaut: „Das Haus an der Grenze.“ Spidator: „Ein Mann mit Herz.“ Alma: „Gitta hat ihr Herz entdeckt.“ Union: „Eid-Geper.“ Vastof: „Gitta hat ihr Herz entdeckt.“ Zboriti: „Nimm mich in Glück.“ Konvikt: „Gefessene Patrioten.“ Vido: „Maria Draga.“ Louvre: „Gitta, eine von uns.“ Necessa: „Gitta hat ihr Herz entdeckt.“ Perstun: „Mein Herz ist noch ledig.“ Nory: „Gitta, eine von uns.“ Waldel: „Gefessene Patrioten.“ Academia: „Das Lied einer Nacht.“ Velvedere: „Unter jolider Mägoe.“ Veleba: „Maratka.“ Carlton: „Gefessene Patrioten.“ Alkon: „Gefessene Patrioten.“ Sport-Zimshov: „Vor der Natur.“ U Velodu: „Sivorna und ihr Partner.“ (Die gesperrt gedruckten Filme können empfohlen werden.)

Mitteilungen der „Urania“

Weihnachts- und Neujahrs-Programm. Sonntag, 25. Dezember, halb 11 Uhr: „Rit der Filmkamera durch Deutschland“, Kinematium mit neuesten Aufnahmen, reichhaltig in Tonfassung. Preise: 2-5 K.

Angestellten = Ball am 4. Feber Heinefaal-Weinberge. Ausschreiber Angestellten-Verband. Prag II., Jägerovo nám. 4. 100

Winterröcke für die Jugend Ski-Dreh für Knaben, Jugendliche, Mädchen und Damen besonders billig. „NIRSCH“, Prag, Železná 14. Beachtlichen Sie unsere Anzeigen und Lagerbestände ohne Kaufzwang.

Der wichtigste PUNKT der täglichen Mund- und Halspflege ist LAKEROL. LAKEROL-Tabletten sind wohlschmeckend, rasch und zuverlässig wirkend, und sparsam im Gebrauch. In allen Apotheken und Drogerien. Preis Kč 5- und 10-.

Brauners Apotheke „Zum weißen Löwen“ Prag II., Pflöcky Nr. 12.

Montag, 26. Dezember, halb 11 Uhr: „Pa und Paradox als Schiffschuhläufer“ Filmuffspiel. 2-5 K. Montag, 26. Dezember, halb 5 Uhr: „Winter in Oesterreich“, Lichtbilder-Vortrag. Am Vespul: G. Dobraner. Kleinste Preise: 2 K. für Nichtmitglieder, 3 K. Mittwoch, 28. Dezember, 3 Uhr: „Hänf und Grotel“, Märchen. „Geschichten“, erzählt mit Lichtbildern: „Aus dem Wundergarten des Märchens“. 2-5 K. Samstag, 31. Dezember, 3 Uhr, Sonntag, 1. Jänner, halb 11 Uhr, Montag, 2. Jänner, viertel 9 Uhr: „3 maligernden Paradies“, Kulturfilm-Premiere. Zulauf und Winterpracht. Preise: 2-6 K. Sonntag, 1. Jänner, 3 Uhr: Kinderabermittag: „Rasperi-Puppentheater“. - Aufführung eines „Lustigen Einakters“. Märchen-ergählung. Preise: Kinder 2-4 K. Erwachsene 3-5 K. Sonntag, 1. Jänner, 8 Uhr: „Deiteres Quartett des Wiener Männer-Gesangsvereines“.

Beim Einkauf von Aluminiumgeschirr verlangt heute die praktische Hausfrau im Geschäft und Konsum nur einzig die gesetzlich geschützte Marke

JO-VA welche durch ihre Form - versehen mit unbrennbarem Grille, solider und dauerhafter Qualität, sämtliches bis jetzt erzeugtes Aluminiumgeschirr übertrifft. 1472

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des Konsumvereines SELCHWAREN der Firma HEGNER & Cie., PILSEN. Selchwaren der Fa. HEGNER & Cie., PILSEN SIND DIE ALLERBESTEN!

Verlangt überall Boltszunder

Bank der Tschechoslovakischen Legionen 4 Platz-Exposituren :: 18 Filialen in Prag II., Na Pořiči 5 Saisonwechselstuben Aktienkapital: Kč 70.000.000.- / Reservefonds: Kč 100.000.000.- Telegr.-Adresse: Legiobanka, Prag. Telefon-Serie: 265-5-1, 301-4-1. Bankgeschäfte aller Art.

STANDORT: Prag, Na Pořiči 5. - Filialen: Brno, Olomouc, Pilsen, Plzeň, Třebíč, Vyškov, Znojmo, Brünn, Hradec Králové, Jihlava, Litomyšl, Pardubice, Středomoraví, Tábor, Zlín, Olomouc, Pilsen, Plzeň, Třebíč, Vyškov, Znojmo, Brünn, Hradec Králové, Jihlava, Litomyšl, Pardubice, Středomoraví, Tábor, Zlín. - Filialen in der Tschechoslovakischen Republik: Bratislava, Košice, Prešov, Poprad, Spišská Nová Ves, Žilina. - Filialen in der Tschechoslovakischen Republik: Bratislava, Košice, Prešov, Poprad, Spišská Nová Ves, Žilina. - Filialen in der Tschechoslovakischen Republik: Bratislava, Košice, Prešov, Poprad, Spišská Nová Ves, Žilina.



Zemská banka

(früher Landesbank des Königreiches Böhmen)

Zentrale Prag. — Filiale Bratislava.

Alle Bank- und Börsen-Transaktionen. Geldeinlagen in laufender Rechnung gegen Einlagsbücher und Kassenscheine. Langfristige Kommunal-, Meliorations-, Eisenbahn- und Hypothekendarlehen. Bankkredite. Eigene Emission von Schuldscheinen mit der Haftung des Landes Böhmen, in der Slowakei und in Karpathenland mit Staatsgarantie. Individuelle Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren, getrennt von den eigenen Beständen und den Wertpapieren dritter Personen. Sicherheits-Stahlschrankfächer-Vermietung. 6091

Für die seitens der Bank übernommenen Verpflichtungen haftet das Land Böhmen.



Hypoteční banka Česká

(früher Hypothekbank des Königreiches Böhmen)

Zentrale: Prag II., Havlíčkovo nám.

Filiale: Bratislava, Expositur: Košice.

Landesinstitut

Emission von Pfandbriefen mit Landesgarantie und Pupillarsicherheit. Einlagen gegen Einlagsbücher und in laufender Rechnung. Kauf und Verkauf von Wertpapieren. LOMBARD. - INKASSO. Eskompt von Wechseln für Geldinstitute. Anschaffungen aller Art. Fachgemäße und billige Deponierung von Wertpapieren. Darlehen auf Häuser und Grundstücke.

Allgemeine Genossenschaftsbank

(Všeobecná družstevní banka)

Bredovská 4. PRAHA II. (neben der Hauptpost).

Telephon: 22751-5.

Exposituren:

Praha II., Těšnov 5.

Brünn, „U Solnice“ Nr. 3. Mährisch-Osttau, „Hornický dům“.

Durchführung aller Bankgeschäfte. Kreditbriefe für das Ausland, auch für Rußland. Einlagen auf Einlagsbücher und in laufender Rechnung. — Loss gegen Barzahlung und auf Kredit. — Verkaufstelle der tschechoslow. Klassenloterie. — Vermietung von Schließfächern (Safes). — Eigenes Panzergewölbe. 417

Böhmische Industrial-Bank

Aktienkapital und Reservefonds Kč 136.000.000.—

Zentrale in Prag I., Na Příkopě 35

FILIALEN

in: Aussig, Benešov, Beroun, Bodenbach, Böhm.-Krumau, Bratislava, Brno, Břeclav, Čáslav, České Budějovice, České Velenice, Český Těšín, Domažlice, Dvůr Králové n. L., Freudental, Friedland i. B., Gablonz a. N., Hodonín, Hradec Králové, Iglaun, Jindřichův Hradec, Karlsbad, Kladno, Klatovy, Komotau, Košice, Kutná Hora, Laibach, Louny, Mähr.-Trübau, Místek, Mladá Boleslav, Moravská Ostrava, Morchenstern, Náchod, Nový Bohumín, Olomouc, Pardubice, Plzeň, Píseň, Přerov, Příbram, Rakovník, Roudnice n. L., Semily, Strakonice, Sternberg i. M., Tábor, Troppau, Uherské Hradiště, Ústí n. Orli., Vysoké Mýto, Vyškov, Weipert, Znam, Zvittau.

EXPOSITUREN

in: Prag VII. (Holešovice), Strossmayerovo nám. 976, Prag VIII (Libeň), Královská tř. 890, Kgl. Weinberge, Rubešova 21, Smíchov, Stefanikova tř. 43, Žižkov, Husova tř. 45 n., Nusle, Riegrovo nám. 4

BAHNHOF-WECHSELSTUBE

in České Velenice.

Durchführung aller Bank-, Börsen- und Wechselgeschäfte.

Kreditbriefe auf alle Plätze des In- und Auslandes

„ELBE“ Lebensversicherungsanstalt A.-G. Schadenversicherungsanstalt A.-G.

Telephon 36187. — Telephon 25118, 32714

in Prag I., Národní 27

(im eigenen Hause)

Er- und Lebensversicherungen
Aussteuerversicherungen
Rentenversicherungen
Erbsteuerversicherungen, sämtliche
mit u. ohne ärztlicher Untersuchung
Helmsparcassenversicherungen
Feuerversicherungen
Einbruchversicherungen

Unfallversicherungen
Hautkrankheitsversicherungen
Automobilversicherungen
Transportversicherungen
Maschinenbruchversicherungen
Glasbruchversicherungen
Private Krankenversicherungen
bei freier Arztwahl

Vertragsanstalten großer deutscher Verbände u. Körperschaften.

Vertretungen in allen größeren Städten! Ankünfte kostenlos sowie unverbindlich.

BANKHAUS PETSCHER & Co.

**PRAG II.,
BREDOVSKA 18**

TELEGRAMM ADRESSE: PETSCHERKOMP

TELEGRAMM ADRESSE: PETSCHERKOMP

Weihnachten 1932

Vom sterbenden Glasgebiet.

Gablonz - eine kapitalistische Tragödie.

Gablonz, anno 1932 . . .
Das bedeutet: eine ehemalige Weltindustrie im Todeskampf - Zehntausende im Elend - Zehntausende vor dem absoluten Nichts. Gablonz, die Metropole des internationalen Bijouteriemarktes, Gablonz, die Stadt mit dem weltbekanntesten Namen, einst die Stadt des Wohlstandes und der hohen Verdienste und der scheinbar ewigen Prosperität, schien ein besonderes Lieblingskind der kapitalistischen Entwicklung. Man sprach hier gern von dem amerikanischen Entwicklungstempo, in welchem die unbedeutende Landgemeinde in wenigen Jahrzehnten zu dem Zentrum einer Exportindustrie aufgestiegen war, die die Welt umspannte. Wie kurz die Zeitspanne dieses Aufschwunges ist, beweist vielleicht am besten die Tatsache, daß sich die Repräsentanten einer ältesten Generation noch mit Regeln und Fäbren dagegen wehrten, daß die Bahnhofs-Reichenberg-Prag über Gablonz geführt werde. Die Nachkommen dieser konservativen Generation haben übrigens die mangelnde Voraussicht ihrer Vorgänger seither oft verwünscht. Denn diese hat es verschuldet, wenn das weltbekannte Gablonz an seiner Hauptstraße liegt.

Die Zeit des Konjunkturaufschwungs.

Ein Gablonzer Unternehmer rühmte sich einst, seine Heimatstadt sei die „Stadt ohne Proletariat“. An dieser Behauptung ist so viel richtig, daß die arbeitenden Schichten des engeren Gablonzer Gebietes (zum Unterschied von den Gebirgsgemeinden) vielfach nicht zur Erkenntnis ihrer proletarischen Lage gekommen sind, worüber wir noch später zu sprechen haben werden. Jeder, der z. B. Gablonz in den Jahren einerieberhaft überspannten Nachkriegs-Konjunktur kennen gelernt hat, weiß, wie dem trügerischen Unternehmertum jener Zeiten, die meisten Kreise der Bevölkerung verfallen waren. Es war die Zeit beispiellosen internationalen Warenhandels, wo über Nacht Millionen geschaffen wurden.

Damals mimelte es von exotischen Einkäufern, die Ware verlangten, Ware um jeden Preis. Ein unerhörter Geldstrom ergoß sich über das Glasgebiet. Es war die Zeit, wo bereits nachmittags in den Kaffeehäusern die Champagnerpfropfen knallten, um Niefenabschlüsse zu begießen, wo man sich Zigaretten mit Zwanzigkronennoten anzuzünden liebte. Dann kam der Rückschlag, Konterse und Ausgleich. Wäucher Millionär von gestern lehrte wieder als Gärtler oder Schleifer in seinem Schleifstuhl sitzen. Ach was — das ist der natürliche Rückschlag — so tröstete man sich. Jelenfest glaubte man an die ewige kapitalistische Prosperität. Gablonz ist ja vom Weltmarkt nicht zu verdrängen.

Die Katastrophe.

Es kam anders. Schreckensnachrichten begannen sich zu verbreiten. Die besten Ueberseemärkte begannen an die asiatische Konkurrenz verloren zu gehen. Und die schrecklichen Schatten der kapitalistischen Krise legten sich über Gablonz. Ueber das lebenslustige Gablonz, wo so gut verdient und so leicht ausgegeben wurde. Und diese Krise — darüber sind sich alle Schichten einig — bedeutet aller Voraussicht nach den Untergang einer blühenden Exportindustrie. Einen Untergang, von dem es keine Aufseherung gibt.

Die gleiche hochgepriesene kapitalistische Entwicklung, die dem alten Glasland den Weltmarkt eröffnet hat und scheinbar ewige Prosperität heraufbeschworen hat, die gleiche kapitalistische Entwicklung, die dem Wohlstand und hinterläßt beispielloses und hoffnungsloses Elend.

Der Schlußakt einer kapitalistischen Schicksals-tragödie.

Die letzte offizielle Statistik weist für den Gablonzer Bezirk 11.393 Arbeitslose aus, eine fürchterliche Rekordzahl. (Der Bezirk zählt an 62.000 Einwohner.) Salten wir uns an die Lohnsummen-Statistik der Bezirkskrankenkassenversicherung, so können wir die Bedeutung der Arbeitslosigkeit für das Wirtschaftsleben ganz klar feststellen. Im Vergleich zum Jahre 1929 ergibt sich dieser Statistik nach, daß infolge Auscheidens versicherungspflichtiger Personen aus dem Produktionsprozeß und Reduzierung der Löhne pro Woche um 2.600.000 Kronen weniger an Lohn ausgezahlt wird, als im Jahre 1929 (das übrigens keineswegs zu den guten Jahren zählte). Berücksichtigt man noch die Grenialkranken-kasse, so kommt man zu dem Resultat, daß der Lohnausfall im Gablonzer Bezirk gegenüber 1929 nicht weniger als drei Millionen Kronen pro Woche beträgt, so daß im Jahr an 160 Millionen Kronen dem Verbrauch entzogen werden. Man braucht nicht weiter auszumalen, was dies für Handel und Gewerbe bedeutet.

Vom Gablonzer Arbeiter.

Kun ist zu bemerken, daß die offizielle Ziffer der gemeldeten Arbeitslosen in Gablonz noch weit weniger als sonst ein vollständiges Bild der Lage bietet. Abgesehen von den Ausgehenden und gewerkschaftlich nicht Organisierten, deren Zahl gerade in Gablonz sehr hoch ist, existiert hier eine ganze Schicht selbständig oder halb selbständig arbeitender Personen, Gärtler und Heimarbeiter aller erdenklichen Art, die heute rechtlos proletarisieren. Es ist bezeichnend, daß schwierige und komplizierte Prozesse um die Versicherungs-pflicht anhängig sind, über deren Entscheidung sich die Schiedsgerichte den Kopf zerbrechen. Es gab Arbeiter, die beispielsweise am eigenen Schlei fühl in der eigenen Betriebsstätte für ihren Auftraggeber arbeiteten, solche die an gemietetem Arbeitsgerät saßen, aber auf eigene Rechnung tätig waren, solche, die ausschließlich im Dienste einer Firma standen usw. Kurzum, die Arbeitsverhältnisse waren vielfach modifiziert und vielfach äußerlich der selbständig-handwerkertmäßigen Betriebsform ange-glichen.

Gerade diese Leute aber waren weit davon entfernt, sich ihrer proletarischen Situation be-

wußt zu werden und auch in dieser Hinsicht enthält die Geschichte des Gablonzer Industriegebietes ein Stück amerikanischer Entwicklungstendenz. Diese Leute waren überzeugt von der Möglichkeit ihres sozialen Aufstieges in die Schicht der Besitzenden, um so mehr, als einzelne Beispiele eines solchen Aufstieges sie ermuntern mußten. Wer Glück und Kredit hatte und wenn es gelang, etwa einen Modeartikel zu lancieren, der reichenden Absatz fand, konnte über Nacht Millionär sein (wie andererseits der Millionär über Nacht zum Bankrotteur werden konnte). So lieh die Wahrscheinlichkeit auch war und so zahlreich auch die Beispiele, daß diese Erfolgreichen ebenso schnell wieder verschwinden mußten als sie auf-gelaucht waren — sicher ist, daß diese besonderen Verhältnisse auf die Mentalität der arbeitenden Massen einen verhängnisvollen Einfluß gehabt hat.

Unweihnachtliches.

In himmelweiten Fernen,
noch hinter allen Sternen,
wohnt unsrer „Christen“ Gott . . .

Wir sollen fromm uns ducken,
dieweil sie frech bespucken
sein göttlichstes Gebot!

Wir sollen an ihn glauben,
dieweil sie uns berauben
ums letzte Stückchen Brot!

Sonst müßt' er doch erspähen,
wie sie sein Wort verschmähen,
und ließe sie in Scharen
wohl stracks zur Hölle fahren!

Wir soll'n uns vor ihm bangen,
dieweil sie unbefangen
vergrößern unsre Not!

Wir sollen seiner harren
und fröhlich weiterkarren
nach ihrem „Hü und Hott!“

Ach ja, in weiten Fernen,
in himmelweiten Fernen,
noch hinter allen Sternen,
wohnt unsrer „Christen“ Gott . . .

Tutt, ein Wirker.

gen d nahezu aller Schichten, die sich ohne eigene Schuld um die Freuden eines tätigen Tages betrogen sieht und die von einer düsteren Gegenwart einer noch schwarzeren Zukunft entgegen- sehen. Hier vollzieht sich der Prozeß eines Ge-nerationswandels, einer Um- und Abkehr, der höchste Beachtung verdient, umso mehr, wenn man sieht, welchen Einfluß von links- und rechtsradikaler Seite diese Jugend ausgeübt ist.

Alte Episoden.

Dieses war der erste Eindruck, der mich in Gablonz erwartete. Es war im Stadtpark zur Zeit der Mittagspause, sieben Grad Kälte, ein herrlicher, sonniger Dezembertag. Zwei Madels gehen eingehängt auf den verschneiten Park- wegen. Dünne Mäntelchen, vielfach gestickte Strümpfe. Konjunktinnen, die ihre Mittagspause verbringen. Die eine macht sich los: — „Lag mich mal erst mittagessen.“ Aus der Altenasche holte sie zwei nicht eben große Sä-eden trockenes Brot und begann mit Vier ihre Mahlzeit . . .

Nach einer Verjammung kam ich in ein Kaffeehaus, um einige Notizen zu machen. Es war gegen Winternacht. Das Lokal voll. Im Winkel ein Spielautomat, umlagert von Spielern, die in schönem Wettstreit Kronen- und Fünft Kronenstücke einwerfen, um alle heiligen Zeiten einmal einen Bruchteil ihres Einkommens zurückzugewinnen. In zusammengeschobenen Tischen amüsierten sich laut vorzüglich angezogene Gesellschaften. Weinflaschen stehen auf dem Tisch. Die Stimmung ist auf der Höhe, die Fäden gleichfalls. Der Zufall führt mit einem Bekannten in den Weg. Auf meine Frage lacht er nur: „Ach es gibt in Gablonz noch viele, die noch viel Geld übrig haben.“

Ich hörte mit Staunen, daß die Radistole (neuerlich vermehrt um die „Kaislerer“ Weinprobe im neuen Rathaus), sich durchwegs eines trefflichen Besuches erfreuen. Einzelne Lokale haben kostspielige Adaptationen vornehmen können. Es gibt wirklich noch genug Leute in Gablonz, die die Krise in Wohlbedinden und Bebaglichkeit zu überdauern gedenken und sollte sie in alle Ewigkeit dauern. Es sind die anderen Reprä-

sentanten der notleidenden Industrie, jene die klug genug waren, beizeiten das unrentable Ge-schäft einzustellen und das Hungern jenen „Vollsgenossen“ überlassen, die nichts be-sitzen, als ihre Arbeitskraft und denen also ein solcher rechtzeitiger Rückzug aus der Krise nicht möglich war.

Auf dem „Alten Markt“ herrscht noch in spätester Nachtstunde (es war Freitag) hel-leres Leben und Treiben alkoholierter Heim-lehrer. In der Mitte dieses jetzt repräsentabel bergeländerten Platzes erhebt sich das eben fertig-gestellte imposante Rathaus. Die pompös be-leuchtete Uhr auf seinem Turm strahlt wie ein Leuchtturm über die Dächer dieser sonderbaren Stadt unter denen Zehntausende schlaflos liegen, weil Hunger und Sorge an ihrem Lager stehen und einige andere keinen Schlaf finden, weil sie der allzu vollen Magen drückt oder der reichlich genossene Alkohol ihr Schlafzimmer in ein At-tuffel verwandelt.

Roi über dem Gebirge.

Wer dem Elend, das über das Glasgebiet hereingebrochen ist, gerade ins Antlitz sehen will, wer die ganze fürchterliche, nackte Not ohne ablenkende Nebeneindrücke in ihrem ganzen Umfang erleben will, der muß ins „Gebirge“ gehen, der Urheimat der alten Glasproduktion, nach Johannesberg, Grenzendorf, in die Gemeinden des oberen Stannitztales, wie Jo-sefstal, Wazdorf usw. Gablonz ist das Zentrum dieses Gebietes, die Ausfallspforte der in den Gebirgsgemeinden vertriebenen Glas-industrie.

Im Gebirge tritt die vorstehend charaktéri-sierte Heimarbeiter gegenüber dem technisch zentralisierten Fabriksbetrieb zurüd. Aus der sozialen Situation der Bevölkerung ergab sich auch eine ganz andere Einstellung zur sozialisti-schen Bewegung, obwohl auch hier der Indiffe-rentismus eines Teiles der proletarischen Bevöl-kerung dem Vorbringen des Sozialismus schwere Hindernisse in den Weg legte.

„Selige, fröhliche Weihnachtszeit . . .“

„Sie liebt vor der Tür und wird wenig Freude über das Bergland bringen. Vergebens werden sehnüchtige Kinderdrängen nach Geldchen suchen. Kein — es wir kein Fest der Freude sein. Der harte Bergwinter liegt über dem Ge-birge. Die Dörfer sind verödet und das Quod-süber steht tief unter Null. Wohl dem, der wenig-stens noch ein Dach über dem Kopf und Holz für den Ofen hat. Wie lange noch?“

Wer durch die Dörfer des Gebirges streift merkt auf den ersten Blick keine sonderliche Ver-änderung. Die Häuser sind ebenso peinlich sauber wie sonst, die Fenster blitzen, auch die Kleidung der Begehenden ist sorgfältig instand gehalten. Die Vorliebe des schlesischen Stammes für Rei-tigkeit und Zierlichkeit läßt keine Vernachlässigung zu. Wer aber näher zuhört, wird gewahrt, wie blaß und schwächlich die Kinder großteils sind, wie eingefallen die Wangen der Erwachsenen, wie tief ihre Augen in den Höhlen liegen. Wir sind im Gebiete des Hungers . . .

Oft liegt die schwere Last der Erhaltung einer ganzen Familie auf den schwachen Schul-tern der Jugend. Bei der Station Grenz-en-dorf der elektrischen Bahn kam ich mit einem älteren Mann ins Gespräch. Er erwartete seine 17-jährige Tochter, die in Gablonz als Schreib-stift angestellt ist. Er selbst ist seit anderthalb Jahren arbeitslos. „Dreihundertfünfzig Kronen hat sie im Monat.“ Davon lebt die Familie. Sie zählt zu den glücklichen Familien, in denen wenigstens ein Familienmitglied Verdienst hat. „Noch Verdienst hat.“ Wenn sie das Mühl auch noch abbauen . . .“ Er schließt mit einer ver-geworfelten Handbewegung.

Die Krone wird zum Kapital.

Wie es mit den anderen bestellt ist, die mit feinerer Arbeitsverdienst mehr zu rechnen haben, davon erhebt ich in einem Kaufmanns-laden eine lebendige Vorstellung. Ein kleines Madelchen, so etwa fünf oder sechs Jahre alt, verlangt schüchtern für sechzig Heller Zul-fer. Der Kaufmann zählt die Zuckermünzen ab; es lohnt sich wohl nicht, ein solches Quan-tum abzuwiegen. „Die Mutter läßt sagen, sie bringt die sechzig Heller morgen“ richtet das blaße, magere Kind aus. Es war ein Sonntagseinkauf! — Eine Krone ist heute unter der verelendeten Bevöl-kerung zu einem ansehnlichen Betrag geworden. Man möchte den Herren, die über die „Geh-larten“ die Nase rümpfen, wünschen, sich einmal in diesen Elendsgebieten umzusehen, wo Lan-ende eben nur durch die Aktionen der sozialen Fürsorge vor dem Hungertod bewahrt bleiben.

Fleisch ist für viele hier zu einem mär-chenhaften Begriff geworden. „Wir sind froh, wenn wir am Sonntag einen Salzbering mit trockenen Kartoffeln haben. Das ist unser Sonntagsgesund“, sagte mir ein junger Schleifer auf der Fahrt nach Josefstal. In einem Greislerladen erfuhr ich, daß es vielfach üblich geworden sei, Fische zur Bereitung des „Sonntagsschiffers“ grammweise abzugeben, wie man auch den Zuck- abgezählt verkauft. Man hat sich der Kaufkraft der Bevölkerung angepaßt.

Unter solchen Zeichen steht das Weihnachtsfest 1932.

Die Ehre der Beschäftigten.

Wie sieht es aber mit jenen Glücklichsten aus, die noch in Arbeit stehen? In der Kammer einer zu drei Vierteln stillgelegten Schiffschifferei...

Später erfuhr ich von maßgebender Stelle, daß es tatsächlich so gut wie gar keine voll Beschäftigten mehr gebe. Was aber die Kurzarbeiter betrifft, so verdient nach zuverlässigen Schätzungen über die Hälfte von ihnen weniger als 120 Kronen pro Monat.

Was nun?

Diese verhängnisvolle Schicksalsfrage muß sich jedem aufdrängen, der den Produktionsrückgang des Glasgebietes durchwandert hat.

Soll eine hochintelligente und tüchtige Bevölkerung wirklich dem Untergang geweiht sein?

Dr. Bg.

Am 22. Dezember 1849 morgens...

Von Ilija Dubrowski.

Eine kenneklare, frostige Dezemberrnacht lag über der Stadt. St. Petersburg schlief, eingehüllt in eine dicke, weiße Schneedecke.

Weit am Rostowstr., gegenüber den am Meer schloßenden Palästen, lag stumm, wie ein großes, graues Ungeheuer, die Peter-Pauls-Festung.

Heute begann in der Festung das Anzeichen des Lebens ausnahmsweise etwas früher als gewöhnlich. In dem auf einem der vielen Höfe liegenden Wachtürmchen brannte bereits das Licht.

Die dunklen, schmalen Kafenatten der Festung, in denen politische Gefangene oft Jahrzehnte schmachteten, gleichen alten verrosteten Gittern.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

hör? — In Begleitung bewaffneter Soldaten gingen sie die Treppe hinunter; dann durchquerten alle einen breiten Hof.

Die schwere Tür des Hofes ging auf, und die Gefangenen traten in einen zweiten, etwas größeren Hof.

Er schaute auf den klaren, bläulichen Himmel, auf die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, auf den die Augen blendenden, weißen Schnee.

Der Gedanke wurde wieder wach in ihm: weshalb fährt er jetzt eigentlich mit? Worin bestand sein Verbrechen?

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

Der junge Mann schlief sehr unruhig und atmete laut und ungleichmäßig; ab und zu murmelte er auch etwas im Traume vor sich hin.

ständen sie, wie rote Buchstaben, vor ihm in der Luft erharrt. Die grausame Vermutung wurde zur Gewissheit. Und gleichzeitig, wie ein eiliges Fliehen vor der gräßlichen Gegenwart, zog sein süßeres Leben blühen in seinem Gedächtnis vorüber: die Kindheit, in der Dienstwohnung eines Moskauer Krankenhauses...

Zwei Leutnants kamen heran und zerbrochen über dem Kopfe eines jeden Beurteilten einen Säbel.

Er sah sich um; neben ihm standen seine Kameraden Plechischew und Turow; wortlos stießen die drei zum Abschied einander in die Arme.

Ein schriller, dreifacher Trommelwirbel zerriß in diesem Augenblick die Spannung. Alles schaute verwundert nach vorne, wo ein großer, streng aussehender Oberst ein Papier in der Hand hielt.

Die ganze Nacht war Sturm gewesen. Er rüttelte an den Türen und ließ die Menschen nicht schlafen.

Damals waren viele Freunde in der Stadt, die der Kaiser zur Schätzung gerufen. Die Herbergen und Schenken waren voll.

Und plötzlich war der Sturm gekommen, ohne daß man es ahnte. Er riß an den Fenstersäulen und ließ gegen die Türen klappern.

Der nächste Tag schien nicht empordämmern zu wollen; alles, was mit ihm zusammenhing, erschien düster, wenn nicht geradezu schrecklich.

Karawanen, die später am Morgen eintrafen, und die durch die ganze Nacht unterwegs gewesen waren, brachten die Kunde mit, daß der Wind, der von den Bergen herunterstürzte, sehr warm gewesen sei.

In dieser Nacht, so wurde später auch erzählt, sei am Himmel kein einziger Stern sichtbar gewesen, bis auf die Stunde, da der Sturm sein Ende genommen, ebenso rasch und überraschend, wie er gekommen war.

Schon über ein Jahr hing am Himmel ein Zeichen, Türen waren im Lande gewesen und unter dem Druck der Soldaten des fernen Kaisers leuchtete das Volk.

Schon über ein Jahr hing am Himmel ein Zeichen, Türen waren im Lande gewesen und unter dem Druck der Soldaten des fernen Kaisers leuchtete das Volk.

Weihnachtslegende.

Weihnacht! Was ist das noch? Den braven Kleinen ein unbegriffenes Geschenk, ein Baum, und sollte doch die Herzen so vereinen, daß Stern und Trost von einem Himmel scheinen...

Edmund Fule.

loß. Was war geschehen? — In ungewisser, freudiger Erwartung schlug das Blut bestig in den Adern; der goldglühende Schnee blendete die Augen, die Kirchentürme schienen im Feuer aufzugehen.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember, während die Glocken Russlands zur Weihnachtsfeier schlugen, verließ ein einsamer Schlitte St. Petersburg in östlicher Richtung.

Die Geburt.

dem begannen viele, die von ihnen hörten, an sie zu glauben, mochten sie auch noch so unsinnig sein und alle Siegel des Unwahrscheinlichen tragen.

Vielleicht versetzte auch darum jene Sturmnacht die Bewohner der Stadt und das fremde, zugewanderte Volk in solche Erregung.

Auf dem Markte hatten die Töpfer ihre Buden. Sie waren vom Sturm umgerissen worden; soweit aber auch das Gut auf den Boden hingestürzt lag, nichts davon war zerbrochen.

Auf dem Markte stand einer auf und begann zum Volk zu reden. Solche Reden und solche Redner hatte man schon viele gehört; man achtete des Mannes nicht sehr.

Es ereignete sich nichts mehr. Später am Tage beruhigten sich die Menschen wieder. Künftliche zwar, beiläufig, sich abschätzen zu lassen, um von dem Ort, an dem sie solche schmerzliche Unruhe getroffen, fortzukommen.

Am Nachmittag, als sich die Menge, wie immer, vor dem Hause drängte, in dem die Schätzung vorgenommen wurde, erzählte er, daß während der Sturm gewütet, in einem Stall vor der Stadt, eine Nazarenin ein Kind geboren habe.

Franz Trejcher.

Sechsmal Weihnachten.

Von Herbert Reinhold.

I.
Das war 1924 im Rößfeld bei Bädstein im Gastner Tal. Ende Oktober waren wir froh gewesen, als Obertagearbeiter bei der Gewerkschaft Narhausberg unterzukommen. Das 1700 Meter hoch gelegene Goldbergwerk war seit jeder ein Winterchluss der Leute von der Landstraße. Viel zu verdienen gab es nicht, aber man hatte ein wenn auch dürftiges Dach über dem Kopf und sicheres Brot. In sechs Tagen war auf der Paradenstraße zwei Reichsdeutsche und ein Steirer, junge Menschen, und ein Kroate, ein Tscheche und ein Däne, Speditionsältesten Ranges. Obwohl wir politisch verschiedener Meinung waren, vertrugen wir uns. Wir waren aneinander angewiesen in allen Dingen.

Am 24. Dezember versah sich unsere Gemeinschaft: Wir hatten freie Fahrt bis 10 Uhr abends. Das Wetter war unfreundlich. Log über hatte es geschneit, und gegen Abend blies ein häßlicher Wind eiserne Kälte von den Tauern. Mit steifen Knochen, todmüde, stapften wir noch unserer Parade. Wir wollten Weihnacht feiern, wie es unter landfremden Kumpels üblich ist: mit Kartenspielen und Trinkgelagen. Ehedem hatten wir uns vorgenommen, ins Tal hinabzusteigen. Lawinengefahr ließ uns den Plan verworfen.

Gegen Mitternacht schweifte in der Stube wider Tabakqualm. Es stank nach Bier und Wein. Von den Nachbarbaracken waren Kameraden gekommen, die nach Knoblauch und Hammelfleisch rochen. Die Gemüter waren erhit. Wir warfen mit Joten umher, daß es nur so aufseile. Und plötzlich brachte einer die Rede auf das einzige weibliche Wesen im Rößfeld, auf das Kantinenmädchen, die als unnahbar galt. Jeder brüstete sich, mit ihr etwas zu haben. Wir lachten uns gegenseitig aus, nannten uns abgefeimte Lügner. Dann stichelten wir so lange, bis eine Kauflei aufkam.

Am 25. Dezember mußten wir mit fünf Kameraden unser Bündel packen, weil wir im Saff die Parade demoliert hatten. Uns traf es doppelt schwer; denn im Spiel hatten wir unsere Ersparnisse verloren. Schredlich ernüchtert und voller Bangen vor dem Kommenden schleppten wir uns durch den kalten Tag, unbekanntem Ziele zu. In Bad Gastner läuteten die Glocken zur Weihnachtsmesse . . .

II.

1925 überlegten wir lange, was wir tun sollten: in das Trappistenkloster gehen oder hinter einer rauhen Platte heißen. Das Wetter und unser Geldbeutel zwangen uns schließlich, den vernünftigen Weg einzuschlagen. Also schlürften wir durch lichtlose Marceller Gassen nach dem Deuvre, Hospitallerie. Beim Abgeben der Papiere sagte der Vorhüter: „Heute ist Weihnacht!“ Was scherte uns das. Wir hatten die Nase voll. Uns war ein Tag wie der andere: 30 Kilometer Marsch, Hunger und Kälte. Weihnacht galt uns nur als Gradmesser des Winters: die kalteste Jahreszeit stand uns bevor!

Nach einem köstlichen Bade in heißem Wasser hockten wir mit der zusammengewürfelten Gesellschaft der internationalsten Stadt Frankreichs nächst Paris an rohen Tisch, Erfahrungen und Erlebnisse austauschend. Um uns herum, an anderen Tischen, saßen Negers und Malaien, die im Hafen schwer arbeiten und doch nicht das Geld aufbringen können, sich ein gutes Quartier zu leisten. Gegenüber tuschelten Chauffeure und Straßenarbeiter, die dank ihrem geringen Verdienste gezwungen sind, im öffentlichen Wille zu nütigen. Das Gros an unserem Tische rekrutierte sich aus ehemaligen Legionären, die heute von Alger und Trian herübergekommen waren. Sie dachten wie die Kinder. Teils vor Freude, wieder europäischen Boden unter den Füßen zu haben, teils aus Furcht vor der ungewissen Zukunft. Einige junge Kunden aus Deutschland und Oesterreich fragten sie aus, weil sie in die Legion gehen wollten. Aber aus den physisch abgestumpften, müden Männern war kein vernünftiges Wort herauszubekommen.

Kurz vor neun wurde eine uns unverständliche Predigt mit allerhand zeremoniösem Kram abgehalten, die uns wie eine Komödie vorkam. Hernach erhielten wir mit salbungsvollen Worten anlässlich des Weihnachtstages doppelte Portionen zweifelhafter Suppe und ein Stück Weißbrot. Dann aber ließ es schloßen geben in die großen Schlössle, die lauter und lustig sind.

Diese Nacht werden wir nicht vergessen. Unter den 300 Mann im Saale war eine Unruhe, die die ganze Nacht anhielt. Was die Gemüter erregte, sei dahingestellt. Vielleicht war es die Predigt vielleicht auch die Suppe, in der viele Schwaben gefunden wurden. Ein Negers eröffnete den Tumult. Er litt an Wahnträumen. Entsch-

lich brüllend sprang er aus dem Bett, hob das Drahtgitter aus und schlenkerte es in eine Ecke. Schaum vorm Munde brach er zusammen. Währendessen kroch ein diabolischer Provocateur zwischen den Betten umher, die Schuhe der anderen küßend. Neben uns lag ein Asthmaleidender, der in einemfort stöhnte. Links von uns rächelte ein Lungenkranter häßlich. In der Fensterreihe war zwischen einem Spanier und einem Italiener ein Gebalge ausgebrochen, das wuchs über den ganzen Saal. Ein Speditionsältester schlug vor seinem Bette sein Wasser ab. Es war ekelhaft.

Wir haben diese Nacht kein Auge zugemut. Erst als der Morgen in den Saal kroch, atmeten wir auf. Und nach 7 Uhr standen wir nüchternen Mogens im feinen Sprühregen am feiertäglichen alten Hafen und starrten nach der Menschenmenge, die nach dem Hügel von Notre-Dame dela Garde hinaufzögerte . . .

III.

Ein Jahr später bahnten wir uns mühsam einen Weg durch mehrhohe Schneewehen, um

bagit über die Waag in ein schwarzes Loch, einen knapp zwei Meter breiten Tunnel. Wir schägten seine Tiefe fünfhundert Meter. Wir war unabhöglisch zumute. Ich dachte: „Wahnsinn!“ Mein Kamerad dachte: „Wahnsinn!“ Aber keiner sogte ein Wort . . .

Ueber dreihundert Meter waren wir im Berg. Das Loch wurde enger. Der Schienenweg schien uns endlos. Wir fürchteten uns. Da plachte mein Kamerad heraus: „Jetzt ein Zug, und wir sind zur Ra!“ „Wenn schon“, antwortete ich, Gelassenheit vorläusend. „Am diese Zeit kommt selten ein Zug. Und . . . ? Es gibt nur zwei Möglichkeiten dann in diesem Loch: entweder wir gehen selbst heraus . . . oder wir werden getragen, das heißt unsere Leichname . . . Jedenfalls . . . hier ist's wärmer.“ Wir beüllten uns . . .

Und urplötzlich, wie aus dem Boden geampft, waren vor uns zwei feurige Augen: Ein Zug! Wir liefen, was wir laufen konnten. Wir liefen um unser Leben! Dem Zug entgegen! . . . Wir schlossen die Augen, prechten uns hart an die ruhigen Wände und zitterten . . . Es brauste an uns vorbei . . . Wir spürten die Wogen . . . Wir hörten den Luftzug! Uns fror.

Rondenschein am Rande des silbern glühenden Mittelmeeres. Hinter uns brodelt das Leben derer, die von der Arbeitskraft Millionen werksender Menschen zehren. In diese Ausgeburteten, die kämpften um die Befreiung ihrer Arbeit, dachten wir noch, als den Mond rot das Meer verschluckte . . .

VI.

1929 tief mich eine Gruppe freidenkender Sportgenossen hinauf ins Fichtelgebirge, das weit lag unter der Decke Milliarden und Aberrillarden feinsten kristallischer Flocken.

Wir waren alles Leute aus den Steinhausen der Städte. Knisternd bahnten sich unsere Oier den Weg auf verbarrichtem Schnee zum Gipfel eines Berges. Dann standen wir oben und schauten zu Tal: tief unten zogen viele Menschenlein zur Christmette. Ihre gelben Kerzen krochen bedächtig vorwärts. Vor einer Kirche stauten sich die Lichter. Melodien schwermütiger Lieder schwebten sich zu uns herauf . . . Auf den Nachbarbergen oder brannten mit einem Male hell-aufleuchtende Feuer in die Nacht! Dort ruhten wir Genossen! Auch sie feierten Winterjonnennende. Da öffneten sich unsere Herzen. Wir traten zusammen zum Kreis. Ein Flammenbündel schoß in den grauen, schneeschwangeren Himmel . . .

Wir reichten uns die Hände, und ich sprach: „Genossen, oftmals hat die strahlende Sonne ihre Bahn gewendet, ehe die Arbeiterschaft sich zu klarer Erkenntnis durchgerungen hat. Vielmal wird sie ihre Bahn noch wenden, ehe wir unser großes Ziel erreicht haben! Lohnt uns unsere Kraft aufs neue weihen diesem Ziele! Noch stehen viele abseits. Wir wollen sie gewinnen und wir werden sie gewinnen! . . . Ein Winter wird kommen über das Proletariat, aber es wird hernach Sommer sein! Trotz alledem! Vorwärts- und aufwärts, Genossen! Für den Sozialismus!“

Die Entstehung des Weihnachtsbaums.

Der Weihnachtsbaum mit den brennenden Kerzen hat sich zum einen Teil aus dem altgermanischen Julfest herausentwickelt. Man pflegte in heidnischen Urzeiten um die Zeit der Winterjonnennende jeweils am Vorabend eines Feiertages in der Halle des Wohnhauses einen großen Holzstoch anzuzünden; andererseits trug man in der Winterzeit immergrüne Zweige in die Häuser, als Trost bis zum Frühling! Im fünfzehnten Jahrhundert steckte man um die Neujahrzeit Tannenzweige an die Häuser.

Im siebzehnten Jahrhundert nähern die beiden Sitten sich einander: man schmückt in der Christnacht die Wohnungen mit Reisern und beleuchtet sie gleichzeitig festlich mit Kerzen, die man sich gegenseitig schenkt.

Im Jahre 1605 wird der Weihnachtsbaum das erste mal urkundlich erwähnt. Das war im Elsaß. „Auf Weihnachten richtet man Tannendäume zu Strassburg in den Stuben auf, daran hängen man Rosen, aus vielfachen Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker usw.“

So, ohne Kerzen, verbreitet sich der Weihnachtsbaum im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert über ganz Deutschland.

Er stieß vielfach auf Widerstände dabei. Die Forstmeister wetterten gegen den Waldfrevel.

Goethe kennt in seiner Kinderzeit die Sitten nicht. Im „Werther“ aber (1774) schildert er sie schon ausführlich: „Am demselben Tage, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er abends zu Lotten und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenk zurechtgemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Feiern, da einen die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachskerzen (!), Zuckertort und Äpfeln in parodistische Entzückung setzte. „Sie sollen“, sagte Lotte, indem sie ihre Verlogenheit unter ein liebes Lächeln verborg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind, ein Wachstüchchen (!) und noch was.“

Aus dem Jahre 1789 stammt dann die erste Abbildung des lichterleuchtenden Baumes, und im neunzehnten Jahrhundert drang er bis ins letzte Dorf, bis ins fernste Tal. A. St.



Weihnachten am Rande

von Barnim nach Ruttch in der Slowakei zu kommen. Aus dem Dorfe Barnim hotten uns die Jägerner gejagt, weil wir abgelehnt hatten, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. In Ruttch sollte es Deutschsprechende geben. Deshalb wollten wir in Hockdunller Nacht dorthin. Unsere Straße zwangte sich das enge Waagial aufwärts. Von den hohen Felsen krochen Staublawinen nieder. Nordoststurm heulte. Harter Schnee knisterte unter unseren Füßen.

Wir achteten nicht des Lobens der Naturkräfte. Wir döstten. Gern hätte einer dem anderen ins Gesicht geschrien: „Du trägst die Schuld, daß wir hier iraden! Du allein! Du!“ Da wir aber wußten, daß eine solche Art der Unterhaltung unerpietlich ist, hwiogen wir. Nur sprechende Blicke sagten, was wir dachten. Verschweide Kälte ließ uns in die ledigen Mäntel kriechen und an sonnige Tage denken, auch — zum ersten Male, seit wir die Straßen der Welt kreuzten — an die wermten Stuben in der Heimat.

Eine Sternschnuppe knallte von den Wolken in die Dunkelheit. Da blühten wir auf. Die Straße wand sich in riesigen Stufen. Ein Weiser zeigte nach Ruttch, 15 Kilometer. Vor uns lief das Schienengefränge der eingleisigen Latta-

während der Schwäch in die Kleider siderte. Donn brachen wir nieder . . .

Wie lange wir dosegelen haben? Wir wußten es nicht. Aber im Osten zeigten sich die ersten Boten des neuen Tages, als wir noch schlottend aus dem Tunnel traten. Auf der Straße gab mir mein Kamerad die Hand und sagte: „Servus! . . . Danke schön! . . . Noch ein Jahr mache ich das nicht mit! Das war Weihnacht, Freund!“

IV.

1927 gab uns der große Schneefall während der ersten Dezemberwochen einigen Verdienst. Zwei Tage vor Weihnacht war Tauwetter eingetreten, das uns erwerbslos machte. Am 24. Dezember meldeten wir uns beim Arbeitsamt der Heimatstadt. Arbeitslos! . . . Hunger! . . . Kälte! . . . Auch in der Heimat, nach der wir uns fünf Jahre gesehnt hatten! . . .

Der schwüle Abend fand uns im Winkel unserer einfachen Stube, rechnend. Die Rechnung war einfach: Wir krochen in die Betten und erwarmten uns unangenehmerer Tage draußen in der Welt . . .

V.

1928 bummelten wir hochend von Ruttch nach Nizza. Weihnacht erlebten wir bei hellem

Darwin und wir.

Von E. Aldi.

Es war im Frühling dieses Jahres gerade 50 Jahre her, seit Charles Darwin in der Westminsterabtei in London, dort im England sein ganz Großes befristet, zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Die Gipfel des Bahrtuches hielten Vertreter der Wissenschaft, des Merus und des hohen Adels. Man wollte damit zum Ausdruck bringen, daß alle Richtungen menschlicher Geisteskultur einen der größten Männer Englands betrauereten. Es war doch ein Mann zu Grabe, der mitbestimmend gewirkt hat auf die gesamte geistige und kulturelle Entwicklung seiner Zeit und der folgenden Jahrzehnte. Die Anerkennung die Darwin in allen Kreisen gefunden hat, selbst in den Reihen derer, die in der Folgezeit zu erbitterten Feinden des Darwinismus geworden sind, ist wohl aus Darwins feinsinniger Toleranz jeder echten Ueberzeugung gegenüber zu verstehen. Sicher war vieles von dem, was er der Welt zu verkünden hatte, seinen Mitmenschen recht unbehaglich. Der Mensch, die Krone der Schöpfung, legte durchaus keinen Wert darauf, vom Affen abzuhängen, richtig? gelangt ein Affe zu sein. Aber Darwins scharfsinnige Art, sein Zeitgefühl, ließen keine offene Feindschaft aufkommen. Auch seine überzeugungsmäßigen Gegner mußten ihm mit Achtung begegnen.

Man hat Darwin als den Kopernikus der Biologie bezeichnet. Hat dieser in unserer Vorstellungswelt die Erde aus ihrer zentralen Stellung gehoben, so hat Darwin die Glauben an die zentrale Stellung des Menschen in der Natur zerstört und den Menschen in die bescheidene Rolle eines hoch entwickelten Wirbeltieres verwandelt. Die Begriffe der Entwicklungslehre wurden bald Gemeingut, gingen ein in alle Gebiete der Literatur, der Soziologie, der Philosophie und in die materialistische Weltanschauung. Ein ganz neues Weltbild wurde auf Darwins Theorien aufgebaut. Er selbst hat das weltanschauliche Moment in seinen Schriften kaum je eingeschätzt. Darwin war kein Arbeiter. Er spricht immer wieder von einem Schöpfer der Beweise auf der Erde. Ihn interessierte vor allem das Gegebene. Er suchte nach Erklärungen für das, was er beobachten konnte, aber er versiegte sich nicht zu Versuchen, die Entstehung des Lebens zu erklären.

Das naturwissenschaftliche Weltbild der Zeit, aus der Darwin hervorgegangen ist, weicht in fast jeder Beziehung von dem unseren ab. Darwin wurde im Jahre 1809 geboren, in eine Welt hinein, in der man auch in weiteren Kreisen eben begann, sich mit Fragen des Naturgeschehens ernsthaft auseinanderzusetzen. In den zurückliegenden Jahrhunderten hatte man es kaum zu den primitiven biologischen Erkenntnissen gebracht. Man war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Und was sollte man auch viel nachdenken über die Dinge der Natur. Hatte der liebe Gott doch alles so schön und gut eingerichtet! Tiere und Pflanzen waren leiblich Endes dazu da, den Menschen zu nähren, zu heilen, ihm Hilfsmittel für seine laienhaften Gebrechen zu liefern. Es gab nützliche und schädliche Tiere und Pflanzen. Die Schädlichen mußte man eben ausrösten, die hatte Gott wohl im Horn über den sündigen Menschen und zu seiner Plage erschaffen. Aber im übrigen war alles so schön und so nützlich, so, wie es eben war. Und dann wußte man ja

aus der Bibel ganz genau, wie alles geworden war, wozu also grübeln und forschen? Es hatte zwar immer Männer gegeben, die Naturdinge zu ergründen suchten, aber die hielt man für Sonderlinge, und ihre Bemühungen für müßige Spielerei. Am 18. Jahrhundert hatte der Schwede Linné alle Tiere und Pflanzen, die er kannte, mit Namen belegt, mit lateinischen Gattungs- und Artnamen, hatte sie beschrieben und in ein klug erdachtes System eingefügt. Seitdem gab es eine zoologische Wissenschaft, die sich freilich nicht nach der beschreibenden Seite hin entfalte. Dann gab es auch ein paar Männer, die machten sich ernstlich Gedanken über die Möglichkeit verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen den Tieren und den Pflanzen, trotzdem man doch genau wußte, daß Gott sie alle zusammen an einem Tage erschaffen hatte. Und hatte doch auch Linné, der sie kannte, wie kein anderer, geschrieben: „Der Arten zählen wir so viele, als verschiedene Formen am Anfang geschaffen worden sind.“ — Aber dann wurde man darauf aufmerksam, daß viele Tier- und Pflanzenformen ausgestorben sind. In manchen Gesteinen fand man sie dicht gehäuft. Warum gab es alle diese sonderbaren Wesen heute nicht mehr? Waren sie ums Leben gekommen durch große Katastrophen? Und waren die Tiere der Gegenwart erst nach ihnen erschaffen worden? In den alten Schichten fand man doch ihnen keine Reste. Oder hatte die Erde durch allmähliche Umwandlung ihr heutiges Aussehen erhalten und kannten etwa die heutigen Lebewesen von denen vergangener Erdzeitalter ab? Sollten sie sich durch allmähliche Veränderungen aus ihnen entwickelt haben? — Das waren die Fragen, die man um die Jahrhundertwende, etwa zu der Zeit, als Charles Darwin zu Straßburg geboren wurde, diskutierten. Darwins Großvater, Erasmus Darwin, hatte bereits Gedanken ausgesprochen, wie sie um einige Jahrzehnte später, und zwar eben im Geburtsjahr von Charles Darwin, ein berühmter Franzose, Jean Lamarck, in seinem preisbändigen Werk, „Philosophie zoologique“, in die Welt hinausbrachte.

Lamarck behauptete: Die Art ist nichts Unveränderliches. Neue Tier- und Pflanzenformen entstehen durch Veränderung der alten, bewirkt durch die äußeren Lebensbedingungen. Diese Anpassungsformen sind zweckmäßig. Die so erworbenen Eigenschaften werden erblich festgehalten; eine Behauptung übrigens, deren Beweis bis heute noch nicht einwandfrei gelungen ist.

Das waren überrassende, epochenmachende Gesichtspunkte, mit denen sich die gelehrte Welt auseinanderzusetzen hatte. Auch Goethe hat sich damals an dem lebhaften Meinungsaustrausch beteiligt. Er äußerte ähnliche Vorstellungen von der Entstehung der Arten. Diese erste Entwicklungs- und Deszendenztheorie hat auch den jungen Darwin stark beschäftigt. Aber er machte sich andere Vorstellungen über die Entstehung neuer Arten. Die Beobachtung, daß die Art nichts Konstantes ist, drängte sich ihm immer wieder auf. Er fragte sich nach den Ursachen für die langsam und stetig vor sich gehenden Veränderungen. Lamarcks Lehre von der direkten Bewirkung widersetzte ihm nicht. Daß sich die Lebewesen unter dem Einfluß der äußeren Faktoren zweckmäßig verändern, war nicht zu bezweifeln. Aber die Annahme, daß das „Bedürfnis“, direkt

wirkend, Abänderungen schafft, hat einen pantheistischen Kern, der weiteren Erklärungsversuchen unzugänglich ist. Darwin bildete sich eine andere Auffassung über den Grund der zu beobachtenden Zweckmäßigkeit. — Was können wir eigentlich direkt beobachten? — Wir sehen, daß gewisse Eigenschaften erblich festgehalten werden, daß also die Kinder ihren Eltern meist ähnlich sind, als anderen Individuen derselben Art. Wir sehen ferner, daß nie zwei Wesen einander vollkommen gleichen, daß also die Art variiert. Mit diesen zwei Feststellungen haben wir eigentlich alles erschöpft, was wir unmittelbar feststellen können. Von ihnen gehen Darwins Schlußfolgerungen aus. Warum sind die Lebewesen zweckmäßig? Unter den vielen Varianten einer Art haben im Kampf ums Dasein jene am meisten Aussicht, sich zu erhalten, die mit den gegebenen Lebensbedingungen am besten in Einklang stehen. Und weil diese besonderen Eigenschaften, welche im Daseinskampf überlegen machen, auf die Nachkommen vererbt werden, so bleibt unter den jeweiligen Bedingungen stets das Beste bestehen; einfach durch Auslese der zweckmäßigsten unter Tausenden zufälliger Varianten, entstehen so Formen, welche den Umweltfaktoren „angepaßt“ erscheinen.

Darwin ging aus von Beobachtungen an domestizierten Tieren. Der Mensch kann durch Auslese züchtend, sehr stark von einander abweichende Rassen einer Art züchten. All die zahlreichen Landrenten, z. B., stammen von der wilden Feildentaube ab. Der Züchter wählt und paart einfach die Individuen, die die gewünschten Eigenschaften im höchsten Grade zeigen. Er treibt so durch viele Generationen hindurch Selektion in der Richtung eines bestimmten Zweckes. So sind die verschiedenen Hundsrassen entstanden, und die verschiedenartigen Spielarten unserer Gartenblumen. Den ausleitenden Züchter stellte in der Natur der Kampf ums Dasein entgegen, der nur das Zweckmäßigste ausformen läßt. Diese Erklärung scheint in ihrer Schlichtheit ungenügend einleuchtend. Ihre Voraussetzung ist eine ungeheure Variationsfähigkeit als eine Grundbedingung alles Lebens.

Darwin hat sein Hauptwerk: „Ueber den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ erst nach 21jähriger geistigster Arbeit im Jahre 1859 im Druck erscheinen lassen. Zwölf Jahre später erschien „Die Stammesgeschichte des Menschen und die Zuchtwahl in geschlechtlicher Beziehung“. Darwin ist nicht der erste, der eine Abstammungslehre geschrieben hat. Aber er ist der erste, der den Menschen mit einbezog in seine Entwicklungslehre.

Welche Bedeutung hat nun der Darwinismus für unsere Tage. Bisher steht heute noch in Geltung, was der große Brute uns gelehrt hat? — Man hört zuweilen Äußerungen wie diese: „Der Darwinismus scheint eine überlebte Sache zu sein. Es ist merkwürdig still geworden. Man hört nicht mehr davon.“ Oder: „Der Darwinismus ist doch durchaus unbefriedigend. Man kommt heute nicht mehr aus mit seinen Vorstellungen. Er kann eben doch nicht alles erklären.“

Sehen wir zu, in wieweit eine solche Kritik berechtigt ist. — Zunächst sind es meist Laien, die sich so äußern, Leute, die wohl kaum je eine der Darwinischen Schriften selbst gelesen haben. Sie kennen den Darwinismus nur vom Hörensagen, vielleicht sogar aus gelegentlichen Darstel-

Wenn du willst, daß das Streben der Arbeiterklasse ein steter Aufstieg sei, dann hilf auch an der Verbreitung deiner Presse unermüdetlich mit!

lungen. — Ueberlebt? — Nein, überlebt hat sich Darwins Lehre nicht, weder die Behauptung, daß der Kampf ums Dasein ansteigende Wirkung hat, noch die Feststellung, daß der Mensch ein Wirbeltier ist und der Ordnung der Primaten angehört. Diese Dinge wird heute niemand mehr ernsthaft bezweifeln. Sie bilden Grundlogik und Ausgangspunkt für Forschungen auf den verschiedensten Gebieten. Die Grundgesetze seiner Lehre stehen heute so unerschütterlich, wie vor 50 Jahren. Daß man heute nicht mehr viel darüber spricht, ist richtig. Ueber Feststehendes braucht man ja nicht mehr zu diskutieren. Daß der Darwinismus unbefriedigend ist, werden nur jene sagen, die mehr von ihm erwartet haben, als er leisten konnte und wollte. Er fand in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine ungeheure Zahl von begeisterten Anhängern, die die Lehre ins Volk trugen, aber nicht nur die Lehre selbst, sondern auch die lästlichen Folgerungen, zu denen sich ihr Schöpfer nie verdingen hat. In allen Kreisen begann man über Stammes- und Entwicklungslehre zu diskutieren und zu philosophieren. Die Rätsel des Lebens, die Weltanschauung schien plötzlich lösbar geworden. Vielen wurden Darwins Ideen zum Glaubensbekenntnis, zum Dogma. Aber es ist verkehrt, aus Dingen, die nicht Glaubenssache sind, eine Religion machen zu wollen. Eine solche Einstellung mußte naturgemäß zu einer Enttäuschung führen. Will man es dem Darwinismus zum Vorwurf machen, daß er nicht alles erklären kann? Das birgt Gefahren, wie ungeheuer viel er uns gelehrt hat und noch lehrt. Um ihm gerecht zu werden, muß man ihn als das nehmen, was er ist: als eine einfache, schlichte Lehre, die nichts will, als den Zusammenhang feststellen zwischen allem, was auf Erden lebt. Was er tatsächlich nicht kann, ist zu erklären, wie das Leben entstanden ist. Aber werden wir dafür je eine Erklärung finden? Wir können Darwin heute nicht mehr ganz folgen in der Annahme, daß all die verschiedenartigen Tier- und Pflanzenformen, all die tausendfachen raffinierten Anpassungserscheinungen nur zurückzuführen sind auf die kleinen Abweichungen, die die Individuen allgemal aufweisen. Wir wissen heute, daß „Mutationen“ hier eine große Rolle spielen, plötzlich, sprunghaft auftretende Abänderungen, die zurückzuführen sind auf Abweichungen in der Erbmasse der Keimzellen. Ist möglich solche neuentstandene Formen, wenn sie ungewöhnlich sind, rasch wieder verschwinden. Erweisen sie sich aber als lebensfähig, dann wird die ansteigende Wirkung des Kampfes ums Dasein sie erhalten.



Mehlstampfende Frauen (Süd-Rhodesien)



Häuptlingsrudern das Staatsboot des Königs der Barotse



Marimba-Kapelle bei den Stämmen von Rhodesien

Der Tonfilm als Forscher.

Von Gertrud von Prepelwitz.

Daß es in dem fremdartigen, von dunkelroten Menschen bewohnten Afrika auch Bergen gibt, zeigen uns die gut gelungenen Filmaufnahmen, die wir dem bekannten Forscher Leo Frobenius verdanken. Sie wurden auf einer Expedition zur Untersuchung der letzten Reste einer jahrtausendalten Negerkultur in Süd-Rhodesien aufgenommen.

Ein Mobus dreht sich. Afrika taucht auf und lockt uns. Felsklüften von Transvaal ziehen vorüber. Dazu klingt das ferne „Buh-Buh“ einer Schmecke. Und dann der dumpfe Rhythmus mehlmahlender Frauen. Wir sehen nur sie bei der Arbeit, da die Männer so klug waren, den Abendstunden zu verbringen, daß ein Mann der Weib stampft, von der Erde verflungen würde. Und schon ist Transvaal vor-

über und ein Gespann mit 20 Eseln arbeitet sich mit einem fünfsperrigen Auto quer durch den Fuß Limpopo vorwärts — hinein nach Rhodesien. Vieles Wertwichtige, darunter das Bild eines besonders schönen Hochofens, den das bildnerische Können der Neger mit religiös-mythologischen Vorstellungen reich schmückt.

Noch moderneren March sind die mächtigen Victoria-Fälle des Zambezi-Flusses erreicht. Das getrennte Auto wird außer Dienst gestellt und kräftige Negerknaben rudern während einer vierwöchigen Rückreise die Boote der Expedition den Zambezi aufwärts. 10 bis 20 Ruderer kommen auf ein Boot. Sie arbeiten — mit Anspannung aller Kräfte — täglich 8 bis 10 Stunden für 2 Pfund Mehl. Und sie arbeiten nicht nur um dieses Lohnes willen, sondern sind mit glühendem sportlichem Ehrgeiz dabei. Eigenartige dumpfe Musikante begleiten die lebhaft bewegte Fahrt. Weißsprühendes Wasser stürzt schmal an Felswänden herab — die jüdischen Stromschnellen werden von der gewandten Ruderkunst dunkler Negerknaben gemindert. Dann ist das Land der Barotse erreicht. Von den sich neugierig versammelnden Schwarzen wird nun alles

Wissenswerte erfragt. Man erfährt, daß dieses ein Doppel-Königreich. Der Herrscher, König Jeta III. und — neben ihm — eine Herrscherin, des Königs Schwester, die Königin Mowona Makwai. Sie zählt zwar 82 Benze, ist jedoch sehr reich und hat einen Prangemahl, der selbstverständlich gar nichts zu sagen hat. Wir sehen diese würdige-resolutive Dame, während bei ihr Portrog gehalten wird, flankiert von ihrem Sekretär und dem Reichskanzler. Sofort sie aufsteht, wandelt gleichsam als ihr Schatten der Zuhilfenahme, ein Mann hoher Würden, hinter ihr her. Ihr „Zehrfuß“ besteht aus einem angelegten Boot mit Motorentrieb, das von Ochsen durch den Sand gezogen wird. Doch gerade, als für das königliche Gefährt bestiegen hat, bläst ihr ein übermächtiger Windstoß Sand ins allerhöchste Antlitz. Das empört sie derartig, daß sie unter Protest, den Rückzug antreibt, ohne sich noch einmal dazu bewegen zu lassen, vor der Kamera zu erdichten.

Der königliche Bruder Jeta III. — mit dem ständigen Hingewandel als Zeichen seiner Herrschertüchtigkeit — ist so viel moderner, daß er statt der Ochsen sich eines Autos bedient. Da jedoch

die unwegsame Umgebung keine Autofahrt mit diesem Gestatt, so leistet er sich — in königlicher Bescheidenheit — jeden Tag nur eine Ein- und Ausfahrt in den Hof der Residenz.

Weiter den Zambezi flomabwärts, in das Gebiet der Ruinen. Wieder dauert der March viele Wochen. Das Ruinengebiet von Simbabwe und Fete ist erreicht, und nach vierwöchiger Unterhandlung mit den Häuptlingen beginnt die Forschungsarbeit. Auf Bergeshöhe ruht eine dunkle Ruine, die „Akropolis“ genannt. Jedoch die eigentliche Ruine des burgartigen Tempels liegt im Tal — und ist 100 Meter lang und 80 Meter breit. Eine schöne hohe Mauer aus wuchtigen Granitquadern von 5 Meter Höhe und 2 Meter Dicke. Das handwerkliche Können dieser Schwarzen fügte die Steine so geschickt ineinander, daß sie ohne Bindemittel Jahrtausende überdauerten. Ein königlicher Turm krönt die Burg.

Der letzte Gang führt an die alten Gräber der Negerkönige. Wiber von seltsamer Schönheit sind in Felswände eingegraben.

Es handelt sich heute auch nicht mehr um die alte Dreifrage: Kantarismus oder Darwinismus, d. h. aktive Anpassung oder Anlehnung der langfristigen Variationen, sondern: wie und warum entstehen neue Formen. Das aber sind Fragen, die in das Gebiet der Entwicklungsbiologie fallen, eines Wissenschaftszweigs, dem schließlich auch erst die Theorie der Evolution geschaffen hat. Seit man weiß, daß alles physische Geschehen von Erbfaktoren diktiert wird, sind die Fragestellungen ganz andere geworden. Man weiß heute: Das Individuum reagiert auf die Umweltumstände in dieser oder jener Art kraft des Besitzes bestimmter Erbfaktoren. Man weiß auch, daß diese Gene oder Erbanlagen eine gewisse Grundform besitzen. Die Frage nach der Entstehung dieser Gene steht heute im Mittelpunkt des Interesses.

Darwins Werk ist die Vollerklärung einer langen Entwicklungsperiode der Biologie. Eine neue ist aus ihr emporgewachsen: die der Ererbungslehre.

Vom Himmel hoch

Er schwebte auf einer silbernen Wolke zur Erde, begab sich in eine große Stadt, stellte sich vor das Grabmal des unbekanntesten Soldaten und sprach: „Ich bin gekommen, um euch das Heil zu schenken!“

Der Kriegsminister fragte: „Vordan. Was ist das Heil?“

„Ich idente euch den Frieden!“

Der Minister zog seinen spitzen Schnurrbart in die Länge und sagte: „Schwarmer. Das macht doch der Völkerverbund. Ich glaubte schon, Sie hätten uns eine neue Diagonalmischung besorgt!“

Er schwebte auf einer silbernen Wolke zur Erde, begab sich in die große Stadt, ging in den Hyde Park und sprach: „Ich bin gekommen, um allen, die Menschlichkeit zeigen, das Recht zu bringen. Den weißen Menschen wie auch den braunen — den schwarzen und den gelben Menschen —“

Der Minister für die Kolonien ließ den unpraktischen Reden in das Nationalparlament bringen.

Er schwebte auf einer silbernen Wolke zur Erde, begab sich in die große Stadt und sprach vor der Peterskirche: „Ich bin gekommen, um der Welt die Freiheit zu schenken!“

Wegen des Wortes „Freiheit“ wurde er zu zehn Jahren, und weil er nicht war und kein Schwärmer, und weil er zwanzig Jahre Zwangsarbeit in der Verbannung verurteilt.

Er schwebte auf einer silbernen Wolke zur Erde, begab sich in die große Stadt, erklagte die Stufen zum Reichstagsgebäude und sprach: „Ich bin gekommen, um der Welt die Verleumdung zu schenken!“

Ein jüdischer, ein protestantischer und ein katholischer Theologe logen: „Zuerst müssen wir mal die Konfession feststellen!“

Er schwebte auf einer silbernen Wolke zur Erde, begab sich in die große Stadt, predigte vor dem Krenz und sprach: „Was gibt ihr aus meiner Lehre gemacht? Ich will euch die Wahrheit schenken!“

An diesem Tage wurden auch noch dreihundertvierzig andere Verdächtige an die Wand gestellt.

Er schwebte auf einer silbernen Wolke zur Erde, nahm seinen Weg über monumentale Volkstempel und ließ sich in Wallkreuz nieder. Er sprach: „Ich bin der Herr der Welt! Ich habe die Herzen der Welt! Euch kann ich nicht mehr wollen. Ihr braucht nichts, denn ihr habt bereits alles. Ihr habt die wahre Freiheit — die leuchtendste Moral — die selbstlosester Brüderlichkeit — die himmlische Vernunft — ihr habt die einzig potenteste Wahrheit und vollkommene Gerechtigkeit!“

Sein edles Gesicht erglänzte, und sein sanftes Auge schänderte Mitleid.

Witter Knox, Fox und Geyser laden dieses wundervolle Antlitz, erwohnen lobhafte Chancen und legten ihm einen Fünfkontakt vor.

Wie man Kriege verhütet.

Von J. Jefferson Jarjeon.

SPD. Wir lösen rings um den Weltkriege, und jeder von uns viereis las seine Zeitung. Flügeln legen wir alle die Zeitungen weg, kamen ins Gespräch und beschloßen, den Krieg aus der Welt zu schaffen. „Krieg ist verdammenwert“, sagte Smith. „War immer verdammenwert“, sagte Jones. „Wird immer verdammenwert sein“, sagte W. Der vierte Mann sah von seinem Teller Bohnen auf und nickte. Es war ein reiches Aiden. Er wollte sich nicht unartig lange von seinen Bohnen ablenken lassen.

„Und er könnte doch so leicht aus der Welt geschafft werden“, erklärte Smith. „Wenn die Welt nur eine Spur von Vernunft hätte.“ Wir baten ihn seine Methode zu erklären, und waren bereit, ihm sofort zu widersprechen. Aber er meinte nur den Völkerverbund.

„Was soll der Völkerverbund also tun?“ fragte ich, scharf nachdenkend. Denn auch ich hatte die Sprache auf den Völkerverbund bringen wollen und mußte mir nun eine andere Methode ausdenken. „Was er tun möchte?“ erwiderte Smith. „Sich gegen jeden Staat stellen, der einen Krieg anfängt.“

„Aber wie?“ fragte der Bohnensesser.

Zunächst schweig einen Augenblick. Diese Gelegenheit benützte Jones, um einzugreifen. Er schlug mich um eine fünfteilige Stunde.

„Wohl, indem er mit den Staaten, die einen Krieg anfangen, selber einen Krieg anfängt?“ sagte Jones höhlich. „Und noch einen größeren Krieg, nicht wahr? Nun, das hätte uns gerade noch gefehlt!“

„Und was wäre Ihre Methode?“ schnappte Smith zu.

„Die einfachste der Welt!“ antwortete Jones und hielt inne. Ich nahm an, daß er eine ganze Menge Methoden habe und nur nachdenke, um eine Auswahl zu treffen. Nehmen wir an, es gebe keine Schiffschiffe, sagte er dann, nachdem er sich entschieden hatte. Nehmen wir an, es gebe keine Bombenflugzeuge. Keine Bomben, keine Giftgase. Dann könnte man doch keinen Krieg führen, nicht wahr? Oder könnten Sie es vielleicht?“

„Warum nicht?“ fragte der Bohnensesser. „Wollen Sie ohne Waffen kämpfen?“ erwiderte Jones.

Diesmal schlug ich Smith um eine fünfteilige Stunde. „Wenn man keine Kanone hat“, lehte ich fort, „kann man mit den Häuten kämpfen, und wenn man keine Häute hat...“

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Wir alle haben Häute“, unterbrach mich Jones herzlich. „Wenn man keine Häute hat“, fuhr ich fort, ohne mich bei ihm zu bedanken, „kann man Hautrinne verreiben, und wenn man keine Hüfte hat, kann man sie beißen.“

Alle blähten drein, als ob sie meinen Gedanken ungeniebt lächerlich fänden. Auch der Bohnensesser. Da ich in diesem Punkte mit ihnen übereinstimmte, setzte ich hastig fort: „Rein, der Völkerverbund wird den Krieg nicht aus der Welt schaffen. Und auch keine Abstrümpfung. Aber ich kann euch sagen, wie man ihn wirklich aus der Welt schaffen kann!“

Nun nickten sie mich an, als ob ich jeden Augenblick wahnsinnig werden könnte. Aber dieses Mal stimmte ich nicht mit ihnen überein.

Molinella.

Von Gdo Olibero.

Der Namen von Molinella bedeutet für die italienische Arbeiterbewegung einen großen Sieg und eine große Niederlage. Mit Zielstrebigkeit, Opfermut und Ueberzeugungstreue haben die Landarbeiter von Molinella die wirtschaftlichen Bedingungen ihrer Befreiung errungen. Grund und Boden, Maschinen, Geld, waren in ihren Händen zu gemeinschaftlicher Verwendung. Wälder und Kindergärten, Arbeiterhäuser und Bibliotheken sind entstanden. Dann kam die Niederlage, Knüttel, Sandgranaten und Maschinengewehre bereiteten ihr den Weg. Alles, was an äußeren Errungenschaften da war, gleichsam als Gerüst zum Bau der Zukunft, wurde vernichtet. Aber Opfermut und Ueberzeugungstreue hielten stand. Der Faschismus hat die Saaten verbrannt und die Maschinen zertrümmern können; den Geist der Leute von Molinella hat er nicht zu beugen vermocht. Und so steht man heute vor der materiellen Vernichtung mit der Erkenntnis, daß hier „der Tod in der Schlacht“ in den Sieg.“

Als zu Anfang der neunziger Jahre die Arbeiterbewegung von Molinella begann, gab es in dem heute 15.000 Einwohner zählenden Ort kein anderes Recht als das des Grundbesizers. Die Häuser der Arbeiter standen auf seinem Boden, der Reichtum des dem Fluß abgewonnenen neuen Landes floß ihm zu. Für ihn arbeiteten die Landleute von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit, ohne auch nur zu wissen, welcher Lohn sie am Wochenende erwarteten. Dann kam die Organisation und mit ihr kamen die großen Landarbeiterstreiks, die manchmal Monate dauerten, ohne Streikfonds, nur auf die Opfer der Streikenden gestützt. Man hat in Molinella von Gras und Wurzeln gelebt in der Zeit dieser Kämpfe. Aber der Führer der Bewegung, der damalige Student der Philosophie, Genosse Massarenti, sah ein, daß es vor allem not tat, das Monopol des Grundbesizers zu brechen. Solange der Besizer des Bodens jede Familie abdrückeln konnte, war der Kampf zu ungleich. Als dann ein Besizer starb und das Gelände ging, seine Erben wollten verkaufen, da hat Massarenti, dessen Kassen ebenso leer waren wie die der Gewerkschaft, um den Erbsparnissen seiner alten Leute 20.000 Lire Anleihe geliehen, und hat so, ehe die „Grundherren“ begriffen hatten, was vorging, Land für die Arbeiter erworben und den ersten Keil in die Welt des Privilegs getrieben.

In der Folge haben dann die Sozialisten von Molinella die Gemeindeverwaltung erobert. Ihre Gewerkschaft hat zum eignen Grund und Boden andern gepachtet und gemeinsam bewirtschaftet. Ihr Konsumverein hat den ganzen Ort mit allem versorgt, ihre Arbeitsgenossenschaften übernahmen alle landwirtschaftlichen Arbeiten und schalteten die Vermittler aus, die bisher für die Saisonarbeiten Leute angeworben und an ihrem Lohn zu verdienen pflegten. Es kam dahin, daß die Grundbesitzer alle Verrichtungen — Acken und Säen, Ernten und Dreschen — der Gewerkschaft übertrugen, zu einem auf den Markt zu bringen Preise. Die modernsten Maschinen, das edelste Zuchtvieh wurden angekauft; mit ausgewählten Saatfrüchten wurden auf dem schweren Marischboden nach wie dargelegene Erträge erzielt. Bei dem Ausbruch des Weltkriegs hatten die Organisationen von Molinella eine Million Soldate auf der Bank und einen Besitz an Grund und Boden, Maschinen, Vieh und Bau-

„Wissen Sie nicht, was ich meine?“ lachte ich. „Wer beschließt denn den Krieg? Das Volk oder das Parlament?“

„Das Parlament“, gaben sie zu.

„Aun also, Da braucht man doch nur fünf bis Mitglieder des Unterhauses oder fünf bis japanischen Jim Jams oder fünf bis chinesischen Dschingis-Khanen in die oberste Linie zu schicken. Dieselben Parteien, die „Ja, wir sind für den Krieg!“ sagen. Das würde den Krieg verhindern.“

„Wenn die bestimmt — wohlgerichtet, bestimmt — wählen, daß sie als rechte drankommen, dann würden sie sich schon bemühen, eine andere Methode herauszubekommen.“

Eine Gesprächspause trat ein. Mit Entzücken bemerkte ich, wie unbeliebt ich mich langjam machte. „Und welche wäre die andere Methode?“ fragte der Bohnensesser.

„Ach was, das mühen Sie herauszubekommen“, erwiderte ich. „Das ist Ihre Aufgabe.“

„Ja, aber nun sind wir doch schon dabei, uns für Sie den Kopf zu zerbrechen“, antwortete der Mann mit den Bohnen zwischen zwei Köpfen. „Sie wissen es also nicht. Aber ich weiß es.“

„Aun?“ fragten wir.

„Es gibt nur eine Möglichkeit, den Krieg aus der Welt zu schaffen“, erklärte er feierlich. „Krieg ist nichts anderes als ein gesteigerter Ausdruck unserer freilichlichen Natur. Wenn wir alle friedliebend und verträglich werden, wird niemand mehr zum Kriegsführen übrigbleiben. Das ist die Lösung!“

In diesem Augenblicke trat der Kellner an unter dem Tisch heran und wollte den Teller des Bohnensessers wegschaffen. „In Dreiecksnamen! Was glauben Sie denn eigentlich?“ schrie der Bohnensesser mühenlos und wurde feuerrot im Gesicht. „Sehen Sie denn nicht, daß ich noch nicht fertig bin?“

Der Kellner zog sich hastig in seinen Schützengraben zurück, während die vier Friedensapostel einander anstarrten.

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Leo Kertzen.)

Molinella.

lichkeiten, der auf drei bis vier Millionen geschätzt wurde. Die sozialistische Partei zählte 4700 Mitglieder in Molinella. Die tatkräftige Solidarität der dortigen Arbeiter und Arbeiterinnen hat bei keinem Kampf des italienischen Proletariats Verloren. In der Folge hat dann keine öffentliche Verwaltung Italiens mehr für die Opfer des Krieges getan als die von Massarenti mühenlos verwaltete und von sozialistischen Bildhauern getragene Gemeinde.

Aber die Kämpfer von Molinella waren wie eine Truppe, die sich zu weit vorwagt in feindliches Land, und es nicht gewahrt wird, daß die andern nicht nachzurücken vermögen, daß sie Gefahr läuft, abgehackt zu werden. Wie hätte der Kapitalismus ein Stück Sozialismus, einen ihm entgegenen Widerstand, dulden können? Er sah die Gefahr und sann auf Abwehr. Und zwar waren es nicht die Grundbesitzer von Molinella selbst, die zur Abwehr schritten. Denen war es gar nicht ungenügend, statt mit ungewollten Leuteschindern mit einer Gewerkschaft zu unterhandeln, die jede überkommene Verpflichtung gewissenhaft erfüllte — so gewissenhaft, daß sie die auf drei Jahre festgelegten Vorkriegspreise trotz der Kriegsteuerung aufrecht erhielt, obgleich sogar die Grundbesitzer eine Revision des Tarifvertrages anboten. Der Verstoß gegen die Gewerkschaft kam nicht von den ortsanfängigen Kapitalisten, sondern von den umliegenden Provinzen, namentlich Ravenna und Ferrara.

Und es war ein Angriff großen Stils. Am 12. September des Jahres 1922 sahen die Leute von Molinella im Morgengrauen, daß der ganze Ort von Bewaffneten umzingelt war. Ebe die Sonne aufgegangen war, drangen sie in die Ortschaft, knüppelten wider, wer ihnen entgegen trat, steckten das Maschinenhaus und andere Bauten der Gewerkschaft in Brand, plünderten die Lager der Konsumvereine. Für Massarenti hatten sie schon den Satz umgedrückt. Als sie auf dem Marktplatz den Galgen errichtet hatten und eben daran gingen, den vermeintlichen Bürgermeister von Molinella aufzuhängen, gewahrte durch Zufall einer der Wurdeträger, daß sie einem andern den Strick um den Hals legten. Massarenti war unerkannt durch die Schär der fremden Soldaten hindurchgeschritten!

Nun begann das Martyrium von Molinella. Die Grundbesitzer erklärten, nur noch Anorganisierte zur Arbeit zuzulassen. Die Männer wanderten zum Teil aus. Die Besizer kündigten den Kleinrentnern und setzten sie auf die Straße. So lagen die Ebdachlöcher in die Gemeindegäulen, die 15 viermutterigen Einfamilienhäuser abgebaut waren. Dann löste die faschistische Regierung die Gemeindeverwaltung auf und schickte einen Kommisar. Der vertrieb alle sozialistischen Gewerkschafter aus den Gemeindegäulen. Immer mehr Familien drängten sich in den Häusern der wenigen Arbeiter zusammen, die noch eine Behausung hatten. Die Frauen suchten Schneiden, ebbare Geißel, lassen Abtreiben. Die Faschisten prügelten sie, nahmen ihnen gewaltsam das Zusammengehörige ab, brachten sie zu Duzenden ins Gefängnis. Alten Frauen, die mit dem Reisigbüchel aus dem Wald kamen, bot man ihre Last auf dem Rücken angedrückt. Die Sozialisten Pietro Marani, Angelo Galanti, Augusto Matarelli, Angelo Dragoni wurden ermordet, Marani vor den Augen der Eltern im eignen Hause, Galanti vor

dem Wahllokal, weil er erklärt hatte, sozialistisch zu wählen; Matarelli wurde im eignen Bett torgeprügelt und dann aufgehängt. Der Arzt, der sich weigerte, einen Selbstmord zu beschleunigen, wurde ebenfalls geschlagen und des Orts verwiesen. In allen Fällen wurden die Angehörigen gewaltsam gebunden, einen Arzt zu den Sterbenden zu rufen. Alle Körper wurden freigegeben. Gelegentlich verhaftete man an einem einzigen Tage hundert Frauen, um Panik zu säen, und behielt sie dann monatelang im Gefängnis; viele Kinder von Molinella sind im Kerker geboren worden.

Jedem Vorstoß der Rohheit folgte einer Kampagne und die Aufforderung: treten den faschistischen Kandidaten bei und ihr habt Frieden, Arbeit und Brot. Aber die Leute beugten sich nicht. Die Faschisten beschlagnahmten alle Briefe aus Molinella, die Frauen konnten ihren im Ausland wohnenden Männern keine Nachricht geben. Da hat ein vierzehnjähriges Mädchen tagtäglich die vierzig Kilometer mit Bologna auf dem Fucicad zurückgelegt, um die Briefe dort aufzugeben. Massarenti, Ventivoglio, Fabbri wurden in Rom verhaftet und nach Spari verfrachtet. Die Sozialisten von Molinella, die selbst nicht zu essen hatten, sandten ihnen Rosten mit Mineralwasser als sie erfuhren, daß das Trinkwasser für die Verhafteten infiziert war. Sie wurden gehetzt wie das Wild im Wald, waren materiell viel elender und reichloser als vor dem Beginn der sozialistischen Bewegung in Molinella. Trotz allem fühlten sie sich reich und befreit. „Wir schaden ihm alles“, sagte mir eine Frau voll verehrender Dankbarkeit für Massarenti. Daß dieses „Alles“ Hunger bedeutete, Ebdachlöcher, ständige Bedrohung an Leib und Leben kam den Leuten gar nicht in den Sinn. Für sie bedeutete es sozialistischen Glauben und höheres Menschentum, einen innern Reichtum, den nichts zerstören konnte.

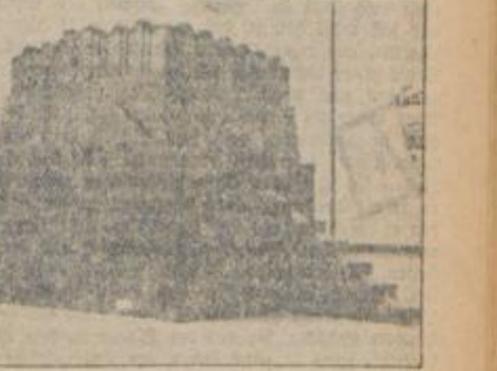
Das Ende war, daß man die Familien der sozialistischen Gewerkschafter auf Salsomaggiore und nach Bologna in eine Kaserne überführt hat, mit dem wenigen ungepfändeten Hausrat. Dann hat man die letzte Erpressung versucht; treten in die Kandidaten und ihr könnt in eure Heimat zurück. Und diese Leute, die die Heimat liebten, wie nur das Landooll sie lieben kann mit seinen tiefen Wurzeln in der Scholle, die haben sich für die heilige Heimat ihrer Ueberzeugung und ihres Glaubens entschieden. Heute sind sie zerstreut über ganz Italien als fliegende Geschlagene. In Molinella leben andere Menschen, die der Faschismus von Zeit zu Zeit zur Ausbidung beordert. Es ist ein Ort wie andere Orte unter den Rutenbündel und den Peilen. Massarenti ist in der Verhinderung, Ventivoglio und andere Führer auch, Fabbri ist im Zuchthaus.

Aber Molinella lebt und wird leben, solange auf Erden Menschen kämpfen für Freiheit und Sozialismus.

Die babylonische Sprachenverwirrung.

Legende und Wirklichkeit.

Die Namen Ninive und Babilon, die Erzählungen von Belshazzar, Nebuchadnezar und den Weisen aus dem Morgenlande sind bekannt. Babylonien, das uralte Reich zwischen Euphrat und Tigris, das ja die Wiege des Menschengeschlechtes sein soll, hat das Paradies gesehen sein, und bei den Ausgrabungen in Babylonien hat man ein feilschriftliches



Ein Relief des Intems von Babel, das in Berlin im Pergamon-Museum steht.

Zeichenschrift gefunden, das die Sage von der großen Sintflut — der Zerstörung — erzählt. Babylonien gibt den Bestätigen als die Heimat, aus denen ihre Abnen ausgewandert sind.

Die Tempel Babylonien, die Paläste Assyriens sind aus dem Jahrtausende alten Schutt aus Tageslicht gelagert, und man hat auch den Grundriß und die unteren Treppentufen des sagenhaften Turmes von Babel ausgegraben. Ueber die Entstehung dieses Turmes sind zwei Versionen erhalten, die eine behauptet die Erosionverwitterung während des Baues des Turmes, die andere die Zerstörung der Menschheit über die Erde.

Ursprünglich — so erzählt die Sage — hatten die Menschen nur eine Sprache. Da beschloßen sie, daß sie Babel bauen und eine Stadt bauen wollten, die den Namen des Erbauenden für die Ewigkeit erhalten sollte. Gott aber wollte, daß es nicht so kommen sollte. Er verwirrte die Sprachen der Menschen und erkannte den Bau ihrer Städte. Die Einheit ihrer Sprache, die Einheit der Uebermittlung zu bündeln, die bewirte ihre Sprache. Darum heißt die Stadt Babel, was der

Weihnacht im deutschen Hollywood.

Reportage aus Neubabelsberg.

Die deutsche Filmstadt hinter dem Wald von Neubabelsberg ist bereits mit einem weihnachtlichen Reif, stellenweise sogar mit einer dünnen Schneedecke bedeckt. Die kleinen Häuschen der Techniker der Filmmaschine, die wie eine Zunderbäckerei um die große Filmfabrik aufgestellt sind, atmen bereits den Duft von Lebkuchen und Bratapfel, duft der Weihnachtszeit. Auch in die „besseren“ Villen der Herren Regisseure und Regiegehilfen, die aus Jelliersparnis um die große Filmfabrik von Neubabelsberg erbaut sind, trotz man bereits die ersten Weihnachtsbäume. In der großen Filmkneipe an der Waldstraße nach Rowa, dem „Kogler-Beim Waldschlösschen“ aber hat man bereits dicht an der breiten Eingangstür einen regelrechten Weihnachtsbaum aufgebaut.

Wenn man jedoch das große Fabrikat der Ufa durchschreitet und vom Portier seinen Passierschein erhalten hat, dann sieht man plötzlich wieder im tollsten Filmbetrieb. Um das große Tonfilm-Atelier, das wie ein vierstöckiger Klotz das „Filmgelände“ von Neubabelsberg beherrscht, dehnen sich die Schuppen und Baracken, die Szenen und die Kantinen und immer wieder flamm das Plakat auf: „Holt bei rotem Licht! Tonfilmaufnahme!“

Goldbe Kida.

In der „großen Arena“ des Tonfilm-Ateliers wird eben ein Kiepara-Film gedreht. Der Titel steht noch nicht ganz fest; den werden die Herren Direktoren erst machen, wenn der letzte Ton des jungen Sängers im Mikrophon verzeichnet worden ist. Die einen sind dafür, den neuen Großfilm „Alles über die Liebe“ zu betiteln, die andern „Ein Lied für dich“. Wir geben durch die schalldicht verschlossene Lüre mit der roten Warnungsblende und sehen dann plötzlich am Rand einer Opernbühne, die sich quer durch das große Atelier legt. Hinter den Kulissen die Komparier, braungebelegte Koglerinnen und schwarze äthiopische Jünglinge. Die prallen Schenkel stoßen unter dem knappen Kostüm hervor. Da die Probe immerhin einige Stunden dauert, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, haben die Herren Regier ihre Overcoats und die Fräuleins aus Ägypten ihre Pelzmäntel an, allerdings die der billigeren Sorte. Trompeten aus Pappe lehnen an den Kulissen. Palmwedel und Schwärzer. Ägyptische Sogentiere und Tempelattrappen.

Der Regisseur Joe May rollt wie eine rote Kugel durch das Parterre. Er hat eine rote Wolle um und sein spärliches Haupthaar weht wie eine Fahne über dem breiten und gelben Kopf. Seine Frau Mia May sitzt in einem Vorfeld wie eine Herrscherin aus dem fernen Sünden vor der Mischel der Souffleuse, die natürlich nur durch etwas Pappendeckel angedeutet ist. Von Kiepara, der Held des Ganzen aber geht in einem hellgrünen Sakko, blauem Hemd und roter Krawatte vernügt auf und ab und markiert nach den Anweisungen Joe Mays die Probe der Kida.

Immer wieder und immer wieder singt er mit halber Stimme durch den totenstillen Raum:

„Goldbe Kida,
Himmelsflammen,
Von Lust und Strahlen
Zauberlich umweht.
Du bist die Königin
Meiner Gedanken.
Durch dich allein
Ist das Dasein mir wert.“

In der Hand hat er einen Zeichenblock, auf dem er herumtrifft. Damit pendelt er jedesmal nach rechts an den Tisch des Opernregisseurs und wirft ihm immer wieder ein neues Blatt hin, das diesen furchbar ärgert. Es soll nämlich die Karikatur von irgendwem sein — — das verlangt eben das Drehbuch.

Kiepara erzählt.

Das wiederholt sich so alle Viertelstunden mal. Joe May geht langsam und gründlich vor. Er ruht genau die längendauer jeder Szene wählen. Hier löst jede Sekunde Geld und darum wird nahezu jede dieser Filmstunden genau kalkuliert. Das dauert natürlich lange und eine Drei-Minuten-Szene im Tonfilm wird nahezu drei Stunden probiert, bis sie endgültig fertig ist.

Dabei gibt es natürlich allerlei Panzen, die der Star in einem Klubstiefel fester oder daran sichtbar verbrannt. Immer wieder kommt das Kommando „Achtung! Achtung!“ — — ein langer Tüllüll irgendwem Rebelhorn und die Sache geht wieder von vorne an.

Jan Kiepara hat also reichlich Zeit, mit uns zu plaudern — — und wir bestaunen ihn. Ein berühmter Tenor muß nach der bisherigen Meinung ein riesiger Zeitfresser sein, aus dem die gewaltige Stimme herausströmt wie eine Orgel. Und dieses Jüngelchen da will Jan Kiepara an. Er ist mittelgroß. Noch sehr schlank und sieht eigentlich wie ein Student oder wie ein Referendar aus. Das ist er auch; denn er erzählt:

„Ich bin eigentlich gar kein Sänger. Ich bin Jurist. Bitte schön, meine Damen und Herren, soll ich Ihnen eine Formel des römischen Rechts erklären: „mator semper certa est, pater numquam.“

Das klingt wie ein Studententwit — — und die Kolleginnen mit dem Zeichen- und Reporterstift erlösen. Im Ru aber geht er auch darüber hinweg und wird gefragt:

„Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann, Herr Kiepara? Wo wohnen Sie?“

„Ich wohne überall und nirgends. Ich wohne in Mitteleuropa. Ich singe heute in der Scala, morgen in Babelsberg, übermorgen in Paris und dann wieder in London — —“

„In der Scala?“ läßt sich ein erstauntes Ganschen vernehmen. „In der Scala, in der Lutherstraße?“

Jan Kiepara ist empört. „Aber meine Dame, doch nicht in dem Berliner Varietè, in der Mailänder Scala, das ist die größte Oper Italiens.“

Aber er ist bald veröhnt. Er erzählt uns, daß er im Grunewald eine kleine hübsche Bierzimmern-Wohnung hat und im übrigen durch die europäischen Hauptstädte gondelt, von Hotel zu Hotel.

„Und wenn ich nicht mehr singen mag, dann gehe ich eben zur Juristerei zurück.“

„Wie lange arbeiten Sie denn so in einem Film?“

„Oh — — — der Film wird mich doch etwa so drei Monate in Anspruch nehmen. Das Anstrengende ist nicht das Singen. Das mache ich spielend. Aber das Herumstreben. Sehen Sie, diese eine Arie aus Kida markierte ich mindestens fünfzig Mal, bis alles klappt um mich herum.“

Jenny Jugo und ihr Konterfei.

„Aha! — — Achtung! Die Schere klappt. Das Rebelhorn macht kein Tüllüll. Es geht los. Kiepara markiert: „Goldbe Kida — — —“ durch die Garderobenräume aber eilt Jenny Jugo, das theaterbegeisterte Hofratsdöchterchen, schleicht sich von Kulissen zu Kulisse. Joe May wie ein Geier um sie her und der Filmgenosse mit der Kamera fährt wie ein Feuerwehrauto auf seinen lautlosen Gummirädern in unterdenkbaren Kurven um sie herum. Die Scheinwerfer blitzen auf und die großen Lichtmaschinen an der Decke schießen ihr helles Licht von oben herab.

Wir sind in einem der modernsten Ateliers, an der Wand fahrbare Brücken, von allen Seiten Jupiterlampen, Ringsum Heizungsanlagen und Schalttafeln mit geheimnisvollen Hebeln, oben an der Decke schalldicht abgeperrt der „Abhörraum“. Jeder Schritt Jenny Jugo wird abgemessen und notiert — —

Und dann geht es von vorne los: „Goldbe Kida — — —“

Das heißt zwischendurch wird die französische Fassung gedreht und Jenny Jugo hat plötzlich ein ganz anderes Gesicht, das heißt, nur um eine Nuance, man merkt es kaum, daß die französische Claudette Claise mit genau derselben Figur und denselben goldenen Knöpfen auf dem blauen Jumper die Hofratsdöchter markiert. Ich merke das Gedächtnis der Verwandlung erst in dem Augenblick, als ich mich an sie herangeheile und habe und frage: „Frau Jugo, haben Sie eine halbe Minute Zeit, ich möchte Sie für meine Zeitung etwas fragen.“ Da lacht sie und sagt: „Oh monstros, je ne sais rien pour vous!“ Die Komparier aber lacht. Ich bin herein gefallen.

Das Filmbecken.

Drüben im nächsten Atelier wird der U-Boot-Film „Morgentrot“ gedreht. Es sieht sogar noch das Modell der Oceanus-Ämel von „A. P. 1“ antwortet nicht“ in der Ede. Das sind zwei Filme, die in der Wasserröhre des Ozeans spielen. Um die Kosten zu ersparen, hat man in diesem Atelierraum mit etwas Holz und Dachpappe ein prächtig quadratisches großes Wasserbecken aufgebaut. Dort schwimmt die Attrappe eines Seequäfers der von den Engländern als U-Boot-Halle verwendet worden sein soll. Das Modell von „A. P. 1“ wird eben herausgezogen und dabei aus Perlehen die Wellenmaschine dreht. Im Ru kommt in das schmutzige Wasser Bewegung. Eine Kontervenbüchse schaukelt in der Mitte auf und ab und einige verirrte Holzstückchen treiben an den Rand heran.

Wir fragen unseren Führer: „Ja, kann man denn mit einer derartigen Führe wirklich die Illusion des Wellenraus erwecken?“

„Oh ja, stellen Sie sich vor, daß hier alles abgeblendet und eine düstere Sturmstimmung erzeugt wird. Dann sieht man weder die Holzverkleidung, noch die Dachpappe, noch die Wellenmaschine — — und die Kontervenbüchse nimmt man eben zuvor sorgfältig heraus.“

Drei Filmelefanten.

Wir treten durch das Scheunentor in das nächste Atelier. Hier sind drei große Elefanten untergebracht. Sie stehen in der Mitte der großen Filmkneipe; etwas Holzvolle hat man ihnen zwischen die Beine gestreut. Die Hinterbeine sind an mächtigen Ketten festgemacht. Ein Wärter bringt eben einen Kübel mit Wasser und die drei Niesentiere strecken die Köpfe verlangend vor, während die grauen Hinterbeine sich an den Ketten straffen.

„Stehen die Elefanten immer da?“ fragt unser Führer aus Dänemark.

„Oh nein, mein Kränlein. Die warten nur auf eine Szene der Kida. Wir brauchen sie auf der Opernbühne. Heute nacht oder morgen früh werden sie wieder zurückgeschickt.“

„In den Zoo?“

„Ach wo. Die hat die Direktion gemietet von irgendeiner großen Tierhandlung. Da gibt es einen festen Zoo.“

Immer noch Kida.

Noch einen zwelfständigen Rundgang führen wir in das große Atelier zurück. Wir öffnen alle die Türen und eben tönt zum 49. oder 50. Mal

von Kiepara leise angebetet, die Arie durch den Raum:

„Goldbe Kida,
Himmelsflammen — —“

Die Filmmaschine stöhnt zum 50. Mal über die zwei Minuten-Szene hinweg. Der Regisseur hebt die Hand. Die Sirene macht läutend, die Schere klappt. Jetzt wird es ernst. Das Mikrophon wird angeschaltet und der Sänger schmettert seine Arie aus voller Kehle heraus.

Stille Nacht.

Draußen vor dem großen Atelier dehnt sich die Nacht zwischen den Baracken und Szenen geht die Kompariererei nach Hause. Im Portierhaus blinzelt ein Christbaumchen hinter der Gardine und rings um die Schloße und Türen der Filmstadt erwacht die heilige Nacht.

Die Leuchttür über den Baracken strahlt wie der Mond über den Dächern. Im Koglerheim Waldschlösschen läuft das Grammophon, in der mollenen Gästefube und drüben über der Straße im „Kinderheim Rowaues“ klingen aus jungen Kehlen das ewige Lied von der stillen Nacht.

Hermann Schöpinger.

Spassige Mathematik.

Kurzweil mit Zahlen.

Ein besonders merkwürdiges Beispiel für überraschende Zusammenhänge, die zwischen manchen Zahlen bestehen, wird durch die sechsstellige Zahl 142 857 vermittelt, wenn wie folgt gerechnet wird:

- 142 857 mal 2 = 285 714
- 142 857 mal 3 = 428 571
- 142 857 mal 4 = 571 428
- 142 857 mal 5 = 714 285
- 142 857 mal 6 = 857 142

Es ist leicht festzustellen, daß sämtliche fünf Ergebnisse nur die sechs Ziffern der Anfangszahl, aber in verschiedener Reihenfolge enthalten!

Rechnen wir weiter, so wird das Ergebnis noch eigenartiger:

- 142 857 mal 7 = 999 909
- 142 857 mal 8 = 1142 856

Zieht man von der letzten Zahl die erste Ziffer 1 und die letzte Ziffer 6 zu einer 7 zusammen und stellt sie ans Ende, so steht genau die Anfangszahl 142 857 wieder da!

142 857 mal 9 = 1 285 713

Hier braucht man nur die beiden letzten Ziffern zu addieren (1 + 3 = 4) und erhält so 128 574, also eine Zahl, die ebenfalls nur die Ziffern der Anfangszahl enthält.

Eine sonstige Zahl ist auch die Ziffer 3367. Wird sie nämlich mit den Zahlen 33, 66, 99, 132, 165 usw., also mit Zahlen, deren jede um 33 größer ist, als die ihr vorangehende, multipliziert, so ergibt das Produkt sechsstellige Zahlen, die aus sechs gleichen Ziffern bestehen.

- 33 mal 3367 gibt: 111 111
- 66 mal 3367 gibt: 222 222
- 99 mal 3367 gibt: 333 333
- 132 mal 3367 gibt: 444 444

Diese Operation kann bis zu der Zahl 267 fortgesetzt werden, mit der multipliziert man als Produkt 999 999 erhalten muß.

Die folgenden Zahlreihen zeigen ebenfalls eine überraschende Gesetzmäßigkeit:

- 1 mal 8 und 1 ist 9
- 12 mal 8 und 2 ist 98
- 123 mal 8 und 3 ist 987
- 1234 mal 8 und 4 ist 9876
- 12345 mal 8 und 5 ist 98765
- 123456 mal 8 und 6 ist 987654
- 1234567 mal 8 und 7 ist 9876543
- 12345678 mal 8 und 8 ist 98765432
- 1 mal 9 und 2 ist 11
- 12 mal 9 und 3 ist 111
- 123 mal 9 und 4 ist 1111
- 1234 mal 9 und 5 ist 11111
- 12345 mal 9 und 6 ist 111111
- 123456 mal 9 und 7 ist 1111111
- 1234567 mal 9 und 8 ist 11111111
- 12345678 mal 9 und 9 ist 111111111

Für abendliche Zusammenkünfte werden ein paar andere rechnerische Probleme Gegenstand großer Bewunderung sein. Es ist zum Beispiel möglich, eine von einem anderen heimlich gewählte Multiplikationszahl anzugeben. Man läßt die Zahl 87 mit einer Zahl des Dreier-Einmaleins, also nach Willkür mit 3, 6, 9, 12 usw. multiplizieren und erbittet Angabe bloß einer Ziffer des Produktes. Es ist darauf durchaus kein Kunststück, sofort die Zahl zu nennen, die für die Multiplikation gewählt wurde. Ist nämlich die gefeierte Bedingung erfüllt worden, so muß das Ergebnis stets ein Produkt von gleichen Ziffern sein. Eine dieser Ziffern multipliziert man mit 3 und erhält auf diese Weise die Zahl, mit der der andere multipliziert hat. Ein Beispiel mag die Erklärung erdären. Wir multiplizieren 87 mit 27. Das Produkt ist 2349. Kein mal drei gibt aber 27, eben die zu erratende Zahl.

Es ist auch möglich, die Endziffer einer geheimen Multiplikation und Addition anzugeben. Man läßt zu diesem Zwecke aus der Zahlenreihe 1 bis 20 mit Ausnahme der 11 eine beliebige Zahl im Geheimen mit 9 multiplizieren und sodann die einzelnen Ziffern des Produktes zusammenaddieren. Das Ergebnis der Multiplikations- und Additionsausgabe muß stets 9 sein. Ein Beispiel: 7 mal 6 gibt 42, 4 und 2 ist 6.

bedrückt „Bewirtung“ demet. Weiter aber wird berichtet, daß die Menschen ursprünglich einen Zieg hatten, und zwar in Saddlomen. Um sich nun nicht über die Erde zu verstreuen und an Nacht einzuschließen, beschloßen sie, aus den (saddlomen) Baumaterialien, Ziegel und Asphalt einen gewaltigen Turm zu bauen, der bis in den Himmel ragte und auf der ganzen Erde sichtbar sein sollte. Gott nahm dieses Werk wahr und da tat er etwas, um die Macht des Menschen zu brechen: er verstreute sie über die ganze Erde. Der Turm, von dem diese Sage, die wie alle Märchen und Sagen eine wahre Unterlage hat, handelt, ist wohl der zum Wandal-Tempel in Babylonien gehörige riesige Tempelturm.

Die Stätte dieser uralten Bergeshöhen wird in Babylonien gesucht. Babel war für die Perser und ihre Nachbarn eine unvorstelllich alte Stadt. Die ganze Bewirtung der Sprache der Menschheit trat dem Fremden auf dem Weihnachts Babel entgegen, und solche gigantischen Bauten, wie der riesenhafte Turm wurden in einem Weltreich des Ostens von Legionen von Arbeitern ausgeführt. Auch mochten solche gewaltigen Bauwerke auf den uralten Menschen einen genauereindruckenden Eindruck. Dieser Eindruck, diese abergläubische Angst ging dann in die religiöse Legende über.

Eine verfallene Welt, die vor Drogenfahnen in hoher Kultur und Blüte stand. Die alten Bewohner sind verschwunden, aber ihre Spuren sind noch immer zu finden. Durch das ganze Land sind die Sandhügel verstreut, die die alten Städte Babylonens bedeuten, die aus dem Schutt ihrer Gebäude erwachsen sind. Sie bedeuten die große Vergangenheit, die Werke und Taten längst vergangener Geschlechter, die zu erschaffen und ergründen der menschliche Geist niemals müde wird.

Literatur

Erich Kästner: „Niesang zwischen den Stühlen.“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin. Preis kart. 3,60 Mk., geb. 5,75 Mk.) „Was auch immer geschieht: — Nie läßt ihr so tief sinken — von dem Kosmos, durch den man sich zieht, — auch noch zu trinken!“ Diesen die Dronke, die Schlagkraft und Verzerrung seiner Gedichte trefflich charakterisier-



tenden Zeitspruch fest der auch unseren Lesern wohl-bekannt Erich Kästner an die Spitze der neuesten — der vierten! — Sammlung seiner Sprüche, die soeben erschienen ist. Niesang zwischen den Stühlen, das soll wohl heißen, daß der Dichter es hier versucht, auf irgend einem Stuhle, ist es nun der Stuhl einer bestimmten Weltanschauung oder Partei, zu sitzen und zwischen ihnen Platz genommen hat. Aber wenn die Gedichte auch keine Parteimärkte tragen, sie verknüpfen doch den Dichter, wie ihn die sozialistische Lebensweise kennt und liebt, in seiner Seele. Es ist wieder echter Kästner, in jedem Vers, in jeder Wendung, jedem Ausdruck, in jedem Bild, den er gegen Unrecht und Unverständnis führt, erkennen wir ihn wieder. Forchten, Kleinlichkeit und Nummenheiten, sie werden von Kästner unheimlich gezeichnet. Durch allen Spott und Hohn leuchten doch Liebe und Ernst hindurch. Es sind etwa ein halbes Hundert Gedichte, die uns der Dichter in dem Buche befehlet, jedes einzelne davon ein Kleinbild eines Dichtungsart, die man Gedichtspoesie genannt hat, jede Episode köstlich bildhaft und schlagkräftig. Eine Anzahl im Buche verstreuter Zeichnungen sind in ihrem Humor recht gelungen.

„Himmel.“ Natur, Mensch, Landschaft. Von Dr. Hans Schöpfer. Mit 28 Abbildungen und 10 Karten. Verlag Decker u. Co., Freiburg im Breisgau. Das Buch, erschienen in der vom genannten Verlage herausgegebenen Reihe „Himmel-Land-Fremdwort“ ist eine ausgezeichnete moderne Geographie des Landes der tausend Seen, das aber weit mehr ist, als eine wüchserne wissenschaftliche Analyse dieses bei uns noch immer wenig bekannten nordischen Landes, seiner Landschaft, seiner Menschen, seiner Probleme und seiner wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse. Der Verfasser kennt nicht nur das Land, von dem er hier berichtet, er liebt es auch und diese Liebe hat seine Feder geführt. Gerade darum ist es besonders geeignet, Himmel das Land und Volk, das Wesen des nordosteuropäischen Menschen unserer Verhältnisse näher zu bringen. Das Buch ist kein eigentlicher Reiseführer, es hat sich vielmehr zur Aufgabe gesetzt, jenen, die Himmel kennen lernen wollen, ein handliches Verzeichnis der veränderten Sprache zu sein, sie anzuführen zu Raum, Kultur und Landschaft Himmels und dieser Aufgabe wird es in vollem Maße gerecht.

Bunte Woche

Wochenausgabe für Stadt und Land

Eigentümer, Verleger, Drucker und Herausgeber: Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts“ — Chefredakteur: Julius Braunthal — Verantwortlicher Redakteur: Franz Kuderna — Sämtliche in Wien V, Rechte Wienzeile 97 — Filiale der „Bunte Woche“ in der Tschechoslowakei: Prag II, Nekazanka 18

Prag

Postabonnement für die Tschechoslowakei: Einzelexemplar Kc. 1.—, vierteljährig Kc. 13.—; für die österreichische Republik monatlich 90 Groschen; für Deutschland: Einzelexemplar 15 Pfennig, monatlich 65 Pfennig, vierteljährig Mk. 2.— Für das übrige Ausland: Einzelexemplar Schweizer Franken — 20

1 KRONE

SONNTAG, 25. DEZEMBER 1932

LESEPROBE

Die „Bunte Woche“ bringt heute:

Wenn ich Carnegies Geld hätte... Antworten auf eine Rundfrage der „Bunten Woche“ von Schalom Asch, Hugo Breitner, Albert Einstein, Robert Kronfeld, Sinclair Lewis, Josef Luitpold, Heinrich Mann, Julius Tandler, Hans Tietze

Einbruch in den Himmel. Von Prof. James Jeans

Die Insel der 555 geheimnisvollen Götter. Von Professor Walter Sniden

Lüttenweihnachten. Von Hans Fallada

Gibt es eine empfängnisfreie Zeit der Frau? Von Dr. Paul Stein

Eine Königin amüsiert sich. Von Stephan Zweig

Kaiser Karl hat Angst vor meinen Mordplänen. Von Staatskanzler a. D. Dr. Karl Renner

Wenn es Blut und Tinte regnet... Von Prof. Geoffrey

Was plauscht Ihr Kind? Ein Preisausschreiben für die Mütter

★

Die nächsten „Bunten Wochen“ bringen u. a.:

Norbert Bauer (Kairo): Flug über den schwarzen Erdteil

Ludwig Wagner: Ludendorff — der General ohne Armee

Robert Ehrenzweig: Der 15. März 1938

Anthony Autum: Todeskampf auf dem Meeresgrund

Carlos Ojeda: Wenn das rote Tuch des Torero fliegt... Die Wahrheit über die spanischen Stierkämpfe

Karl Ziak: Im Reitrock auf den Montblanc

Prof. Aug. Ginzberger: OTannenbaum...

Emil Maas: Amtsschimmel jenseits des Ozeans

Oskar Jellinek: Geschichte eines Hauslehrers

Tom Gill: Das Geheimnis der Dschungelagone

Adolf Dygasinski: Ein Hundelos...

Fritz Rosenfeld: Der Zar von Hollywood

Mortimer Walsh: Giganten bei der Arbeit

Gina Kaus: Die Tante mit dem gebrochenen Herzen

Paul Keri: Bela Kun, die Geschichte eines Schicksals

Wilhelm Börner: Ferdinand Sauter

Karel Capek: Helene

Otto Koenig: Portikus mit Wind

Eagen Heltay: Susi

Artur Redlich: Hans Sachsens Gewerbe

Erich Hülsenbeck: Dampferfahrt in den Tropen

Jens C. Nielsen: Das Lasterschiff

Prof. Otto Erich Deutsch: Drei Wiener Hellsenerinnen über den Herzog von Reichstau

Widukind, Cliquenbulle der „Dollen Hunde“

Die Geheimnisse der Berliner Unterwelt

Von

ALEXANDER STERN

Bünde jugendlicher Verwahrloster sind eine der schauerlichsten Erscheinungen der Notzeit in Berlin. Als nach dem russischen Bürgerkrieg und den ihm nachfolgenden Hungerjahren Kinderhorden plündernd das ungeheure Reich durchzogen, konnte sich die gelbe Presse nicht genug tun mit Schilderungen der „Bezprisoni“. Dagegen schweigen sich dieselben Blätter hartnäckig über die „Cliquen“ aus, über die zu festen Scharen zusammengeschlossenen Jugendlichen in den Tiefen Berlins. Fürsorger und Polizei geben über sie nur ungenau und ungenau Auskunft, weil sie gegen das Treiben machtlos sind, da sie ja einen Teil seiner Ursache, der herrschenden Gesellschaftsordnung, bilden. Hier wird vom Häuptling einer solchen Clique berichtet; seine Erzählungen und Fährungen boten Anstoß zu gründlicherer Nachschau auf diesem dunkeln Gebiet.

Er hieß wirklich und wahrhaftig Widukind. Der Teufel weiß, was sich der Vater des Knaben gedacht haben mag, als er seinen Einzigen mit diesem lächerlichen Vornamen fürs ganze Leben strafte.

Widukind kam zu mir, als der Briefträger Schwan ermordet worden war. Man erinnert sich dieser Bluttat vielleicht noch, weil damals eine Spur nach Ködzing bei Wien zu führen schien, die sich nachher als falsch erwies. Der Geldbriefträger war auf die übliche Art mit einer feinen Postanweisung in eine Berliner Wohnung gelockt und dort erschlagen worden. Sein Mörder stoh mit dem erbeuteten Geld nach der Riviera und nahm seine beiden Schwestern mit. Er hieß Reins, war ein Maurer, sah aber mit seiner schwarzen Hornbrille und seinem Abendanzug nicht um ein Haar anders aus als die übrigen Gäste der Bars und Dielen im Berliner Westen, wo er sich dauernd mit seinen Schwestern herumtrieb. Ein Krug, den Reins an der Nordseite zurückließ, und ein Brief, den eines der Mädchen ihrer

Mutter schrieb, brachte die Polizei auf ihre Spur, und als sie eben unter dem Himmel ihrer Sehnsucht aus dem Zug stiegen, wurden sie festgenommen.

Der Fall erregte um so mehr Aufsehen, als mehrere ähnliche Bluttaten kurz vorher unaufgeklärt geblieben waren. Die Berliner Zeitungen waren voll davon, und eines Tages legte man mir dort eine Postkarte auf den Schreibtisch in der Redaktion: Widukind Welcher. Darunter stand mit Bleistift geschrieben: Wichtige Angaben über den Mörder Reins und seine Schwestern.

„Schicken Sie ihn herein“, sagte ich dem Redaktionsgehilfen. „Hat der Mann Schild, Speer und Vollbart? Widukind?“

„Wat denn! Is doch 'n Junge, 'n Puppenjunge obendrein.“

Widukind tritt auf

Widukind trug, viele Berliner Jungs halten das für vornehm, einen Majer, eine marineblaue Segeljade mit zwei Reihen goldener Knöpfe, eine helle Hose und keinen

Gut. Seine blonden Haare waren sorgsam onduliert, unter den Augen lag ein blauer Schimmer Säminke: Ein Puppenjunge, wie sie in Berlin auf den Strich gehen.

Koks...

Ich ließ Widukind reden. In einer sonderbar nervösen Art erzählte er von den Geschwistern Reins, die er sehr gut kannte, von den Lokalen, in denen er sie getroffen hatte; er sprach merkwürdig singend und eintönig, sprang immer ab, fragte, ob ich Alexandria kannte, dort wäre er geboren und in Stockholm hätte er Verwandte, dann sprach er wieder von den Reins...

Ich hörte schweigend zu und dachte nur immer: Was hat der Pub? Ein Verdacht wurde in mir rege. Diese Art, zu sprechen, zu bliden und während des ungeordneten Redens nach allem Möglichen zu greifen, hatte ich schon als Student beobachtet können. Sollte der Junge...?

Widukind sprach, sprach, aber plötzlich verlor er alle Zusammenhänge, ließte, sein Kopf schlug auf den Tisch auf, er versuchte, ihn hochzureißen...

Ich sprang zu ihm, fragte: „Kolain?“

„Jaa — Koks —.“ Er hauchte es, jant um und schlief.

Wir legten den Knaben auf eine Bank, schoben ihm etwas unter und ließen ihn seinen Kolainrausch ausschlagen. Spätmittags erwachte er: „Wo bin ich? Hab' ich was gelogt?“

Ich beruhigte ihn, kochte ihm einen starken Kaffee — in jeder ausländischen Redaktion kann man Kaffee kochen — und dann hatten wir eine lange Unterredung miteinander. Er kochte Zutrauen zu mir, ich erfuhr, daß er nicht in Alexandria, sondern in Neu-Ruppin geboren worden war, bald nach seiner Geburt fiel sein Vater in Flandern, seine Mutter brachte sich irgendwie durch, er sah sie oft wochenlang nicht, obwohl sie zusammen wohnten. Ich fragte ihn unvermittelt:

„Und zu welcher Clique gehörst du?“

„Wat wissen Se von Cliquen?“

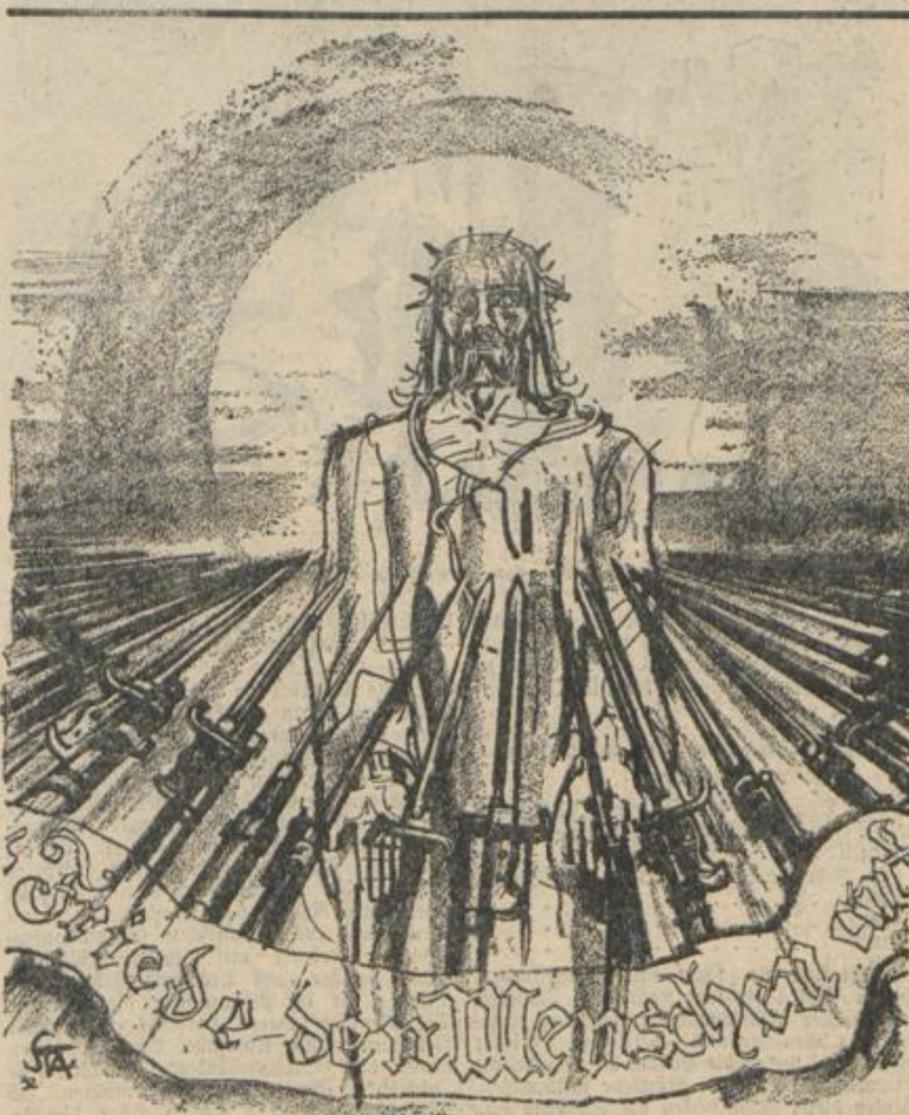
„Genug. Ich kenne »Schnapsdrössel«, »Santa Fe«, »Dreadstiebel«, »Mädchenschen«, »Balddiraten«, »Bauernschred«, »Schwarze Liebe«, »Roter Säwür«, »Nordlicht«, »Tartarenblut«, »Lodesberächter«, »Plutiger Knochen«, dann kenne ich noch die »Roten Apachen«, »Trapperblut« und »Indianerblut«, außerdem »Marterholz«, »Steinfalle« und noch ein paar.“

Meine Kenntnisse machten auf Widukind einen solchen Eindruck, daß er jetzt wiederum mir imponieren wollte. Darum sagte er:

„Und wissen Se, wer ich bin? Ich bin der Cliquenbulle von die »Dollen Hunde.““

Cliquenbullen, -burschen und -kühe

Die Cliquen heißen richtig „Bilde Cliquen“. Nach einer vorsichtigen Schätzung haben sie ungefähr zwanzigtausend Mitglieder in ganz Deutschland. Etwa fünfzehntausend gehören zu den sogenannten Wandercliquen, also Rudeln, die frei herumstreifen und eigentlich nichts Böses tun. Gelegenheitsverdienste ihrer Mitglieder werden in eine gemeinsame Kasse gezahlt. Besuch von Rummelplätzen, Ausflüge und gelegentlich Blünderung von Obstgärten oder Kartoffeläckern wird so finanziert, ebenso ihre Feste, bei denen die Burken einander ihre Radel umschicklich zuschieben.



(Für die „Bunte Woche“ gezeichnet von Arthur Stadler)

Weihnachten in unserer Zeit...

Rund dreitausend Mitglieder von Claqueurs...

Anders der Rest der jungen Menschen, von denen etwa zwei Drittel 16 bis 20, ein Drittel 14 bis 16 Jahre alt sind...

Es gibt in Berlin allein etwa sechshundert Claqueurs aller drei Arten, manche hat sechs Mitglieder, manche zwanzig...

Und noch eine Sehnsucht ist den Ringvereinen der Erwachsenen und den Claqueurs der Jungen gemeinlich: die Fahne!...

In dieser Welt war Widukind ein Hauptling. Unter seiner Führung lernte ich einige ihrer Provinzen kennen.

Bei den „Dollen Hunden“

In Berlin gibt es sonderbare Gegenden. Da ist rund um die Gedächtnisstraße ein Stern aus Licht und Farben...

Bei einem solchen sind wir. Wir sind über einen großen Materialplag gestolpert...

Die „Dollen Hunde“ sind etwas Besonderes. Nur ganz wenige Claqueurs bestanden aus Homosexuellen...

In der Höhle der „Dollen Hunde“ sind noch zwei Berliner Jungs, einer in Steirerhofen, einer in einem Matrosengewand...

der hat heute seinen fünfzigsten Tag, bei dem er seinen General, im Grunewald...

Sie wollen ihn gegen Morgen holen. Natürlich mit einem Auto.

Warum sie eine Clique gebildet hätten? Die Antwort ist zerfleischend einstimmig...

Sie wissen genau, mit welchem Auto sie fahren werden. Es steht Nacht für Nacht tausend Schritte von hier...

Was soll ich denn sonst tun?

Viel später traf ich Widukind noch einmal. Ich hatte gerade eine lächerliche Auseinandersetzung mit einem Kellner...

„Und das ist alkoholfrei?“

„Wieso denn? Rein, richtiges Bier, flämisches, Stella.“

„Sie sagten doch, Belgien sei trocken?“

„Hier ist doch kein Sünnap. Wir sind nur auf Sünnap in Gläsern trocken.“

Es war, wie gesagt, eine lächerliche Auseinandersetzung. Da stand plötzlich Widukind vor mir.

„Lach! Was sagen Sie? Nobel, wach?“

Er war wirklich nobel: trug einen hoch eleganten Anzug, Seidenweste, Seidenstrümpfe...

„Mensch, Widukind, wie kommst denn du hierher?“

Er hatte in irgendeinem Soffladen des Berliner Westens einen Griechen kennengelernt, einen Großkaufmann...

Er las offenbar auf meinem Gesicht, daß ich nicht seiner Meinung war...

Ich sah die breite Straße San-Jakobs-Markt hinüber. An ihrem Ende sind zwei- und zwanzig Stockwerke zu einem Hochhaus getürmt...

Ich sah wieder auf Widukind. Er war weg.

Schad' um den Duden.

Die Insel der 555 geheimnisvollen Götter

Ungelöste Rätsel um Rapanui, das Felseneiland der Südsee

Von Professor WALTER SNIDEN

Einsam im Stillen Ozean liegt eine kleine Insel, auf der sich ein Vierteltausend geheimnisvoller Statuen erhebt...

Das sind die Daten dieser geheimnisvollen Insel Rapanui: 27 Grad zehn Minuten Süd über Breite, 109 Grad 26 Minuten westliche Länge...

Die Kolonie benötigte wurde. Die militärische Beschäftigung ist den Einwohnern noch klarer gekommen...



Winzig klein wirkt neben den gewaltigen Götterbildern der Reiter

10 Kilometer groß. Der Entdecker der Insel war der Seefahrer Davis (1687) von Roggeveen...

Sklavenhändler und schwarze Blattern

Die Bewohner der Osterinsel sind Polynesier. Ihr Schicksal zeigt diese kleine Statistik:

Table with 2 columns: Jahr/Jahrhundert and Einwohnerzahl

Jetzt sind sie schon fast ausgestorben. Hinter diesen Zahlen steckt die Tätigkeit veranischter Sklavenhändler...

bedenkenlos niedergebrannt. 228 Einwohner — statt 1500, das war das Ergebnis der „Zivilisation“...

Diese Eingebornen haben immer ein sehr primitives Leben geführt. Die Nahrung bestand aus Zuckerrohr und Bananen...

555 geheimnisvolle Riesenstatuen

Auf dieser Insel, mit ihren primitiven, rasch aussterbenden Bewohnern findet man geheimnisvolle Statuen...

Wer hat sie errichtet? Niemand weiß es. Man hat die Eingebornen darüber befragt. „Die Vorfahren“, haben die einen geantwortet...

Man weiß, daß diese Figuren in dem Steinbruch hergestellt wurden, der sich auf der Insel befindet...

In wenigen Jahrzehnten wird der letzte nichteuropäische Bewohner der Osterinsel für immer die Augen schließen...

Schweigend blicken die Steinernen hinaus auf das ewige Meer. Und niemals werden sie antworten.

Acht Tage extra

Von FRANK HARRIS

Leon Journageot hatte seinen Posten als Schreiber in einer Notariatskanzlei verloren. Er war sehr stolz auf seine gesellschaftliche Stellung gewesen und hatte immer einen Gehrock und eine sorgfältig geknüpfte weiße Strawatte getragen. Aber einmal ohne Beschäftigung, fiel seine Akrtheit bald von ihm ab wie mürrer Bunder.

Madame Journageot zog ihn an, fütterte ihn und vergaß auch nicht, dies immer wieder zu betonen, wenn sie mittags das Glas Wasser eingoß, mit dem er sich von nun an begnügen mußte. Den Namen Madame Journageots — bei ihrem Sinn für wirtschaftliche Ökonomie! — kann man sich leicht vorstellen, als eines schönen Abends ein Bettler ihres Gatten namens Grabiße hereingeführt kam und sich ohne Umschweife gleich selbst zum Abendessen einlad. Seit fünfundsiebzig Jahren hatte man sich nicht mehr gesehen. Der junge Grabiße war damals fett und lustig gewesen und hatte in einem Nachtsack Nieder gesungen — Nieder, die sich nicht gerade durch Feinheit und übertriebene Schwärmigkeit auszeichneten, wie sich Madame Journageot erinnerte. „Eine nette Familie!“ hatte sie damals mit einem verächtlichen Seitenblick auf ihren Gatten gefaszt.

Aber das war ein neuer Grabiße, ein Grabiße von fünfundsiebzig Jahren — fetter und rüder denn je. Unter seinem rechten Arm trug er eine ungeheure Pastete und unter seinem linken eine Flasche. „Wir wollen jetzt einmal ordentlich nachmahlen“, rief er fröhlich. „Onkel Cyrion gab mir eure Adresse.“

Madame Journageot lächelte, denn sie hatte bemerkt, daß über dem gewöhnlichen Knäueln Grabißes eine dicke schöne Goldkette prangte und an einem der ziemlich schmutzigen Finger ein papirer Diamant; seine Kleider zeigten allerdings deutliche Spuren von Abgetragenheit.

„Singst du noch immer in der Chauffee Chiquancourt?“ fragte sie. „Nein“, rief Grabiße, „o nein — jetzt singen die anderen für mich!“ Und er erzählte: Als er gesehen hatte, daß aus der Arbeit der Artisten und Sänger immer der Direktor und der Manager den Hauptrollen zogen, kaufte er nach Jahren emsiger Sparsamkeit selbst ein Lokal, das den anstehenden Titel „La Cri Cri“ führte, kaufte es in „La Music Hall des Oigolos“ um „Neht macht die Sache ihre dreißigtausend Franken im Jahr, ohne Mühe“, sagte er fröhlich hinzu. „Ich bin unverheiratet und habe keine Kinder — wirklich, Journageot, du bist mein einziger Erbe, und wenn ich früher ins Gras beiße als du, dann will ich dir genug zurücklassen, damit du auf meine Gesundheit trinken kannst...“

Nach dem Nachtmahl nahm er die Journageots mit zu seiner Music Hall: eine köstliche Gesellschaft — Männer ohne Kragen und Frauen ohne die letzte Andeutung einer Kopfbedeckung. Der Herr Direktor verkaufte seine Verwandten in der Profeniumsloge; während sie Platz nahmen, machten ein paar junge Burtschen, die vorn im Auditorium saßen, laut ungenierte Bemerkungen über das Ehepaar, besonders über Madame Journageot, die ein paar falsche Situstransien aufgesetzt hatte. „Sie unterhalten sich halt gern“, entschuldigte Grabiße das Benehmen der Burtschen, „man wird übrigens kaum etwas noch erwidern“, sagte er beruhigend hinzu, „ich kenne fast alle — es sind Stammgäste!“

Und einen von den rüden Kerlen aufs Korn nehmend, sagte er, daß der Saal wackelte: „Du gefotene Halbblöde, halt dein Maul, oder ich hau dir eine herunter, daß dir die Zähne paarweise beim Nachen herausspazieren!“

Zum Zwischenakt nahm er Journageot hinter die Szene. Sie stiegen auf ein halbes Duzend Frauen in jedem Stadium von Ausgezogenheit; drei oder vier spielten in einer Ecke Karten, um sich die Zeit bis zum nächsten Auftreten zu vertreiben. Grabiße stellte vor: „Meine englischen Tänzerinnen, Rosa, Carmen, Bijou und Melodie. Weibst siben, Sieblinge — Hoch ein Verwandter!“ Journageot machte sich vor Monsieur Ernest, dem Komiker, und Mademoiselle Laura Bonestier, verbeugen, die ebenso leicht auf den Händen wie auf ihren Füßen gehen konnte. Er schüttelte ernthaft Tränen in die Hand, dem chinesischen Jambekünzler, der im unverfälschten Pariser Vorstadtialekt sprach.

Grabiße bestellte eine Runde. Als die Getränke kamen, rief er aufgeräumt: „Ich ändere die Nummer alle acht Tage, aber wenn ich ein kleines Mädel finde, das mir gefällt, so lasse ich es eine Woche länger da — das ist dann so ein kleines

Präzents, das ich mir genehmige. Sie ist die Königin meines Herzens für eine ganze Woche, aber niemals für länger. Mein Publikum und ich lieben die Abwechslung. Wenn die vierzehn Tage um sind, muß sie gehen; sie kann meinen oder fluchen, so viel sie will — es hilft nichts. Deshalb frage mein weisliches Personal auch immer, wenn die Kontrakte abgelaufen sind: „Wer wird diesmal die acht Tage machen?“

„Grabiße!“ rief Journageot in beschwörendem Ton, „Grabiße!“ Doch Grabiße schien nicht gern moralische Predigten zu hören.

Als sie zurückkamen, fanden sie Madame Journageot sehr verzögert, geradezu wütend. Sie durchbohrte ihren Gatten mit scharfen Blicken, augenscheinlich bemüht, herauszufinden, welchen Eindruck „die Szenen“ auf ihn gemacht hatten. Aber Leon hatte sein gewöhnliches würdevolles Beamtengeßicht aufgesetzt, das vollkommen unerschütterlich war. Alles, was er sagte, war: „Ich bin noch nie hinter der Bühne gewesen; es ist alles ausgezeichnet arrangiert, die Kräfte spielen Karten...“

„Grabiße!“ rief Journageot in beschwörendem Ton, „Grabiße!“ Doch Grabiße schien nicht gern moralische Predigten zu hören.

Als sie zurückkamen, fanden sie Madame Journageot sehr verzögert, geradezu wütend. Sie durchbohrte ihren Gatten mit scharfen Blicken, augenscheinlich bemüht, herauszufinden, welchen Eindruck „die Szenen“ auf ihn gemacht hatten. Aber Leon hatte sein gewöhnliches würdevolles Beamtengeßicht aufgesetzt, das vollkommen unerschütterlich war. Alles, was er sagte, war: „Ich bin noch nie hinter der Bühne gewesen; es ist alles ausgezeichnet arrangiert, die Kräfte spielen Karten...“

Seit jenem Abend besuchte sie Grabiße jeden Sonntag. Er kam nie ohne reichliche Vorräte an Wein und kalten Dessertessen. Einmal sang ihm Madame Journageot ein gefühvolles Lied vor, und er sagte dann immer, mit diesem Lied hätte sie bestimmt einen Bombenerfolg auf dem Theater.

Eines Sonntags, als Grabiße kam, bemerkten die beiden, daß er rüder als gewöhnlich war und ein wenig im Bilde ging. Statt Wein hatte er diesmal eine Flasche Kognak mitgebracht.

„Ich fühle mich nicht wohl“, sagte er, „ich glaube, ich brauche einen kleinen Aderlaß. Ich will euch beim Essen gusehen und werde mich mit diesem

alten Kognak begnügen, in den ich eine Protrinde tauche. Das ist mein Heilmittel für alle Krankheiten.“

„Es würde vielleicht besser sein, wenn du...“, rief Leon Journageot.

Aber Madame unterbrach ihn: „Laf deinen Bettler in Ruhe: er wird schon selbst wissen, was ihm gut tut.“

„Ganz recht“, sagte Grabiße. „Ich bin zu gesund und mein Blut ist zu hart, das ist das Übel. Aber den Kognak will ich doch versuchen. Ich habe eine Art Schwindelgefühl — ein Zausen in den Ohren, als ob ein Röhrlad in meinem Kopf herumginge. Der Kognak wird mich wieder auf die Beine bringen!“

Die Journageots bemerkten, daß ihn die ersten drei Gläser violett färbten statt rot. Madame Journageot brachte die Suppe auf den Tisch und man begann zu essen. Plötzlich streckte Grabiße seine rechte Hand aus und machte mit den Fingern greifende Bewegungen in der Luft.

„Die Flasche steht rechts, siehst du nicht?“ sagte Madame Journageot. Grabiße wollte antworten, aber seine Stimme erstickte in einem Gurgeln. Sein Gesicht wurde schloß und blau und sein Körper fiel schwer nach vorn auf den Tisch.

„Er ist betrunken!“ rief Madame Journageot. Er war tot...

Es gab viele Banketten und Formalitäten, doch nach drei Monaten kam das Ehepaar dank Journageots langjährigem juristischen Training in den Besitz der Music Hall des Oigolos und ansetzten von 20.000 Franken in bar. Die Music Hall war nicht leicht zu verkaufen, aber es war klar, daß sie, selbst bei geringer Anstrengung, mindestens dreißig- bis dreißigtausend Franken



im Jahr abwerfen würde. Eine Gänse für die Journageots, die auszuwählen war.

Madame Journageot heute sich würdevoll in der Masse auf und engagierte einen starken Mann, der lärmende und betrunkene Gäste hinausbefördern mußte. Monsieur leitete die Music Hall.

Er war nun wieder stets in schwarzem Gehrock und tadellos weißer Strawatte zu sehen. Und es dauerte nicht lange, so kam auch die erste Verlobung über ihn — in Gestalt einer kleinen emsigen italienischen Tänzerin, die ihn sehr anlächelte... Und er beschloß, dem Beispiel Grabißes zu folgen und sich ein kleines Präzents zu machen — die acht Extratage.

Aber es war keineswegs leicht, Madame hiebon Mitteilung zu machen. Madame trug jetzt einen ganzen Juwelierladen auf den Armen und Fingern, ihre Wangen waren ziemlich indolent rougiert und die aufgesteckten Locken wirkten ausgesprochen kokett. Aber die Reize der kleinen Italienerin lockten zu verführerisch. Monsieur Journageot beschloß, ganz klar zu sein.

Die neue Besöche paßte die wunderbar, liebste Annelie, begann er schmeichlerisch. „Aber... ich hätte dir einen Vorschlag zu machen, die...“

Doch Madame unterbrach ihn: „Du kennst doch den Secklänger, der solchen Erfolg hat. Er hat hier Kurare gemacht — und wie es der Brauch ist, wenn der Besitzer mit einer Nummer zufrieden ist, will ich ihm die acht Tage extra geben...“

Monsieur fand kein Wort der Erwiderung.

Fetische lügen niemals

Von EMMY BERNATZIK

Die Verfasserin dieses Berichtes, die Gattin des bekannten Afrikaforschers Dr. H. A. Bernatzik, hatte auf ihrer letzten Reise zu den Negerstämmen von Portugiesisch-Guinea Gelegenheit, in die streng gehüteten Geheimnisse westafrikanischen Aberglaubens einzudringen.

Neben einer kleinen, runden, strohbedeckten Behälter sind drei kurze Holzstöcke in den Boden geschlagen. Sie stehen schräg in der lehmigen Erde, sehen alt und vermodert aus, obwohl das weit überhängende Dach sie vor Sturm und Regen schützt. Ge-

des Fetischs. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat man sich an die gegebenen Anordnungen, die meist ein seltsames Gemisch von Heilkräutern und Wurzeln darstellen. So kann der Fetisch bestimmen, daß dem kranken Kinde zu gewissen Tageszeiten Eß-



Das Fest der Fetische: Ein mit Grashücheln umkleidetes „Gespenst“ erscheint in der Negerstadt, von den Alten mit Freudengeheul begrüßt, von den Kindern gelächelt.

büdt schlüpfen schwarze Menschen durch die enge Türöffnung ins Freie.

Niemand beachtet die schmutzigen Holzpfähle dort drüben neben der Stütze. Aber sie sind nur scheinbar vergessen, jetzt wo die Arbeit des Tages die Menschen in Anspruch nimmt. In Wahrheit bedeuten sie den schwarzen Menschen viel mehr, als wir zweifelsüchtigen Europäer vermuten würden. Von diesen unscheinbaren Holzklößen hängt das Wohl und das Weh der Familie ab. Der Glaube daran wurzelt tief in der Seele des Negers. Es ist der Fetisch, der das Haus besetzt, der die Bewohner schützt, und strukt ihnen Ratsschlöße erteilt und ihnen im Unglück hilft. Täglich wird ihm Palmwein geopfert, und bei festerlichen Anlässen werden ihm sogar Gansiere und Reis geopfert, der wertvollste Besitz der schwarzen Menschen.

zu verabreichen sei. Oder der Priester bezieht, eine Ziege zu opfern, oder verlangt, daß das Blut eines Schnees über die drei Holzpfähle gegossen werde. Bringt die Befolgung der Ratsschlöße dem Kinde Genesung, so werden Dankopfer gesendet — stirbt es, so war es der Wille Gottes.

Niemals aber kann es der Wille Gottes sein, daß Könige sterben, die ihr Volk mit Milde und Klugheit regierten. Den Tod eines großen Mannes verschuldet stets ein böser Zauberer. Der Fetisch wird nach dem Schuldigen befragt, der Priester nennt den Namen. Ohne Austausch wird der Betroffene ertränkt. Fast niemals kommt es vor, daß der Schuldige seine eigene Schuld zu entrinnen vermag, denn er selbst ist von seiner Schuld überzeugt und opfert sich seinem Volke, das er des Königs beraubt hat.

Bei einem westafrikanischen Negerstamm herrscht die Sitte, mit dem toten König vier Jungfrauen lebendig zu begraben. Man will damit dem verstorbenen Herrscher eine letzte große Ehre erweisen. Auch hier ist die Wohl der Mädchen nicht persönlichem Entschluß überlassen, sondern der Fetisch verurteilt, wer das grauenvolle Schicksal zu erleiden hat. Ohne Widerrede fügen sich die tollgeweihten Mädchen dem Orakelpruch des Fetischs.

Der Fetisch als Wahrsager

Die Neger sagen, daß der Fetisch durch den Mund des Priesters die Wahrheit verkündet. In seinem Ausspruch zu zweifeln, wäre ein schweres Vergehen und hätte die schrecklichsten Folgen für den Ungläubigen. Erkrankt ein Kind, so wird unter genau vorgeschriebenen Zeremonien der Fetisch befragt, welche Heilmittel angewendet werden sollen. Der Priester verkündet den Willen

Aberglaube hebt die Moral

Der Glaube an die Kraft des Fetischs und an die Macht der Dämonen besiegt auch den Willen zum Bösen. Den Geßtern bleibt nichts verborgen, und sie verüben es nicht, jede Freveltat zu bestrafen. So ahnden die Menschen einen Mord deshalb nicht, weil sie der Überzeugung sind, daß die Seele des Getöteten sowohl menschliche als auch übermenschliche Eigenschaften hat und sich selbst an dem Mörder rächt.

Da sich nun die Neger durch verwandtschaftliche Bande außerordentlich stark gebunden fühlen und ihre Kinder über alles lieben, so trachten sie begreiflicherweise, ihre Familie vor der gefährlichen Rache zu bewahren. Obwohl ansonst Selbstmord bei den Eingeborenen verpönt ist, kommt es sehr häufig vor, daß sich der Mörder selbst entleibt, um seine Tat zu sühnen und die Seinen vor der Rache des Geistes zu retten.

Bei den Valante-Negern glauben die jungen Mädchen, daß sie sterben müssen, wenn sie sich vor der Ehe einem Manne hingeben. Da die Liebe zu einem Manne aber selten größer ist als die Liebe eines jungen Menschen zum Leben, so gibt es nirgends in Afrika so tugendhafte Mädchen wie bei diesem Stamme.

Ein junger Eingeborener eines besonders abergläubischen Stammes hatte die Sitte seines Volkes verlernt. Der Fetisch verkündete seinen Tod. Ich habe diesen Menschen mit eigenen Augen sterben gesehen, nachdem er wochenlang jede Nahrungsaufnahme hartnäckig verweigert und unter jüderlichen fetischen Qualen der Erfüllung des Wahrspruches geharrt hatte.

Das Geheimnis der Schlitztrommel

Als ich einmal einen alten Häuptling bei der Herstellung einer Schlitztrommel, die als Fetisch dient, anwesend sein zu dürfen, wurde er sehr ernst und erzählte mir: Die Herstellung dieser Trommeln ist ein Geheimnis des Stammes. Nur wenige alte Männer kennen es und niemals dürfte eine Frau zugegen sein, wenn der Meister sein Schnitzmesser gebraucht.

„Es ist noch nicht lange her“, so berichtete er mir, daß er eines Tages seiner eigenen Frau befohl, das Essen an einen bestimmten Platz im Wald zu bringen. Die Frau mußte, daß ihr Mann draußen an der heiligen Trommel arbeitete. Sie mußte auch, daß sie die Trommel nicht sehen dürfte. Als sie aber ihren Mann an der verbotenen Stelle nicht fand, begann sie ihn zwischen den Gebüßen und den Palmen zu suchen. Da sah sie plötzlich die große, noch unfertige Schlitztrommel vor sich und fiel augenblicklich tot zu Boden. Ihre Leugnerde war größer als ihre Achtung vor dem Verbot. „Gott hat sie bestraft. Nicht anders würde es dir ergehen“, schloß er warnend seine Erzählung.

Obwohl ich überzeugt war, daß ich nicht gestorben wäre, wenn ich den geheimen Platz erfahren und mich unbemerkt angeschlichen hätte, so brachte ich es doch nicht über mich, das Verbot zu verletzen.

Der Glaube dieser Menschen ist so stark, daß wir mit unserem kritischen, nach Erkenntnis strebenden Geist kein Wesen gar nicht erfassen können. Wir nennen es Aberglaube, Suggestion oder vererbte Zauberei. Und doch spendet dieser intensive, unbetrieblare Glaube den primitiven Menschen moralische Kräfte, die allein es ihnen ermöglichen, den harten Kampf mit der Natur zu bestehen.



Ein Sportplatz wird gestohlen

Kuriose Dinge aus USA.

Von FRIEDRICH SCHEU

In Amerika gibt man sich nicht mit Kleinigkeiten ab, dort geht alles in großem Stil. Da stellt eine amerikanische Zeitschrift einige in der letzten Zeit in Amerika begangene Diebstähle zusammen, die sich schon sehen lassen können.

In Long Island wurde einem reichen Mann ein Golfplatz gestohlen. Der Platzmeister ging eines Morgens aus seinem Häuschen heraus, um die Spielfähigkeit des Platzes zu überprüfen, da sein Herr für den Nachmittag einige vornehme Gäste zum Spiel eingeladen hatte. Er blieb entsetzt stehen. Wo gestern noch herrlicher, gepflegter Rasen gewesen war, erstreckte sich heute eine Ebene nackter Erde. Der Platzmeister griff sich an den Kopf, glaubte zu träumen. Der Golfplatz war weg.

Vier Tage später fanden zwei Detektive den gestohlenen Platz. Auf einem Friedhof, einige Fahrstunden weit weg, waren 400 Quadratmeter Rasen eingelagert, sein säuberlich aufgeschichtet, ein Rasenstück über dem anderen. Fremde Leute waren in einem Lastauto vorgefahren und hatten dem Friedhofswächter die Rasenstücke verkauft. Der Friedhofswächter konnte nachweisen, daß er selbst an der Sache ganz unschuldig war. Das Lastauto kam nie wieder und die Diebe wurden nie gefunden. Der Eigentümer mußte seinen Rasen zurückkaufen, bevor er ihn an seine ursprüngliche Stelle zurückschaffen konnte. Es dürfte dies in der Geschichte des Sports der erste Fall sein, daß jemand einen Sportplatz gestohlen hat.

„Scharfe“ Beute

Trauriger ist die Geschichte der halben Million Kasserlängen, die in den Kellern eines Magazins in Boston eingelagert worden waren und spurlos verschwanden. Eine halbe Million Klingen — bei so scharfen Dingen hätte man schon härter aufpassen müssen. Die Firma, die die Klingen von Boston nach Europa verschiffen wollte, hatte das Nachsehen. Aber es ist manchem aufgefallen, daß die Mitglieder der Postener Untertwelt heuer viel besser rasiert umhergehen als voriges Jahr.

Eine Million Hah Kofol wurden in Texas gestohlen. Eine Bande von einem Duzend Leuten jagte die Kofolherden an, die das Öl von fünf großen Öquellen in Osttexas an die Verarbeitungsfabriken führt. Nachdem sie eine Million Hah gepapft hatten, wurden sie hohpgenommen.

Nicht beneidenswert ist der Dieb, der in Kalifornien zwei Millionen Wespen gestohlen hat. Allerdings waren es Gallwespen, die zur Erzeugung von Gallensäure gezüchtet werden. Der unbefannte Dieb ist also vermutlich nicht zerstückelt worden.

Ein Automobil ist schon oft gestohlen worden. Aber eine ganze Geschäftsauslage eines Autogeschäftes, bestehend aus fünfzehn funktionsfähigen Wagen, wurde in Newark ausgeräumt, ohne daß man den Verbleib eines einzigen dieser Wagen gefunden hätte.

Das gestohlene Haus

Traurig war auch das Schicksal eines anderen Bürgers von Newark, des Advokaten Josef A. Fuersman. Mister Fuersman ließ sein zweistöckiges hölzernes Landhaus instand setzen, um es zu vermieten, und reiste in die Stadt zurück. Als er einen Monat später zurückkam, um das Haus zu besichtigen, war nur der Keller übrig. Das ganze Haus war von der frierenden Bevölkerung der Umgebung mitgenommen worden, um mit dem Holz die Stuben zu heizen. Beim Dach hatte man angefangen und war mit der Zeit bis auf den Erdboden hinuntergelangt. Diese Geschichte ist vor allem deswegen traurig, weil sie zeigt, wie schlecht es manchen Leuten auch in Amerika heute geht.

Gut hingegen ging es den Sträflingen im Gefängnis von Freehold. Dort wurde nach der Wahl der republikanische Gefängnisauflieger abgesetzt und ein neuer demokratischer Gefängnisauflieger bestellt. Dieser berichtete an seine vorgelegte Behörde folgendes: Von 90 Sträflingen haben 35 elektrische Kochgeräte, eigene Pfannen und Kessel, eigenes Besteck in ihren Zellen. Alle Sträflinge empfangen Gäste zu allen Tageszeiten und geben lärmende Gesellschaften bis spät in die Nacht hinein. Fünf Sträflinge waren abwesend und unauffindbar. Einer von ihnen meldete sich später und teilte mit, er wäre fort gewesen und hätte nicht gewußt, daß man ihn suche. Zwei Sträflinge waren amwesend, ohne daß ihre Anwesenheit durch irgendwelche Akten, Strafbefehle oder dergleichen begründet erschien. Die beiden behaupteten jedoch fest und freif, zum Sträflingebestand des Gefängnisses zu gehören, und wurden daher einseitigen vorrichtswerte dort belassen.

Lütten-Weihnachten

Von HANS FALLADA

„Nüchtern neblig heute“, sagte am 23. Dezember der Bauer Gierke ziellos über den Froststüdtisch hin.

Es war das eigentlich eine ziemlich sinnlose Bemerkung, jeder wußte auch so, daß Nebel war, der Leuchtturm von Arcona heulte schon die ganze Nacht mit seinem Nebelhorn wie ein Gespenst, das das Angeln kriegt. Wenn der Vater die Bemerkung trotzdem machte, so konnte sie nur eines bedeuten.



„Nüchtern?“, fragte gedehnt sein dreizehnjähriger Sohn Friedrich. „Vielmal bloß nicht auf deinem Schulweg“, sagte Gierke und lächelte.

Und nun wußte Friedrich genug. Auf seinem Zimmer steckte er schnell die Schulbücher aus dem Kasten in die Kommode, lief in den Stiefeln umher und schloß sich eine kleine Tür und eine Handtasse. Dabei überlegte er: „Den Franz von Gabels nehme ich nicht mit, der kriegt Angst vor Kotoch. Aber Schöns Alwert und die Frieda Bentzin. Also los!“

Wenn es für die Menschen Weihnachten gibt, so muß es das Fest auch für die Tiere geben.

erst als heiliger Wend vorbei war, ließ er sie wieder laufen.

Sicher ist, sie gehen zu einem großen Abenteuer, und daß der Nebel so dick ist, daß man keine drei Meter weit sehen kann, macht alles noch viel geheimnisvoller. Zuerst ist es ja einfach: die Kaimo auf der Baumgartener Feldmark kennen sie, das ist Rothsprachs Winterweizen, und dies ist die Lehmkuhle, aus der Müller Kaim sein Vieh sommers trinkt.

Aber sie laufen weiter, immer weiter. Sieben Kilometer sind es gut bis an die See, und nun fragt er sich, ob sie sich auch nicht verlaufen im Nebel. Da ist nun dieser Leuchtturm von Arcona, er heult mit seiner Sirene, daß es ein Grausen ist, aber es ist so seltsam, genau kriegt man nicht weg, von wo er heult. Manchmal bleiben sie stehen und lauschen, sie beraten lange, und wie sie weiterlaufen, fassen sie sich an den Händen, die Frieda in der Mitte. Das Land ist so seltsam still, wenn sie dicht an einer Weide vorbeikommen, verliert sie sich noch oben ganz in Rauch, es tropft saftig von ihren Ästen, tausend Tropfen sitzen überall. Die See kann man noch nicht hören. Vielleicht ist sie ganz glatt, man weiß es nicht, heute ist Windstille.

Pötzlich heißt ein Hund in der Nähe, sie stehen still, und als sie zehn Schritte weitergehen, stoßen sie an eine Schuttenwand. Wo sie sind, machen sie aus, als sie um die Ecke spähen, das ist Kapsels Hof, sie erkennen ihn an den bunten Glasfugeln im Garten. Sie sind zu weit rechts, sie laufen direkt auf den Leuchtturm zu, und dahin dürfen sie nicht, da ist kein Wald, da ist nur die kühle, kahle Krebelsäule.

Jetzt sind es höchstens nur noch zwanzig Minuten bis zum Wald. Alwert weiß sogar, was sie hier finden; erst einen Streifen hoher

und dann laden sie sich den Baum auf und laufen an das Meer.

Ans Meer muß man noch, wenn man ein Kütenmensch ist, selbst mit solchen Baum. Hier kommen die Wellen weit, weit her, von Finnland oder von Schweden oder auch von Dänemark. Richtige Wellen...

Also sie laufen aus dem Wald über die Dünen.

Und nun sehen sie still.

Rein, das ist nicht mehr die Brandung allein, das ist ein seltsamer Laut, ein wehligendes Schreien, ein endloses Stöhnen, tausendstimmig. Was ist es? Sie stehen und lauschen.

„Jung, Ranning, Mann, das sind Gespenster!“

„Das sind die Ertrunkenen, die man nicht begraben hat.“

„Lauf schnell nach Hause.“ Und darüber heult die Nebelsirene.

Sieht, es sind keine Menschenfiguren, Bauernkinder, voll von Spul und Aberglauben, zu Haus wird noch besprochen, wird gehegt und blau gefärbt. Wer sie sind kleine Menschen, sie laden ihren Baum auf, sie waten durch den Dünenstrand, bis auf die letzte Rippe, und...

Und was sie sehen, ist ein Stück Strand, ein Stück Meer. Hier über dem Wasser weht es ein wenig, der Nebel zieht in Fäden, schließt sich, öffnet sich. Und sie sehen die Wellen, grüngrau, wie sie umhürzen, weißschäumend, drängen auf der aufgerissenen Sandbank, näher tosend, brausend. Und sie sehen den Strand, mit Wäldchen besät, und dazwischen lebt es, dazwischen schreit es, dazwischen watschelt es in Scharen...

„Die Wildgänse“, sagen die Kinder. „Die Wildgänse!“

Sie haben davon gehört, sie haben es noch nie gesehen, das sind die Gänse, die zum offenen Wasser ziehen, die hier an der Küste Station machen, eine Nacht oder drei, um dann weiter zu ziehen, nach Polen oder wer weiß wohin. Vater weiß es auch nicht. Da sind sie, die großen wilden Vögel, und sie schreien, und das Meer ist da und der Wind und der Nebel, und der Leuchtturm von Arcona heult, und die Kinder stehen da mit ihrem gemauerten Tannenbaum und starren und lauschen und trinken es in sich ein...

Und plötzlich sehen sie noch etwas, und maßlos verfährt gehen sie dem Wunder näher. Abseits, zwischen den hohen Steinblöcken, steht ein Baum, eine Pflanze wie die ihre, nur viel, viel höher, und sie ist besetzt mit Lichtern, und die Lichter flackern im leichten Windzug...

„Lütten-Weihnachten“, flüstern die Kinder. „Lütten-Weihnachten für die Wildgänse!“

Immer näher kommen sie, leise gehen sie, auf den Fäden — o dieses Wunder! —, um den Fäden blieben sie. Da ist der Baum vor ihnen in all seiner Pracht und neben ihm steht ein Mann, die Büchse über die Schulter, ein roter Vollerbart...

„Ihr Schweinekerls“, sagt der Förster, als er die drei mit ihrer Pflanze sieht.

Und dann schweigt er. Und auch die Kinder sagen nichts. Sie stehen und starren. Es sind kleine Bauerngesichter, sommersprossig, selbst jetzt im Winter, mit roten Nasen und einem feinen Kinn, es sind Augen, die was in sich reinsehen.

„Immerhin“, denkt der Förster, haben sie mich auch erwischt beim Lütten-Weihnachten. Und der Vater sagt, es sind Heidenstücken. Aber was soll man machen, wenn die Gänse so schreien und der Nebel so dick ist und die Welt so eng und so weit und Weihnachten vor der Tür... Was soll man machen?“

Man soll einen Vertrag machen auf ewiges Stillschweigen, und die Kinder wissen ja nun, daß der gefährlichste Kotoch nicht so schlimm ist, wie die Leute sagen...

Ja, da stehen sie nun: ein Mann, zwei Jungen, ein Hädel. Die Kerzen flackern am Baum und ab und zu geht eine aus. Die Gänse schreien und das Meer braust und rauscht. Die Sirene heult. Da stehen sie, es ist Lütten-Weihnachten, eine Art Verabredung, sogar auf die Tiere erstreckt, man kann es feiern, wo man will, am Strande auch, und die Kinder werden es nachher in Vaters Stall feiern.

Und schließlich kann man hingehen und danach bandeln. Die Kinder sind im Hände und bringen es fertig. Tiere nicht unnötig zu quälen und ein bißchen nett zu sein. Jungfrauen ist ihnen das.

Das Ganze aber heißt Lütten-Weihnachten und ist ein verbotenes Fest. Lechter Bedmann wird es ihnen morgen schon zeigen!



Die Toten halten still

Von SIEGFRIED VON VEGESACK

Not kennt kein Gebot und verordnet immer neue Gebote. Kein Brot. Aber in Argentinien heißt man mit Weizen die Schlot. Wir sind noch nicht tot. Aber jeden Tag gibt es tausend Selbstmörder-Tote eine große Stillhalte-Aktion. Aber man hört nicht viel davon: wie Gott und Hoover will, die Toten halten still...

Dahingegen kümmern Direktoren, Aufsichtsräte und Generale, wenn sie statt zwanzig nur achtzehn Mille erhalten, lamentieren Bankierfrauen, weil es ihnen zur Reise nach St. Moritz tut, weil sie statt drei nur zwei Diensthofen halten...

Die Toten erkalten, sind höchstens noch Seele. Besser: es wäre endgültig Schluß, damit der Alldruck nicht quäle: ob man im Himmel auch stempeln muß?

Leider können Tote nichts konsumieren. Daher die Not der Schwerindustrie: Tote sind tot und kaufen nie. Man kann sie nur noch sezieren: wie Gott und Hoover will, die Toten halten still...

Dahingegen läßt man Millionen Bushel Weizen ganz einfach verheizen, um keine Preisstärze zu riskieren: Besitz ist Besitz. Und Gott? Und Hoover? Was tut er? Keep smiling, — solange der Dollar hält! Die Welt ist ein Witz. Aber kein guter.

Wenn für uns ein Baum brennt, warum nicht für Werke und Räte, die das ganze Jahr unsere Gefährten sind? In Baumgarten jedenfalls feiern die Kinder vor dem Weihnachtstfest Lütten-Weihnachten für die Tiere, und daß es ein verbotenes Fest ist, von dem der Lehrer Bedmann nichts wissen darf, erzählt seinen Neiz. Nun hat Bedmann nicht nur überhaupt einen Wadel, er kann sehr böhrig werden, wenn seine Schüler etwas tun, was sie nicht sollen, und darum ist Vaters Wink mit dem nebligen Tag eine Sicherheit, daß das Schulschwänzen heut von ihm jedenfalls nicht allzu schwer genommen werden wird.

Schule muß aber geschmängt werden, denn wo bekommt man sonst einen Weihnachtbaum her? Den muß man aus dem Staatsforst an der See oben stehen, das gehört zu Lütten-Weihnachten. Und weil man beim Stöchen erwisch werden kann, und weil der Förster Kotoch ein schlimmer Mann ist, darum muß der Tag neblig sein, sonst ist es zu gefährlich.

Wie Kotoch wirklich heißt, das wissen die Kinder nicht, aber er ist der Förster und hat einen fuchsröten Vollerbart, darum heißt er Kotoch. Von ihm reden sie, als sie alle drei etwas aufgeregt über die Feldraine der See entgegenlaufen. Schöns Alwert weiß von einem Knecht, den hat Kotoch an einen Baum gebunden und so lange mit der gestohlenen Pflanze geschlagen, bis seine Kadein mehr dran saßen. Und Frieda weiß bestimmt, daß er zwei Mädchen einen ganzen Tag lang im Feigenschauer eingesperrt hat,

kliefen, dann Pflanz, große und kleine, eine ganze Widrik, grad was sie brauchen, und dann kommen die Dünen und dann das Meer. Ja, nun beraten sie, während sie über einen Sturzader wandern; erst der Baum oder erst die See? Känger ist es, erst ans Meer, denn wenn sie mit dem Baum länger herumlaufen, kann sie Kotoch doch erwischen. Trotz des Nebels. Sind sie ohne Baum, kann er ihnen nichts sagen, trotzdem er zu fragen fertig bringt, was Friedrich in seinem Kasten hat. Also erst See, dann Baum.

Pötzlich sind sie im Wald. Erst dachten sie, es sei ein Gradstrecken hinter dem Sturzader, und dann waren sie schon zwischen den Bäumen, und die Stämme enger und eng Richtung? Ja, nun hört man doch das Meer, es donnert nicht grade, aber gestern ist Wind gewesen, es wird eine starke Dünung sein, auf die sie zu laufen.

Und nun sieht, das ist nun doch der richtige Baum, den sie brauchen. Eine Pflanze, eben gewachsen, unten breit, ein Äst wie der andere, jedes Ende getunt und oben so schlank, eine Spitze, ganz hell, in diesem Jahre getrieben. Kein Gedanke, diesen Baum stehen zu lassen, so einen finden sie nie wieder. Ach, sie sagen ihn raschlos ab, sie bekommen ein schönes Lütten-Weihnachten, das herrlichste im Dorf. Und Kotten stellen sie auch nicht aus, warum soll Kotoch grade hierher kommen, der Waldstreifen ist zwanzig Kilometer lang. Sie binden die Äste schön an den Stamm, und dann essen sie ihr Brot,



Zeichnungen von Paul Hempel

Der Einbruch in den Himmel

Die Menschheit erobert das Weltall

Von

JAMES JEANS

Professor der Universität von Cambridge

300 Millionen Jahre mag es her sein, seit das erste Leben sich auf dieser Erde regte, 300.000 Jahre sind wohl vergangen, seit die ersten Menschen unseren Planeten bevölkerten — kaum eine Sekunde, gemessen an diesen Zeiten, ist verstrichen, seit der erste Mensch ein Fernrohr auf den nächtlichen Sternenhimmel richtete. Seit diesem Abend — es war der 7. Jänner des Jahres 1610 —, an dem zum erstenmal das Wunder vollbracht wurde, das die Gestirne mit Hilfe des Fernrohrs dem Blick des Menschen nahe brachte, hat die Erforschung des Weltalls ungeheure Fortschritte gemacht. Von dem Wenigen, das wir bei diesem „Einbruch in den Himmel“ von den Geheimnissen des Sternensees abgelauscht haben, von dem unendlich Vielen, das wir heute noch kaum zu ahnen wagen, wird nun der bekannte Astronom Sir James Jeans, Professor der Universität von Cambridge, in einer Reihe von Artikeln den Lesern der „Bunten Woche“ berichten.

Planeten, wie Motten um eine Kerzenflamme

Der gefährlichste Angriff auf die orthodoxe Lehre war aber nicht von Theologen oder Philosophen gemacht worden, sondern von dem Astronomen Nikolaus Kopernikus (1443—1543). In seinem großen Werk „De revolutionibus orbium coelestium“ hatte Kopernikus gezeigt, daß die Bahnen der Planeten am Himmel ganz einfach durch die Annahme erklärt werden konnten, daß die Erde und die Planeten sich um eine feste Zentralsonne bewegten. In den 66 Jahren, die nach dem Erscheinen dieses Buches verfloßen waren, waren diese Theorien heiß umstritten worden, aber sie waren immer noch nicht bewiesen oder widerlegt.

Galilei hatte bereits entdeckt, daß sein neues Fernrohr ein Mittel bot, auf astronomische Theorien die Probe zu machen. Sobald er es auf die Milchstraße richtete, lösten sich eine ganze Menge Legenden und Fabeln über ihre Natur und ihren Bau in blauen Dunst auf. Die Milchstraße erwies sich als weiter nichts als ein Schwarm schwacher Sterne, die wie Goldstaub auf dem schwarzen Hintergrund des Himmels verstreut waren. Ein weiterer Blick durch das Fernrohr hatte die wahre Natur des Mondes enthüllt. Es waren auf ihm Berge vorhanden, die Schatten warfen, und es zeigte sich, daß er, wie Giordano Bruno behauptet hatte, eine Welt war wie unsere eigene. Was nun, wenn man mit dem Fernrohr irgendwo eine Entscheidung herbeiführen konnte zwischen der orthodoxen Lehre, daß die Erde den Mittelpunkt des Weltalls bildete, und der neuen Lehre, daß die Erde nur einer unter einer Anzahl Himmelskörper war, die alle um die Sonne kreisten wie Motten um eine Kerzenflamme?

Und nun fängt Galilei den Planeten Jupiter im Gesichtsfeld seines Fernrohrs ein und sieht vier kleine um die große Masse des Planeten — wie Motten um eine Kerzenflamme — kreisende Himmelskörper. Was er sieht, ist eine genaue Kopie des Sonnensystems, wie es Kopernikus sich vorgestellt hatte. Am 30. Jänner schreibt Galilei an Velsarrio Binta, daß diese kleinen Körper sich um die weit größere Masse des Jupiter bewegen, „genau wie sich Venus und Merkur und vielleicht die anderen Planeten um die Sonne bewegen“.

Diese Entdeckungen Galileis machten es klar, daß Aristoteles, Ptolemäus und die Mehrzahl jener, die über diese Dinge in den letzten 2000 Jahren nachgedacht hatten, gänzlich und hoffnungslos in die Irre gegangen waren. Bei der Abschätzung seiner Stellung im Weltall war der Mensch bis jetzt hauptsächlich von seinen eigenen Wünschen und seiner Eitelkeit geleitet worden. Da er sich lange von grenzenlosen Hoffnungen genährt hatte, hatte er die einfachere Kost verachtet, die ihm geduldig wissenschaftliches Denken darbot. Unerbittliche Tatsachen entthronten ihn nun von der Stellung im Mittelpunkt des Weltalls, die er sich selbst angewöhnt hatte. Von nun an mußte er sich mit der niedrigeren Stellung des Bewohners eines Staubkörpers abfinden und auch seine Ansichten über die Bedeutung des Menschenlebens ändern.

Die Wahrheit bricht sich Bahn

Diese Anpassung geschah nicht sofort. Die menschliche, durch die Autorität der Kirche verstärkte Eitelkeit machte allen jenen, die die Aufmerksamkeit auf die unbedeutende Stellung der Erde im Weltganzen hinzuwenden wagten, den Weg schwer. Galilei wurde gezwungen, seine Überzeugung abzuschwören. Bis ins 18. Jahrhundert hinein lehrte die alte Universität in Paris, daß die Bewegung der Erde um die Sonne eine bequeme, aber falsche Annahme sei. Aber die Menschen konnten ihre Köpfe nicht für immer in den Sand stecken, und die durch Galileis Beobachtungen vom 7. Jänner 1610 herbeigeführte Revolution des Denkens erwies sich als die unwälzendste in der Geschichte des Menschengeschlechtes. Von nun an sollte das Dasein des Menschen selbst in einem neuen Licht erscheinen, und Menschenziele und Menschenstreben mußten von einem verschiedenen Standpunkt aus beurteilt werden.

Wir können ruhig zugeben, daß die Wissenschaft jetzt noch nicht hoffen kann, etwas Endgültiges über die Fragen der menschlichen Existenz und des menschlichen Schicksals auszusagen, aber das ist keine Rechtfertigung dafür, daß man sich nicht mit dem Besten, das sie zu bieten hat, befassen macht. Die Wissenschaft kann überhaupt selten ein endgültiges „Ja“ oder „Nein“ auf eine ihr vorgelegte Frage erteilen. Die Fortschritte der Wissenschaft bestehen eher darin, daß sie immer näher an die Wahrheit herankommt. Auf die Frage: „Wo steht der Mensch im Weltall?“ wurde, jedenfalls in neuerer Zeit, der erste Versuch einer Antwort von der Philosophie des Ptolemäus gemacht. Diese Antwort hieß: „Im Mittelpunkt.“ Galileis Fernrohr lieferte die nächste, und unvergleichlich bessere Annäherung an die Wahrheit: „Die Wohnung des Menschen im Raum ist nur einer der kleinen, sich um eine große Zentralsonne drehenden Himmelskörper.“ Die Astronomie des 19. Jahrhunderts ließ das Pendel noch weiter in derselben Richtung schwingen, indem sie sagte: „Am Himmel sind Millionen Sterne, von denen jeder unserer Sonne ähnelt und jeder zweifellos wie unsere Sonne von einer Schar Planeten umgeben ist, auf denen sich durch das von ihrer Sonne empfangene Licht und die von ihrer Sonne gesendete Wärme Leben erhalten kann.“ Die Astronomie des 20. Jahrhunderts legt die Annahme nahe, daß das 19. Jahrhundert das Pendel zu weit hatte schwingen lassen. Das Leben scheint uns jetzt seltener zu sein, als unsere Väter dachten.

Wir wollen jene Annäherung an die Wahrheit erklären, die die Astronomie des 20. Jahrhunderts liefert. Zweifellos haben wir auch jetzt noch nicht die endgültige Wahrheit erkannt, aber wenn wir uns nicht sehr irren, sind wir der Wahrheit viel näher als die Lehre der Astronomie des 19. Jahrhunderts. Nicht etwa deshalb, weil der Astronom des 20. Jahrhunderts sich anmaßt, besser raten zu können als seine Vorgänger im 19. Jahrhundert, sondern weil er unvergleichlich mehr Tatsachen zu seiner Verfügung hat. Das Raten ist in der Wissenschaft aus der Mode gekommen, es war höchstens ein armseliger Ersatz für Wissen, und die moderne Wissenschaft, die das Raten streng meidet, beschränkt sich, außer bei sehr seltenen Gelegenheiten, auf gesicherte Tatsachen und die Schlüsse, die, soweit man sehen kann, unzweifelhaft aus ihnen folgen.

300 Millionen Jahre Leben ...

Wir dürfen freilich nie vergessen, daß diese moderne Wissenschaft kaum ihre ersten tappenden Gehversuche hinter sich hat. Am Maßstab des Weltgeschehens gemessen, ist sie kaum einen Augenblick alt, eine Unendlichkeit liegt noch vor ihr.

Es ist nicht leicht, die seit der Entstehung des Lebens auf der Erde verstrichene Zeit zu schätzen, aber sie kann kaum mehr als ein kleiner Bruchteil der ganzen 2000 Millionen Jahre gewesen sein, die die Erde existiert. Und doch war wahrscheinlich wenigstens von 300 Millionen Jahren schon Leben auf der Erde. Das erste Leben scheint im Wasser entstanden zu sein, aber allmählich entstanden aus Fischen Kriechtiere, aus Kriechtieren Säugetiere, und schließlich ging aus den Säugetieren der Mensch hervor. Alles deutet darauf hin, daß der Eintritt dieses letzteren Ereignisses etwa vor 300.000 Jahren erfolgt ist. Leben gibt es auf der Erde also erst seit einem Bruchteil ihrer gesamten Existenzzeit, und nur einen winzigen Bruchteil dieses Bruchteils nimmt das Dasein des Menschen ein.

Die meisten der 10.000 oder mehr Menschengenerationen, die uns mit unseren auffälligen Urahren verbinden, müssen ein Leben geführt haben, das sich nicht sehr von dem ihrer tierischen Vorfahren unterschied. Jagd, Fischfang und Kriegsführung füllten ihr Leben aus und ließen ihnen nur wenig Zeit oder Gelegenheit für geistige Vertiefung. Schließlich begann dann der Mensch aus seinem langen geistigen Schlaf aufzuwachen und empfand beim langsamen

Heraufdämmern der Zivilisation das Bedürfnis nach anderen Beschäftigungen als der bloßen Ernährung und Bekleidung seines Körpers. Er begann in der Anmut der menschlichen Form oder in dem Spiel des Lichtes auf der tausendfältig lächelnden See Offenbarungen grenzenloser Schönheit zu entdecken, die er in sorgfältig gemeißeltem Marmor oder in auserlesenen Worten dauernd zu erhalten suchte. Er begann mit Metallen und Kräutern, mit den Wirkungen von Feuer und Wasser Versuche anzustellen. Er fing an, die Bewegungen der Himmelskörper zu bemerken, und suchte sie zu verstehen, und jenen, die die Schrift am Himmel lesen konnten, lieferte das nächtliche Aufgehen und Niedergehen der Sterne und Planeten den Beweis, daß außerhalb der Grenzen der Erde eine unbekannte, nach einem weit größeren Maßstab gebaute Welt lag.

... 300 Jahre Astronomie

So kamen die Künste und Wissenschaften auf die Erde, unter ihnen die Astronomie. Den Zeitpunkt können wir nicht genau bestimmen, aber wenn man sie mit dem Alter des Menschengeschlechtes vergleicht, so sind sie erst von gestern, während ihr Alter im Vergleich mit dem ganzen Erdalter nur ein Augenblick ist.

Die wissenschaftliche Astronomie, zum Unterschied von der bloßen Sternenguckeri, kann höchstens auf ein Alter von 3000 Jahren zurückblicken. So lange ist es nicht einmal her, seit Pythagoras erklärte, daß die Erde sich um eine feststehende Sonne bewegte. Doch die wirklich bezeichnende Ziffer ist nicht so sehr die Zeit, seit die Menschen Mutmaßungen über den Bau des Weltalls anstellten, als die Zeit, seit der sie dessen wahren Bau mit Hilfe gesicherter Tatsachen zu enträtseln begannen. Die wichtige Zeitlänge ist jene, die seit jenem Abend im Jahre 1610 verfloßen ist, als Galilei zum erstenmal sein Fernrohr auf den Jupiter richtete — bloß drei kleine Jahrhunderte.

Die wahre Bedeutung dieser in runden Zahlen ausgedrückten Schätzungen beginnen wir zu erfassen, wenn wir sie in tabellarischer Form wiedergeben. Wir erhalten dann als

	etwa Jahre
Alter der Erde	2.000.000.000
Alter des Lebens auf der Erde	300.000.000
Alter des Menschen	300.000
Alter der astronomischen Wissenschaft	3.000
Alter der astronomischen Forschung mit Hilfe des Fernrohrs	300

Wenn die verschiedenen Ziffern in dieser Form dargeboten werden, sehen wir, was für junge Erscheinung die Astronomie ist. Ihr Gesamtalter ist nur ein hundertster Teil des Alters des Menschen, nur ein hunderttausendster Teil der Zeit, seit der Leben auf der Erde existiert. Während 9.999 Teilen von den 100.000 seiner Existenz richtete das Leben auf der Erde kaum seinen Blick über die Erde hinaus. Aber während die Vergangenheit der Astronomie nach der menschlichen Zeittafel gemessen werden muß, etwa hundert Generationen Menschen, so spricht alles dafür, daß ihre Zukunft nach der astronomischen Zeittafel gemessen werden wird. Da die Erde bereits 2000 Millionen Jahre existiert hat, so kann man mit gutem Grund annehmen, daß sie mindestens noch einen Teil der noch vor uns liegenden 2000 Millionen Jahre existieren wird, und mit ihr die Menschheit und die Astronomie. Wir haben sogar Gründe, die uns erwarten lassen, daß sie noch weit länger aushalten wird. So leuchtet es ein, daß die Astronomie erst ganz am Anfang ihres Daseins steht. Darum kann die Kunde, die sie uns gibt, keinen Anspruch auf Endgültigkeit machen — wir geben nicht so sehr die Überzeugungen eines reifen Mannes wieder als die ersten Eindrücke eines neugeborenen Kindes, das gerade die Augen öffnet. Aber trotzdem sind diese besser als die mühsigen beschaulichen Träumereien, denen es einer ein gibt, der nicht gelernt hat, um sich und von sich weg zu sehen.

Am Abend des 7. Jänner 1610, eines für das Menschengeschlecht höchbedeutenden Tages, sah Galileo Galilei, Professor der Mathematik an der Universität Padua, vor einem mit eigener Hand verfertigten Fernrohr.

Mehr als drei Jahrhunderte früher hatte Roger Bacon, der Erfinder der Brille, erklärt, wie man ein Fernrohr verfertigen könne, „das uns die Sterne nach Belieben nahe brächte“. Er hatte gezeigt, wie man eine Linse so formen könnte, daß sie alle, von einem fernen Gegenstand auf sie fallenden Lichtstrahlen sammelt. Solch ein Instrument würde die Kraft des menschlichen Auges vermehren, wie ein Hörrohr die Hörfraft des menschlichen Ohres vergrößert.

Aber erst 1608 wurde das erste Fernrohr von Lippersheyem, einem holländischen Brillenmacher, konstruiert. Sobald Galilei von diesem Instrument hörte, bemühte er sich, die Grundzüge seiner Konstruktion zu entdecken, und hatte bald selbst ein Fernrohr angefertigt, das weit besser war als das Original. Sein Instrument hatte in Italien keine geringe Aufregung hervorgerufen. Aber die Möglichkeiten dieser Erfindung waren so außergewöhnliche Geschichten verbreitet worden, daß Galilei nach Venedig gerufen wurde, um sie dem Dogen und dem Senat zu zeigen. Die Bürger von Venedig hatten dann gesehen, wie die ältesten Senatoren die höchsten Kirchtürme hinaufkletterten, um durch das Fernrohr nach Schiffen zu spähen, die so weit draußen auf dem Meere waren, daß man sie nur mit Hilfe des neuen Instruments sehen konnte. Das Fernrohr ließ etwa hundertmal soviel Licht zu wie das unbewaffnete menschliche Auge und zeigte nach Galilei einen Gegenstand auf fünfzig Meilen so klar, als wäre er nur fünf Meilen entfernt.

Vom ersten Fernrohr zum Riesenteleskop

Man braucht vielleicht kaum zu sagen, daß das im Vergleich mit der Reichweite moderner Instrumente ganz unbedeutend ist. Das Fernrohr vom Mount Wilson in Kalifornien, dessen Öffnung 25 Meter Durchmesser hat, das größte, das gegenwärtig existiert, läßt 2500mal soviel Licht ein wie Galileis winziges Instrument, und daher 250.000mal soviel Licht wie das unbewaffnete Auge. Es besteht die Hoffnung, daß in Kalifornien bald ein Fernrohr von 5 Meter Öffnung gebaut werden wird. Dieses wird viermal soviel Licht einlassen wie das Instrument mit 25 Meter Durchmesser oder etwa eine Million mal soviel Licht wie das unbewaffnete Auge.

Dieses neue Instrument hatte Galileis Interesse so vollständig in Anspruch genommen, daß es aus seinem Geiste fast ein Problem verdrängt hatte, über das er einstmalig viel nachgedacht hatte. Mehr als 2000 Jahre früher, hatten die griechischen Philosophen Pythagoras und Philolaos gelehrt, daß die Erde nicht im Raum feststeht, sondern sich alle 24 Stunden um ihre Achse dreht und so den Wechsel von Tag und Nacht hervorruft. Aristarchus von Samos, vielleicht der größte aller griechischen Mathematiker, hatte weiter behauptet, daß die Erde sich nicht nur um ihre Achse drehte, sondern auch eine jährliche Reise um die Sonne machte, und daß das die Ursache des Wechsels der Jahreszeiten wäre.

Dann waren diese Lehren in Ungnade gefallen. Aristoteles hatte sich gegen sie erklärt und behauptet, daß die Erde im Weltensystem einen festen Mittelpunkt bildete. Später hatte Ptolemäus die Bahnen der Planeten am Himmel durch ein kompliziertes System erklärt. Die Planeten bewegten sich nach ihm kreisförmig um bewegliche Punkte, die sich wiederum in Kreisen um eine unbewegliche Erde drehten. Die Kirche hat diesen Lehren ihre Billigung und aktive Unterstützung gegeben. Es ist in der Tat schwer zu sehen, was sie sonst hätte tun können, denn die Annahme, daß das große Drama des Falles und der Erlösung des Menschen, an dem der Sohn Gottes selbst teilgenommen hatte, sich auf einer geringeren Bühne als dem Mittelpunkt des Weltalls abspielte haben könnte, erschien fast gotteslästerlich.

Wenn ich Carnegies Geld hätte . . .

Wunschträume — als Antwort auf eine Rundfrage der „Bunten Woche“

Es gibt wahrscheinlich keinen Menschen, der nicht schon einmal in stillen Stunden den Wachtraum unermeßlichen Reichtums geträumt hat. Millionen Menschen in dieser Welt, die dem Profit untertan sind, kennen den Hunger, die Not, die würgende Sorge des Alltags aus furchtbarer Nähe — Reichtum ist für sie ein nebelhaft ferner Begriff, eher dem Märchenreich als der Wirklichkeit zugehörig. Zuweilen aber spielt ihre Phantasie mit dem Traumbild unbegrenzten Reichtums und in diesen Augenblicken entsteht manchmal die Fata Morgana eines neuen, beschwingten, persönlichen Lebens oder einer neuen, besseren Welt. Solchen Wachträumen von Männern des Geistes und der Tat Gestalt zu leihen, haben wir durch eine Rundfrage: „Was täten Sie, wenn Sie Carnegies Geld hätten?“ versucht. Wir baten sie, in einer Stunde der Besinnung ihre Zukunftsträume, die Forderungen ihres Gewissens an eine Zukunftswelt, auszusprechen. Dies war der Sinn unserer Rundfrage — hier sind die Antworten:

Albert Einstein:

„Das Geld verführt unwiderstehlich zum Mißbrauch . . .“

Ich bin sehr davon durchdrungen, daß keine Reichtümer der Welt die Menschheit weiterbringen können, auch nicht in der Hand eines dem Ziele nach so ergebener Menschen. Nur das Beispiel großer und reiner Persönlichkeiten kann zu edlen Auffassungen und Taten führen. Das Geld zieht nur den Eigennutz an und verführt stets unwiderstehlich zum Mißbrauch.

Kann sich jemand Moses, Jesus oder Gandhi bewaffnen mit Carnegies Geld? Vorstellen?

A. Einstein

Heinrich Mann:

„Das nächste Ziel: ein deutsch-französischer Bundesstaat . . .“

Mit dem Geld eines Milliarden könnte man zweifellos viel Gutes erreichen, zum Beispiel Arbeitsbeschaffung, wichtiger: die Beschaffung von Essen und Wohnung für einen Teil derer, die es nicht haben. Aber eine gründliche Hilfe wäre das nicht, denn es wäre keine grundsätzliche Änderung der bestehenden Anordnung. Sie erstreckt sich auf die Wirtschaft und auf das europäische Staatsgefüge. Dieses ist so wenig haltbar wie die Wirtschaft, unter der wir leiden. Die geschlossenen Nationalstaaten sind sogar der Hauptgrund unserer unerbittlichen Zustände. Ich habe das Verständnis zum Internationalen abgelegt und wünsche, daß möglichst viele einzelne es mit mir tun, so lange, bis auch die großen Parteien sich dazu entschließen. Das nächste Ziel ist ein deutsch-französischer Bundesstaat — dieselbe Utopie die einst der deutsche Bundesstaat war. Das Germanische und Slavische ist immer kurz vor seiner Verwirklichung noch utopisch. Abzulegen frage ich nicht, wieviel Geld meine Utopie kosten würde. Ich weiß nur: sie ist die notwendigste Wirtschaft. Denn sie ist die einzig mögliche Rettung dieses Schicksals und seiner Menschen.

Heinrich Mann

Stadtrat Prof. Jul. Tandler:

„... ich baue die Stadt der Besten“

Sie fragen mich, was ich täte, wenn ich Carnegies Geld hätte und fragen mich weiter, wie ich es für Wien verwenden würde.

Ja, wenn ich Carnegies Geld hätte, dann würde ich wenigstens, wieviel Geld ich hätte. Ich habe es aber leider nicht, sonst würden Sie mich ja nicht gefragt haben. Ich weiß auch nicht einmal, wieviel Geld Carnegie hatte, so daß mir nichts übrig bleibt, als großzügig anzunehmen. Carnegie hatte tausend Millionen Dollar. Die gehören nun mir und ich soll darüber verfügen. Ich will auch annehmen, daß ich jung genug wäre, um die Titonenarbeit auf mich zu nehmen, dieses Geld vernünftig auszugeben — aber wenigstens die Ausgaben zu beginnen, die sich ja über viele Jahre erstrecken müßten. Und noch eine kleine Annahme möchte ich machen: Ich möchte annehmen, daß die Menschen unserer Stadt wirklich vernünftig wären. Sie sehen, jetzt kommt die Utopie, denn wären alle Menschen vernünftig, dann wäre Ihre Frage an mich unmöglich, denn dann hätte Carnegie niemals tausend Millionen Dollar besitzen können, ich hätte sie nicht bekommen können und brauchte mich daher auch nicht anzustrengen. Ihnen mitzuteilen, wie ich sie verwenden würde. Aber nehmen wir an, daß alle Voraussetzungen zutreffen.

Ein kurzer Blick auf Sigmund und Gefüge der heute lebenden Generation belehrt mich, daß sie zur richtigen Verwendung dieses Geldes noch lange nicht reif ist. Ich muß also bei der nächsten ansetzen. Ich muß jene Eltern assistieren, die geeignet sind, eine nächste Generation zu zeugen, die tauglicher wäre — also, Studium der Familiengeschichte, Auswachen der Tauglichen und Tauglichsten, deren Kinder zur Durchführung meines Planes geeignet sind. Gründung einer eigenen, neuen Stadt am Rande des alten Wien, in der die geeigneten Eltern mit den geeigneten und noch zu zeugenden Kindern leben können. Die Kinder leben zusammen mit ihren Eltern und ausgewählten Disziplinär unter vernünftiger

Pflege und Erziehung in der neuen, wunderschönen Stadt. Dort sind nicht nur geeignete Häuser mit schönen Gärten, sondern auch wunderschöne Kindergärten und prächtige Schulen. Die besten Kindergärtnerinnen und die besten Lehrer werden zusammengesucht, dort angesiedelt, auf daß sie die neue Generation heranbilden. Die Zeit denke ich und baue eine neue Hochschule. Welche auf Welle der neuen Generation gelangt an die Kindergärten, durch sie in die Schulen und schließlich an die Hochschule. Professoren ganz besonderer Art wählen dort die junge Menschheit unterrichten und bilden, im Zeichen wahrer Heiligkeit und wirklicher Menschenliebe. So läge ein Stadterleiser junger Menschen zustande, die, unter den besten Voraussetzungen geboren, unter den günstigsten Bedingungen herangewachsen, von den besten Lehrern ausgebildet, nun ihre apostolische Sendung übernehmen müßten, als Lehrer, als Erzieher, als Fürsorge in unserer Stadt zu wirken. Für ihre materielle Unabhängigkeit sorgt der Fonds. Sie übernehmen die Verpflichtung, sich als Helfer dem Leidenden zur Verfügung zu stellen, für das Recht der Unterdrückten einzutreten, Krankheit und Not der Mitleidigen und Beladenen zu bekämpfen.

In Wien selbst aber sollen in der Zwischenzeit aus den Mitteln des Fonds, gleichsam als auffällige Aufmerksamkeiten der geläuterten Menschheit, alle jene Institutionen geschaffen und ausgebaut werden, die notwendig sind zur Befundung des Körpers und des Geistes.

Auch da soll bei den Kindern begonnen werden. Noch mehr und noch schönere Kindergärten, Spielplätze, Planspähder, als augenblicklich in unserer Stadt sind, sollen aus dem Fonds errichtet werden. Spitäler, Krankenheime für die Kranken, Erholungsheime für die Gesunden, Grünflächen für die Besunden. Sie alle sollten unter die Leitung jener kommen, die in der Stadt der neuen Generation geboren, aufgezogen und ausgebildet wurden. Die Volkshilfe und die Volkserziehung müßte auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden. Neue, große Bibliotheken, Unterrichtsanstalten für jedermann, Schulen der verschiedensten Art für Jung und Alt müßten entstehen, auf daß jeder in die Reichhaltigkeit wahren Wissens gelangen könne.

Gleichzeitig aber soll in unserer Stadt die Kunst zu neuer Höhe gelangen. Die besten Architekten und die hervorragendsten Künstler der Welt sollen sich bei uns bethätigen können. Man hat Kommissionen, die das Kunstgeschaffene begutachten, zum Kauf empfehlen, Werke der Kunst zur öffentlichen und privaten Ausstellung zu versetzen und doch nichts anderes sind, als die Bekanntheit für jene, die nicht müde genug sind, die Verantwortung für das zu tragen, was sie auf dem Gebiet der Kunst geschaffen haben. Ich würde eine eigene Kommission einsetzen, die die alten und überflüssigen Bilder aus den Museen und Sammlungen entfernen und sie den verschiedenen Verwaltungen aller Kategorien überantworten sollte, mit dem Verbot, sie jemals wieder öffentlich auszustellen. Ich würde eine eigene Kommission einsetzen, die die geschmacklossten, längst überlebten Monumente unserer Stadt zusammenkaufen und auf einem großen Monumentenfriedhof zusammenstellen sollte, der fern von der Stadt zur ewigen Warnung zukünftiger Geschlechter errichtet werden müßte. Dann wäre Platz für die großen Werke neuer Bildhauerei, neuer Malerei. So ein bißchen auslehnendes Bombastentum läte und schon not. Die Architekten müßten aber nicht nur Neues bauen, sondern müßten vorher Alles umlegen, und auch dazu gehört ein schlechtes Altes zu beseitigen ist schwieriger, als neues Schönes zu erzeugen. Witten oder in die Straßen unserer Stadt, wo sich der Verkehr abwickelt, sollten die großen Denkmäler gesetzt werden, die anzuweilen zu neuen, großen Taten des Friedens, der Menschenliebe, der Wissenschaft. Die Felder aber des Nordens und des Westens, sie müßten auch in den Denkmälern verschwinden und ausgelöscht werden. Den Kriegerden, die bei uns geliebt und gelitten und nahezu ausnahmslos schuldig begeben wurden, würde ich einen großen Tempel errichten, nicht, damit ihre wieslichen ober angebüchten Gebeine dortinnen zur Ruhe kommen, sondern damit dort alljährlich für das ganze Volk unserer Stadt die unerschütterlichen Meisterwerke erdänen. Neue Theater sollten errichtet werden, damit in ihnen die größten Dichter aller Zeiten vor dem Volk zu Wort kämen.

Und schließlich baue ich eine Journalistenschule, in der die Geschichtswissenschaften und Künste unterrichtet werden, wie man das Volk aufklärt, wie man ihm die Wahrheit nicht zubringt, sondern begehrenswert und schmackhaft macht. Die Journa-

listen selbst aber, die aus dieser Schule hervorgehen, sie wären ihr Leben lang versorgt aus dem Fonds. Ich würde sie in einem modernen Pantheon speisen — unter einer Bedingung: daß sie die Wahrheit schreiben!

Die Utopie hat ihren Gipfelpunkt erreicht. Die tausend Millionen Dollar, die ich nicht gehabt habe, sind weg. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als arbeiten und wieder arbeiten — ohne Utopie im Sinn, aber mit der Liebe zu unserem Volk, zu unserer Stadt im Herzen.

J. Tandler

Robert Kronfeld:

„... ich möcht' 48 Stunden schlafen“

Ich nehme also an, daß ich mich auf die „Bunte Woche“ verlassen kann und demnach ein Geldbriefträger bei mir eintrifft, der fünf meiner Briefe einen Lastwagen mitführt, aus dem er 50 Millionen abläßt.

Was ich also dann tun würde? Der erste Schritt ist mir klar: ich würde mich 48 Stunden ausschlafen, würde dann meinen Koffer packen, meine verhassten Skier vom Dachboden holen und irgendwohin in die Berge meiner österreichischen Heimat fahren. Das wird vielleicht manche Leute enttäuschen, die von mir in diesem Fall einen besonderen Höhen- oder Stredenrekorde erwarten oder einen Weltrekord über 5555 Kilometer Strecke. Aber mein absonderliches Verhalten ist leichter zu verstehen, wenn man bedenkt, daß bisher der Geldbriefträger noch nie bei mir eingetroffen ist. Ganz im Gegenteil. Meine Laufbahn begann sogar damit, daß ich mein liebes Hausboot verkaufen mußte, um überhaupt die Segelfliegerei erlernen zu können. Und zum Schluß mußte ich in der Segelfliegerschule fliegen, obwohl sie mich fürchte, inwiefern sie irgend konnte, noch meinen Photoapparat verkaufen, um die letzten Tage bis zur Prüfung bleiben zu können. Damit war aber auch mein letztes Schicksal besiegelt, das ich nach einem alten Fliegerbrauch so ausdrücken läßt: „Der Vater war ein so anständiger Mensch, und doch wurde der Sohn Flieger.“

Um sich als Segelflieger „über Wasser halten“ zu können, das heißt um überhaupt leben zu können, um die neuen teuren Maschinen anschaffen zu können, um wissenschaftliche Studien zu betreiben und die Frage zu bearbeiten, wie jeder-mann fliegen könnte, muß man arbeiten, arbeiten und wieder arbeiten. Ich bin seit 1927 Segelflieger und habe selber Tag und Nacht gearbeitet und seinen freien Tag oder gar Urlaub gewidmet wie andere Biertrinker. Und wenn ich meinte: jetzt geht die Sache endlich gut, dann fiel ich prompt mit irgendeiner Maschine, die ich mit viel Mühe und Unterstützung in jahrelanger Arbeit erbaute oder erbaute ließ, in wenigen Sekunden vom Himmel. Wenn ich mir dann Erde, Sand und Gras aus den Augen gewischt hätte, sah ich statt einer stolzen Maschine einen mehr oder weniger großen Trümmerhaufen vor mir, und konnte wieder von vorn anfangen.

Und jetzt werden Sie vielleicht begreifen, warum ich mich mit dem Geld Carnegies erst mal 48 Stunden ausschlafen und dann acht Tage unter die vor-tüchlichen „Brettlhäuser“ gehen möchte.

Dann aber würde ich wieder zu arbeiten anfangen, schon deswegen, weil ich es so gewohnt bin. Ich würde eine große Segelfliegerschule in Österreich errichten. Vielleicht würden es auch drei werden, und zwar eine in der Nähe von Salzburg, eine bei Salzburg und eine „alpine Segelfliegerschule“ in der Nähe von Innsbruck. Dort würde ich dann mit meinen Lehren der Jugend Österreichs das Wunderbare des motorlosen Fluges zeigen. Auch meine vielen ausländischen Freunde würden sicher kommen, um in unseren herrlichen Alpen Segelflug zu lernen, so wie man heute von Paris, London, Berlin und Rom nach dem Arberg kommt, um die Kletter-schule im Skilaufen zu lernen.

Wenn dann diese Schulen gut im Gange sind, würde ich die beste meiner „Segelflitter“ hinter eine Motormaschine hängen und mich nach Indien schleppen lassen. (Dieser Plan kann nämlich entgegen allen Zeitungsberichten nicht zustande, weil ich nicht das Geld Carnegies habe, und die, die es haben, es nicht verlieren.) Dort gibt es mehr zu tun, als nur Kaviar zu essen. Es gibt dort den großen Tropendoggen ihr Geheimnis abzuschlecken, wie sie tagelang ohne Nahrung fliegen. Es ist fast sicher, daß man auch allerlei Rätsel der meteorologischen Wissenschaft dabei lösen könnte.

Und dann würden wir eine Maschine konstruieren, die größer und leichter, wendiger und dabei doch fester wäre als meine „Austria“ und meine „Blen“. Eine Maschine, an der mir schon lange träumen und die es wahrscheinlich möglich macht, bei jedem Wetter in jeder Richtung über Land zu fliegen, wie es heute nur Motorflugzeuge tun.

So würde ein Flugwissenschaftliches Institut mit Flieger-schulen, die ihm angegliedert sind, entstehen, so wie es das heute nur auf der Höhe gibt. Es würde so gehen wie im Skilauf, über den man erst lacht und der sich dann so einbürgert, daß er heute in den Alpen Befehlsmitel geworden ist. Und so wie die Bauernbuben heute auf ihren Brettern in die Schule laufen, so würden sie von der Höhe des österreichischen Hofes hinuntersteigen und mitten auf dem Schulhof landen.

O ja, es läßt sich schon so allseithin anfangen mit dem nötigen „Meingeld“! Ich glaube, daß ich mich dabei nicht nur auf den Segelflug beschränken würde. Denn auch im Motorflug gibt es allerlei zu leisten, wovon sich heute noch niemand etwas träumen läßt. Ich könnte dann vielleicht auch die Versuche fortsetzen, die ich auf dem Gebiet in letzter Zeit in aller Stille machte. Da gelang es, ein Flugzeug zu starten, nachdem es nur 3 Meter Anlauf genommen hatte und es in nicht ganz 4 Sekunden auf 100 Meter Höhe zu bringen. Ich hätte auch höher und weiter fliegen können, wenn nicht dann das Geld für die Versuche ausgegangen wäre.

Aber abgesehen von allen diesen Plänen würde ich sicherlich in Österreich irgendwo — sagen wir auf dem Semmering — einen großen fliegerischen Wettbewerb ausrichten. In der Zwischenzeit hätten wir alle die alpine Segelfliegerei gelernt und geliebt und wären darin gewiß so tüchtig, wie es die österreichischen Fußballer und die Skiläufer, Eisläufer und Bergsteiger sind. Dann möchten wir in einem großen internationalen Segelflug-wettbewerb, in dem nicht mehr nur ich allein die Farben Österreichs vertritt, der ganzen Welt zeigen, daß wir genau so viel und mehr können als manche anderen, und daß das einzige, was uns dazu fehlt, nichts ist als das Geld Carnegies.

Robert Kronfeld

Hans Tietze:

„... Wien soll eine Schweiz der geistigen Welt werden“

Das wäre ein wahrhaftes Weihnachtswunder, wenn man wirklich für eine Stunde dem Druck des Geistes entfliehen dürfte, der jedes nicht der Linderung unmittelbarer Not dienende Tun zu unerläuterter Flucht und jede Eingabe an andere Gedankenkreise zu zeitweiligem Lenz macht; wenn man ein heimliches Wiedererleben mit Ideen begehen könnte, die als Pläne und Träume einst aus der eigenen Betätigung aufsteigen durften. Jeder, der sich einer großen Aufgabe einmal hingewidmet hat, kennt diesen Zustand zwischen Wahrheit und Dichtung, wo sich Erlebtes in Verdrängtes verschiebt und zur Unterlage weiteren Bauens wird, bis zuletzt ein organisch Gewachsenes in fähiger Vollkommenheit dasteht — dem nichts fehlt als die Wirklichkeit.

Als es nach dem Zusammenbruch des alten Österreich die Aufgabe Wiens neu zu ermitteln galt, schien mir die Art seiner Erbschaft für diese Rolle mitbestimmend zu sein. Hier hatte sich aus historischen Gründen ein unvergleichlicher Reichtum kostbarer Kulturwerte angehäuft, der schlecht geordnet und unausgewertet nur der Erweckung bedurfte; hier lebte, aus den geheimnisvollen Tiefen wälderlicher Veranlagung gespeist, eine unerschöpfliche Begabung zu künstlerischer Arbeit, der die Einseitigkeit zu überwinden; hier bestand in einer von aller Welt anerkannten und durch Generationen nicht eingeholenden Überlegenheit ein Kapital, das fruchtbar gemacht werden mußte.

Daß Wiens Lebenskraft nicht erschöpft ist, hat seine Nachkriegsgeschichte erwiesen. Wien hat sich sogleich tapfer seiner neuen Lage anzupassen begonnen und ein von aller Welt anerkanntes Aufbauwert errichtet; könnte dieses als soziale Leistung nicht genug zu preisende Wert nicht auch zu einer baulichen Erneuerung der Stadt werden? Man denke, eine Gelegenheit wie nicht wieder: ein einziger Bauherr, dem alle Mittel zur Enteignung von Grundbesitz

zur Anlage neuer Verkehrswege, zur Verwertung aller technischen Fortschritte zur Verfügung ständen; der nicht da und dort, wo Not und Zufall es fordern, sondern nach einem großen Plan baute; der eine Stadt schuf, die alle Bequemlichkeiten der Großstadt mit aller Natürlichkeit des Landlebens verband. Und der alle Kräfte organisierte, künftigen Dasein eines ganzen Volkes, nicht einer einzigen Schicht durch Reichtum oder Abkunft ausgezeichnet, Rahmen und Form zu prägen!

Dabei muß allerdings diese Stadt, die ganz neu werden soll, auch alt bleiben, weil ihre Vergangenheit ein Besitz ist, den nicht ersetzen kann. Ihre musikalische und künstlerische Tradition müßte sorgsam gepflegt, ihre wissenschaftlichen Einrichtungen gestärkt, ihre großen Sammlungen ausgebaut werden — all das, was die ganze Welt wirklich von ihr kennt und schätzt —, um einem von modernen Ideen und modernen Aufgaben erfüllten Volk ihren Stoff und ihre Hilfe zu bieten. In der Verbindung von Tradition und Lebendigkeit ist die Eigenartlichkeit Wiens gelegen; sie ermöglicht ihm, einen vermittelnden Platz zwischen den Kulturen für sich zu fordern.

Wenn Wien so eine Art Schweiz der geistigen Welt würde, könnte es durch sein Beispiel drei große Lehren verkünden: daß die Erneuerung des Daseins, die wir brauchen und fordern, möglich ist, ohne die Werte der Vergangenheit zu zerstören; daß die moderne Form großstädtischen Lebens ihre in die Natur reichenden Wurzeln zu behalten vermag; daß eine wertvolle — auch im ganzen des Nationalen wertvolle — Kultur auch aus der Verführung und Durchdringung verschiedener Nationen herangezogen kann.

Wiens Besonderheit ist die Frucht eines auf Grund der Habsburgischen Reichspolitik mißglückten Versuches eines Zusammenschlusses verschiedener Nationen. Auf der Grundlage einer neuen Weltanschauung ist hier ein Internationalismus zu erschaffen, der nicht auf der dürren Scholle theoretischer Erkenntnis gemächlich und nicht aus der Metropole ökonomischer Geistesfreiheit hervorgegangen, sondern aus innerer Einsicht entstanden ist.

Diesem zu erwecken oder bedarf es nicht Geldes, sondern Geistes; den Traum Wiens zu verwirklichen, braucht es nicht der Carnegie oder Rockefeller.

Hans Proetz

Josef Luitpold:

„... ich baue Kathedralen der Bildung“

Die Weltgeschichte ist keine Lotterie. Am wenigsten gewinnen in ihr die Reichen. Die Carnegie geben ihre Schecks nicht her. Und ist es denn der Dollar, den die Menschheit braucht? Die Kornen der Zukunft heißen: Erde, Arbeit, Solidarität.

Wer, wenn der Geldbriefträger durchaus meine Unterschrift will, um die Milliarde auszahlen zu können — es soll geschehen.

Ich gebe das Geld nur für Wien aus. Nur für Arbeiterbildung.

In jedem der Wiener Bezirke einen großen Arbeiterbildungspalast. In jedem eine Halle für 5000 Menschen. Sportplätze, Bäder, Gärten, Wandelräume, je hundert schalldichte Lehr- und Klubzimmer für je 100 Menschen. Diese Paläste heißen Kathedralen. Also dreißig Kathedralen in Wien. Mit Orgel und Lautsprecher, mit Kurzwellensender und Rundfunkempfang, mit Werkstätten und Laboratorien, mit Bühnen und Bühnerien, mit Filmapparaturen und Epistopen.

In den Kathedralen spielt sich das öffentliche Leben des geistigen Wiens ab. Täglich dreitausend Zusammenkünfte von hunderttausend Kindern, hunderttausend jungen Menschen, hunderttausend Erwachsenen. Dieses geistige Leben wird wirtschaftlich für dreißig Jahre gesichert.

Gleich erhalten die hiesigen Wiener Arbeiterbibliotheken je 10.000 Bände, 1935, 1937, 1939 je die gleiche Anzahl, in den nächsten zwei Jahrzehnten ebenso. Vom zehnten Jahr an erreicht Wien eine jährliche Entleerung von vierzig Millionen Bänden, die richtige Zahl für eine Großstadt des Geistes. Statt tausend Bibliothekare werden es dann zehntausend freiwillige Helfer und Helferinnen sein. Ich freue mich schon darauf. Auch auf die zweihundert Lesergilden und ihre zweitausend wissenschaftlichen und künstlerischen Abende alljährlich.

An die Errichtung von Kinderbibliotheken gehe ich sofort. Wir brauchen in Wien hundertvierzig Kinderbibliotheken, in jedem Bezirk etwa sieben. An derthalb Millionen Bände werden je gleich eingekauft, ebensoviel je 1935, 1937, 1939 und in den nächsten zwanzig Jahren. So liegt die Wiener Jugend bald sechzig Millionen Bände jährlich, bezogen durch schmale, gebildete Bücherverkäufer. Ich bedauere dann, kein Kind mehr zu sein. Es werden dreitausend Kinder freiwillig, ernst und begeistert als Bibliothekare mitwirken. Schallplattenarchive mit eigenen Aufnahmeapparaturen werden genug zu tun bekommen: jährlich tausend edle Schallplatten für Lehrgänge und Kunstunterricht, je in zehn Kopien. Das ergibt in dreißig Jahren dreimalhunderttausend Platten. Nicht zu viel für eine Stadt, die in ihre Mauern und Ohren den Klang des ganzen Erdballs saubern will.

Dreißig Jahre Pflege zunächst des Schmalblatts, bald des Taschenformats, zum Schluß des

Fernostschmalblatts. In jedem Jahr ihrer fünfzig in vier Kopien. Nach dreißig Jahren 6000 Kopien Ein dynamischer Orbis pictus.

Damit habe ich 900 Millionen Schilling ausgegeben, aber alle edlen Geister Wiens ermuntert. Ich will nur noch mitteilen, daß jede Kathedrale zehn besondere Zimmer hat, die bald berühmten Zimmer der Gäste. Führende Menschen aus allen Erdteilen werden für je ein Jahr Gäste Wiens. Wir bitten sie, hier als Forscher, Künstler und Lehrer schöpferisch zu wirken. Das gibt das Jahrhundert der großen Tausende. Wissen Sie, daß das nur zwanzig Millionen Schilling kostet? Aber daraus geht der Orden der Freunde von Wien hervor, jene Gemeinschaft, die sich verpflichtet, Geist nie gegen die Masse wirken zu lassen.

Nach einer Belanglosigkeit für Tratschgelüste kommender Geschichtsschreiber. Ich bin den Weg der vollen Aufgabe ans Ganze nicht maßlos geschritten. Meine Frau braucht für eine Gastrechnung 17 Schilling. Diese Summe habe ich ihr aus der Tasche Carnegies zur Verfügung gestellt. Solikom, wie sich höchster Rang des menschlichen Geistes nie vom Staube rein hält.

Josef Luitpold

Hugo Breitner:

„Schluß mit den Carnegies...!“

Es war und ist mir ein Rätsel, weshalb Menschen Reichtümer weit über die Möglichkeit sogar üppigen Genießens anhäufen. Ich wundere mich, wie unvernünftig Gebrauch diese sogenannten klugen Männer von ihren Schätzen machen. Nahezu ausnahmslos gilt ihr Streben der Zukunftssicherung von Kindern und Kindeskindern bis in die weite Ferne. Nahezu ausnahmslos mißlingt dieser Versuch. Diese sehr fleißigen und meist bedürfnislosen Leute erziehen ihre Kinder zu Müßiggängern und sind glücklich, wenn ihre Nachkommen sich jenen Schichten anbeuern dürfen, die bereits beim Verschwinden des ererbten Gutes angelangt sind. Es ist eine tröstlose Erscheinung, daß von 100.000 größeren und noch so großen Vermögen 99.999 in der zweiten, spätestens dritten Generation zu nichts zerfließen.

Nur eine verschwundene Kinderheit verwendet ihr Geld scheinbar besser. Ab und zu erfolgt die Errichtung eines Kinderospitals, einer Lungenheilstätte, einer Stiftung für Kunst und Wissenschaft oder für Menschen, die sich um die Friedensbewegung verdient gemacht haben. Teils aus edlen Beweggründen, teils aus Eitelkeit oder zur Verschönerung von Gewissensbissen als eine Art Versicherung gegen Pegefeuer und Hölle. Aber auch weit häufigere Widmungen könnten keine fühlbare Wirkung üben.

Was nützen Spitäler, wenn es als selbstverständlich gilt, daß Kinder und Erwachsene in jeder Beschreibung spottenden Behauptungen, ärger als Tiere zusammengesprengt sind und sich dort alle erdenklichen Krankheiten holen? Was helfen Heilstätten, solange es als unabänderlich betrachtet wird, daß Unterernährung der schlimmsten Art an einem einzigen Tage mehr Tuberkulotiker schafft, als sämtliche Lungenheime der Welt in einem Jahre zu heilen vermögen?

Hat es einen Sinn, ein paar berühmte Dichter oder Wissenschaftler durch hohe Geldsummen auszugleichen, während gleichzeitig eine nach Millionen zählende Jugend samt ihren Talenten und Genies zerstört und erwürgt wird, weil jämmerlichstes Elend als unlösbares Zubehör des Menschheitsdaseins betrachtet wird?

Ist es nicht abgrundtiefe Verlogenheit, Friedenspreise zu verteilen und jahraus, jahrein planetarisch hohe Beträge für die Vorbereitung des glorreichsten Krieges zu vergeuden?

Es gibt nur eine einzige vernünftige Verwendung von Reichtümern: das ist die Förderung des Sozialismus.

Sozialismus bedeutet die Vernichtung aller Rot von der Wurzel aus! Sozialismus ist die Ausrottung des Krieges! Sozialismus berechtigt und verpflichtet jeden Menschen auf dem Erdenrund zur Arbeit und verbürgt ihm als Ertrag ein wahrhaft lebenswertes Dasein in Gesundheit und Schönheit!

Nichts ist übrig geblieben von den Schätzen der Kräfte aller Zeiten. Dauern kann nur die Gedung der Lage des ganzen Menschengeschlechtes.

Ich würde das Geld von Carnegie und aller seiner ruffenden und schaffenden Kapitalkollegen sozialistisch verwalteten Gemeinwesen geben. So würde das Verliche schneller Wirklichkeit werden können, als es sonst geschehen wird.

Geräumige, gut ausgestattete Wohnungen für alle. Weite Parkanlagen an Stelle der niedrigeren Mietkasernen der Baupolizanten. Aus den Schulen sind die Vorrede des Besizes als Schandfleck getilgt. Ganz ausnahmslos wird die gesamte Jugend bis zum vollendeten 18. Jahre durch die besten Lehrer körperlich und geistig herangebildet. Die Begabtesten werden in offener Auslese den Hochstudien zugeführt. Der allgemeine Bildungsgrad ist aber schon so hoch, daß darüber hinaus für Dünkel kein Raum bleibt. Bibliotheken, Museen, Kunsthallen aller Art, Bäder, Sportplätze, Vergnügungen, Reisen sind in Fülle und richtiger Regelung jedem frei zugänglich.

In der Geschichtsstunde nur wird ungläubigen Zuhörern von jener Bahnsünderperiode des Kapitalismus erzählt, in der so reiche Ernten verbrannt oder ins Meer verfrachtet worden sind, weil es noch eine zu schwere Kunst war, aus der Fülle die Dardenden zu sättigen. Von der Arbeit ist der

unselige Fluch genommen, den ihr die Geldgier angeheftet hat. Jeder erkennt den Sinn und Zweck seines Tuns für das Wohl der Gesamtheit und das Glücksgefühl der nützlichen Leistung hebt ihn empor.

Aber auf solche Geschenke darf die Arbeiterklasse nicht hoffen und nicht warten. Der Sozialismus kann nur durch die eigene Kraft errungen werden. Allen Widerständen zum Trotz wird auf die zusammenbrechende, nur von Profitwut beherrschte Privatwirtschaft die Planordnung der Gemeinschaft der Menschheit folgen. Keine Carnegie und keine Arbeitslosen, keine Milliardäre und keine Hungernden mehr!

Hugo Breitner

P. of. Rudolf Radbruch:

„Wichtiger als Carnegies Geld wären neue Menschen...“

Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich bei Ihrem Plan nicht mitmachen kann. Ich glaube mit Ihnen an die vorwärtstreibende Kraft der Utopien, aber ich fürchte, mir fehlt dazu der große Wurf der Phantasie und vor allem die Kraft echten utopischen Glaubens. Mein „Bach- und Bunschtäum“ würde auf meinem Nachbarn die Durchführung eines vernünftigen Erziehungsstrafvollzuges sein, zu der „Carnegies Geld“ aber nicht genügen würde, da man nicht nur Geld und neue Gebäude, sondern vor allem neue Menschen dazu braucht. Einige wenige Menschen dieser Art kenne ich freilich. Einen davon hat der thüringische Sozialismus soeben aus seinem Amt entfernt — so sehr ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen diese Utopie wirklich eine Utopie.

Radbruch

Kaiser Karl hat Angst vor meinen „Mordplänen“

Mein Besuch beim letzten Habsburgerkaiser

Von

Dr. KARL RENNER,

Präsident des Nationalrates, Staatskanzler a. D.

Der erste Kanzler der österreichischen Republik schildert hier den Lesern der „Bunten Woche“, wie er dem letzten Kaiser der österreichischen Monarchie gegenüberstand. Er zeichnet jene beklemmende Engstirnigkeit, der das Schicksal des Volkes ausgeliefert war, die aus Unwissenheit und Überheblichkeit gemischte Atmosphäre in den „höchsten Kreisen“ das Land in den Untergang führten. Blutige Wahrheit wird hinter der offiziellen Förmlichkeit dieser denkwürdigen Audienz sichtbar, da es sich zeigt, daß der Mann, der „von Gottes Gnaden“ über Österreich herrscht, noch nie etwas von Renners bedeutsamer politischer und wirtschaftlicher Arbeit gehört hat. Und vielleicht können zehn tiefgründige Bände über das Wesen der Kaiserherrschaft nicht gründlicher mit der Monarchie abrechnen, als es der letzte österreichische Monarch nichtsahnend mit den Worten tat, mit denen er seiner Umgebung von dem Zusammentreffen mit Renner berichtete: er hatte sich gefürchtet, der „gefährliche Freimaurer“ Renner könne ihn während der Audienz ermorden...

Ein langer und bezeichnender Umweg war es, auf dem ich zum letzten Beherrscher Österreich-Ungarns, zu Kaiser Karl kam. Beinahe zwei Jahrzehnte hindurch hatte ich unter dem Pseudonym „Rudolf Springer“ in staatswissenschaftlichen und politischen Schriften die Lebensfrage des Reiches, das Nationalitätenproblem, bearbeitet. Man sollte meinen, irgendein Mitglied der Dynastie oder wenigstens einer der Hofschranzen müßte sich für den Autor und für ein Schriftwerk interessieren, das sich so eingehend und so lange Jahre mit dem Schicksal des Reiches befaßt, das ja auch zum Schicksal der Dynastie werden mußte. Nicht das geringste Interesse war zu merken. Der sogenannte „Hof“ war schon längst ein geschlossener Kreis von „Illiteraten“ geworden, der absichtlich alles Geistige von der Dynastie fernhielt. Weil das jedermann wußte, mußte auch ich es und unternahm nie einen Versuch, in jenen Regionen auch nur eine gedruckte Zeile persönlich oder durch Mittelsleute an den Mann zu bringen.

Hätte ich einen Traktat über den Seligen Georg verfaßt, ich bin überzeugt, der jenerzeitige Thronfolger Franz Ferdinand hätte ihn seiner Bibliothek einverleibt. Nicht viel anders als mit den Hofleuten stand es mit den Staatsmännern. Einer der wenigen, die ein freies politisches Schrifttum schätzten, war Ernst Koerber, den Kaiser Franz Josef nach Stürgkh zum zweitenmal zum Ministerpräsidenten gemacht hatte. Dieser bedeutende Kopf blieb auch nach des Kaisers Tod (21. November 1916) einige Zeit lang Ministerpräsident des jungen Kaisers Karl, bis ihn Graf Clam-Martinic, eine politische Null aus dem böhmischen Feudaladel, ablöste. Koerber



Schalom Asch:

„Nie wieder soll sich ein Carnegie Vermögen bilden...“

Wenn ich Carnegies Geld hätte, so würde ich es dazu verwenden, um die Menschheit davon zu bewahren, daß sich jemals wieder Carnegie-Vermögen bilden können. Denn ein Carnegie-Vermögen — und nicht allein dieses, sondern jedes Vermögen, das über den eigenen Lebensgebrauch hinaus angehäuft wird — bedeutet eine Anhäufung von Sünde. In welchem Zweck es verwendet wird, ist dabei nicht von Belang. Und wird es gar vererbt, so ist das eine Sünde, die sich rächt. Denn nichts schädigt die zweite Generation so sehr, wie die Vermögen, die sie von der ersten erbt.

Schalom Asch

Sinclair Lewis telefoniert:

Sie fragen mich, was ich mit dem Gelde Carnegies täte? — Verlieren!

könnte mich persönlich durch meine politischen Arbeiten und ich war mit ihm schon seit dem Jahre 1900 gelegentlich zusammengetroffen.

Das letzte Aufgebot

In jener Zeit griff man nach den fürchterlichen Blutverlusten der zwei ersten Kriegsjahre zum Truppenerwerb auf die ältesten Jahrgänge. Ich wurde offener, tauglich befunden und in meiner längst abgelegten Charge eines Verpflegsakzessisten der Reserve einberufen. Zunächst wurde ich einer Intendantenabteilung des Kriegsministeriums zugeteilt. Aus dem Riesenbau am Alpenring wurde ich aber zu meiner Überraschung eines schönen Vormittags in die Herrengasse 7, ins damalige Ministerpräsidentenamt bechieden, in dasselbe Amt, das ich zwei Jahre später als Staatskanzler der Republik begeben sollte.

Dort trat ich in der Akzessistenuniform mit Zweipfiff und Degen vor Koerber. Unvergesslich ist mir der Eindruck, den diese Maskerade auf Koerber machte. Er starrte mich zuerst verblüfft an, erkannte mich trotz der Verkleidung und brach in lautes Gelächter aus: „Also besser hat Sie das Vaterland nicht zu verwenden gewußt?“ Er erklärte mir, die Regierung plane zur Bekämpfung der Verpflegschwierigkeiten die Errichtung eines Ernährungsamtes und berufe mich nebst sechs anderen Männern in dessen Leitung. Und als Direktor des Ernährungsamtes sollte der politische und staatswissenschaftliche Schriftsteller Rudolf Springer vor den Kaiser kommen.

Nach kurzem Bestand dieses Amtes wurde General Döfer — übrigens der

Jüngste General der Armees — zum Ernährungsminister und also zu meinem Vorgänger ernannt. Höfer, der mich und meine Arbeit kennengelernt hatte, sprach von mir zum Kaiser und bestimmte ihn, mich nach Varenburg, wo die kaiserliche Familie damals wohnte, in Audienz zu rufen.

Langsam ging ich mit mir zu Rute, was ich aus dieser Gelegenheit machen konnte. Gewiß würde das Gespräch mit den Ernährungsfragen beginnen. Es schien mir, dem politischen Schriftsteller, dem Verfasser des „Kampf der Nationen um den Staat“ und der „Grundlagen“ unendlich und unwürdig, nicht auch von allgemeinen Fragen, nicht von der damals besonders unsinnigen und verhängnisvollen Behandlung der Tschechen, von der Notwendigkeit einer Verfassungsänderung im Sinne der „Nationalen Selbstregierung“ zu sprechen. Ich hatte eben meine Aufschreibe über „Österreichs Erneuerung“ in einem Buch zusammengefaßt und beschloß, dieses Buch dem Kaiser zu überreichen. So ausgerüstet fuhr ich mit der Südbahn und dem Rölling-Varenburger Wäldchen hinaus, von einem einzigen Gefährten begleitet: Neugierde, skeptische Neugierde!

„Bücher haben Sie auch geschrieben?“

Nach einigem Warten kam ich vor. Ein eleganter Oberhofmeister im ersten Mannesalter — wie ich später erfuhr ein Graf Gunnadi — führte mich ein und ließ mich mit dem Kaiser allein. Ich hatte einige Mäße, die schlank, beinahe noch knabenhafte Gestalt, das weiche Antlitz und das seltsame Mienenpiel des Kaisers zu beobachten. Mit sichtbarer Befangenheit winkte er mir Platz zu nehmen und fand nur zögernd das erste Wort. Höfer habe ihm über das Ernährungsamt berichtet — wie wir mit der neuen Leitung zufriden seien? Worin lägen die größten Schwierigkeiten? Ich setzte auseinander: Zwei Kardinalfehler seien gemacht worden: Der erste im Herbst 1914, als man trotz der Vorstellungen des Kriegsministers Krobatin zugelassen habe, daß Ungarn sich in der Verpflegungstrage von Österreich trennte; der zweite im Frühjahr 1915, als man gegen den Rat aller Volkswirte Statthaltereien, Bezirkshauptleute und Bürgermeister zu Trägern des Ernährungsamtes gemacht und dadurch das Ernährungsamt nicht nur unaufrichtig gestaltet, sondern auch geradezu verländert habe. Ich selbst hätte schon im Herbst 1914 eine wirklich zentrale Getreideverwaltung durch eine laienmännliche Organisation vorgeschlagen, mein Plan sei aber in der Schublade des Handelsministeriums liegengeblieben.

Die Antworten des Kaisers machten mich etwas betreten. Ich hatte Grundfehler der Organisation gezeigt, die sich nur durch durchgreifende Umgestaltung beheben ließen. Er antwortete mit den neuen Wendungen: „Er habe ohnehin mit dem ungarischen Ministerpräsidenten gesprochen“, „er habe Höfer den Auftrag gegeben, an den Prager Statthalter zu telegraphieren“ und, „Ich sah, daß ich auf kein Verständnis hoffen konnte und gab dem Gespräch die naheliegende Wendung: Hinter der Prager Statthalter stehe die tschechische Nation; die ungeklärten nationalen Verhältnisse müßten die Verwaltung nicht nur im Ernährungsamt lahmlegen, sondern auch die Kriegsführung bedrohen; man werde ratsch nachholen müssen, was man durch Jahrzehnte verläßt habe.“

Dann legte ich dem Kaiser das Buch, das ich über die wichtigsten politischen Fragen geschrieben hatte, vor. Er nahm es entgegen und legte es auf den Tisch mit den Worten: „Bücher haben Sie auch geschrieben?“

Offenbar hatte der Kaiser keine Ahnung von all dem, was die öffentliche Meinung beschrieb.

Ich verstummte, drück diesen Gegenstand ab und lenkte das Gespräch auf die Kriegsbetriebe meines Wahlbezirks. Kurz darauf erhob sich Kaiser Karl und reichte mir die Hand. Die Audienz war nach einer halben Stunde beendet.

Der Kaiser hat Angst gehabt

In tiefer Niedergeschlagenheit sah ich wieder im Eisenbahnabteil. Was soll aus uns werden? fragte ich mich immer wieder. Welch ein Irrsinn ist die erbliche Vererbung eines Staatsoberhauptes! Jahrzehnte wurden wir regiert von einem Greis, der schon durch viele Jahre nicht mehr die Entschlußkraft gehabt hat, die notwendigen Umwälzungen zu vollziehen, um das Reich zu retten! Und nun regiert uns — dank dem Zufall des Erbgesetzes, dem Zufall des Todes zweier Thronfolger — ein schwaches Kind! In welcher Umgebung hat man es aufwachsen lassen! Und welche ein Verfall der monarchischen Einrichtungen: Keiner der Prinzen wirklich erzogen, keiner mit den Aufgaben der Staatsführung ernsthaft beschäftigt, alle in völliger Unkenntnis der grundlegenden Probleme des Reiches, alle ohne Kenntnis des Volkes, alle dem Volke gänzlich entrückt! Kein Landwirt, der selbst zu wirtschaftlichen Verbindungen ist, würde seinen Hof einem so unerfahrenen und ungeschulten

Leiter anvertrauen! Und ein Menschenkind, dem kein Bauer seinen Hof anvertrauen würde, soll ein Reich regieren, ein so schwieriges Reich in der schwersten Stunde seines Bestandes! Der Monarchismus hat ausgelebt — aber dennoch bestimmt er jetzt im Krieg des Reiches, der Nationen und jedes einzelnen Schicksal! Welches Ende muß der Krieg nehmen? Welches Ende Österreich-Ungarns?

Und doch sollte ich noch tiefer erschüttert

werden. Nach Wochen führte mich der Zufall mit jenem Hofmann, der mich in Varenburg gemeldet hatte, wieder zusammen. Ich fragte ihn, ob der Kaiser noch über diese Audienz gesprochen hätte, warum der Kaiser während dieser Unterredung bis zum Schluß so befangen gewesen wäre. Einerlei, ob die Antwort, die ich erhielt, ironisch gemeint oder aufrichtig war, in beiden Fällen war sie gleich niederstimmend. Die Antwort lautete:

Wenn es Blut und Tinte regnet...

Von Professor Dr. R. GEOFFREY, Oxford

Die Teilnehmer und Zuschauer eines Tennisturniers bei Kilmelford in Schottland wurden vor kurzem Zeugen einer der seltensten Naturerscheinungen. Das Spiel hatte bei strahlendem Sonnenschein begonnen; aber allmählich begann sich der Himmel zu bewölken, und nach kurzer Zeit setzte heftiger Regen ein, so daß der Wettkampf abgebrochen werden mußte. Das Merkwürdige aber war, daß der Regen nicht nur aus Wassertropfen bestand, sondern auch eine Anzahl von Garnelenfischen mit sich führte!

Es gibt eine ganze Reihe von Berichten aus alter und neuer Zeit über ähnliche Erscheinungen, für die die Wissenschaft heute eine durchaus verlässliche Erklärung hat. Man konnte besonders in Amerika wiederholt beobachten, daß Tornados riesige Mengen Wasser aus Teichen und Seen aufsaugen und mit sich forttragen können; auch die im Wasser befindlichen Lebewesen werden dabei mitgerissen. Solche Wirbelwinde und Windböen können große Mengen von Fischen aus dem Meer oder andere kleinere Tiere vom Erdboden heben und sie erst nach vielen Kilometern Reise wieder fallen lassen. Dabei doch die ungeheuren Tornados in Amerika, von deren Kraft man sich selten eine richtige Vorstellung macht, sogar schwere Holzbohlen meilenweit mit sich forttragen. Wenn dann der Wirbelwind sich wieder löst, läßt er die mitgerissenen Gegenstände oder Tiere zu Boden fallen.

Es regnet Flöhe

Es ist verständlich, daß solche Vorfälle in früheren Zeiten zu allerlei Aberglauben Anlaß gegeben haben. So wurden die Einwohner im Haag 1870, während des Deutsch-Französischen Krieges, eines Morgens erschreckt, als wolkenbruchartig ein blutroter Regen fiel und die Straßen in ein Meer von „Blut“ verwandelte. Allgemein hieß es im Volk, daß dieser Blutregen ein Zeichen des mörderischen Ringens auf den Schlachtfeldern in Frankreich sei. Aber die Wissenschaftler, die Proben der Flüssigkeit unter dem Mikroskop untersuchten, stellten fest, daß die rote Farbe durch Anwesenheit von winzigen kleinen Lebewesen, einer Art Wasserfloh (Daphnia pulex), hervorgerufen war, die von Wirbelstürmen unendlich weit herbeigetragen worden waren.

Ein ähnlicher Blutregen fiel im Jahre 1882 in der Nähe von Paris, wo die Menschen ihr Gewand sich färben sahen und es von sich warfen in heulendem Schrecken, wie es in der Chronik heißt.

Tinte fällt vom Himmel

Ein Gegenstand zum „Blutregen“ war der „Tintenregen“ am 9. November 1918 in Montreal in Kanada. Nachdem mehrere Tage hindurch ein orkanartiger Sturm durch die Stadt gebräut hatte, setzte plötzlich heftiger schwarzer Regen ein. Man suchte anfangs vergeblich nach einer Erklärung, bis man schließlich darauf kam, daß das Wasser aus bestimmten kleinen kanadischen Seen herrühren müsse. Diese Gewässer sind von unzähligen Dolkoblenmilern umgeben, deren Ruß das Wasser allmählich schwarz gefärbt hat. Auch hier muß ein Wirbelwind die tintenartige Flüssigkeit mit sich gerissen und über Montreal fallen gelassen haben.

Auch der verstorbene Lord Castnor hatte auf seinem Landsitz Typenbanger Park in der englischen Grafschaft Kent ebenfalls Gelegenheit, eine solche seltsame Erscheinung zu beobachten. Während eines mehrtägigen Regenturmes fielen Tausende von kleinen Seekrabben zu Boden. Lord Castnor berichtete, daß seine Vondarbeiter anfänglich fast außer sich vor Schrecken waren, später aber die Tiere zum Verpeisen sorgsam einsammelten.

Fische fliegen durch die Luft

Ende 1917 muß ein Wirbelsturm in einen Schwarm junger Kalle hineingefahren sein. Nach einem unbedingt zuverlässigen Bericht fielen um diese Zeit bei Hendon in England hunderte kleine, zapfende Kalle in einem Volksdröckregen auf die Straßen der Stadt, wo sich die Kinder

trotz dem Unwetter nicht davon abhalten ließen, die bedehnten Tierchen einzusaugen. Eine ähnliche Geschichte erzählt ein Chronist aus dem Jahre 1761: „... bei Werthby Tpoivil in Wales öffnete sich bei einem großen Sturm mit vielem Regen der Himmel und ließ Fische herunterfallen, wohl Tausende und Tausende. Als ein Mann einen Tränkimer an das Regentrohr einer Dachrinne hielt, zählte er zweihundert Fische in jedem Eimer. Zwar waren die Fische nicht zu vielem gut und konnten nicht des Leibes Nahrung dienen; aber man vergnügte sich höchlich mit ihnen...“

Im indischen Staatsarchiv findet sich eine Beschreibung aus Singapur, nach welcher dort im Februar 1881 eine Reihe von leichten Erdbeben gespürt wurden, während der Regen in Strömen floß. Zum Schrecken der Einwohner entfielen die vom Himmel fallenden Wassermassen unzählige Fische der verschiedensten Art, wie sie im Indischen Ozean vorkommen. Als der Regen nachließ, machten sich die Eingeborenen daran, die auf den Straßen umherliegenden Fische in Körbe zu sammeln; das größte Tier wog nicht weniger als zwei Kilogramm!

Ein vollständiger Bericht über die Bildung eines Fischregens liegt aus dem Jahre 1889 vor. Damals bemerkte man in einem holländischen Küstenort, wie sich während eines heftigen Sturmes über dem Meer eine Wasserhose bildete, die von einer dunklen Wolkendecke herunterhängen schien. „Das Wassergebilde“, so heißt es in der Beschreibung, „verlängerte sich ständig und hielt sich im Gleichgewicht wie eine Schlange, die am Kopf aufgehängt ist. Schließlich schien sich die Wasserhose vom Meer loszulösen und höher emporzusteigen; gleichzeitig bewegte sich das ganze Gebilde langsam auf das Land zu. Plötzlich ertönten ein paar ohrenbetäubende Donnerschläge, während der die Wasserhose förmlich in Stücke zerbrach. Große Wassermengen stürzten auf das Land nieder, bis zu einem Kilometer vom Ufer entfernt, und Hunderte von Fischen fielen gleichzeitig herunter.“

Es hagelt Ratten

Im Lichte dieser neueren Kenntnisse werden auch die Berichte über vom Himmel gefallene Landtiere verständlich. So wird aus dem siebzehnten Jahrhundert sehr ausführlich beschrieben, wie in der norwegischen Stadt Bergen ein Regensturm lebende Ratten mit sich führte! Die Erklärung für dieses seltsame Schauspiel wird darin gesucht, daß ein Wirbelwind eine Anzahl alter Häuser in Trümmer legte und die darin befindlichen Rattentiere in die Luft emporhob. Ein anderer Chronist berichtet über einen Regen von Fröschen in Polen, der eine solche Unmenge der Tiere entließ, daß Straßen und Dächer förmlich damit überflutet waren. Und erst aus dem Vorjahr wird beschrieben, wie in Kalkutta während eines Wirbelsturmes plötzlich ein acht Meter hoher Baum auf der Courtstraße landete, in dessen Geäst zum Schrecken der Bewohner vier lebende Giftschlangen verborgen waren; offenbar hatte der Wind den Baum viele Kilometer aus dem Urwald herangezogen.

Schwefelregen

Aber nicht nur Tiere kann ein Tornado über die Menschen ausschütten. Es sind viele Fälle bekannt, in denen es Asche und Schwefel regnete, wenn der Wirbelwind vorher über einen Vulkan hinweggebrost war. Das eigenartige Beispiel für die Nacht eines solchen Naturereignisses finden wir in Beschreibungen aus Persien. Es gibt einen Bericht aus dem Jahre 1828, einen anderen von 1918, in welchen erzählt wird, wie Wirbelstürme eine weiße, mehlartige Masse mit sich führten, die weite Strecken des Landes mehrere Zentimeter hoch bedeckte. Mähe und Schafe trahen die Mähe gierig, und die Einwohner sollen sogar Brot daraus gebacken haben. Diese Substanz erwies sich als eine Art Flechte, die vom Wind aus unbekanntem Gegenden herbeigetragen worden war.

Auf jeden Fall dürfen wir heute solche Berichte, mögen sie auf den ersten Blick

„Der Kaiser hat Angst gehabt. Sie seien offenbar ein Freimaurer und könnten doch ein Attentat vorhaben.“

Rein, von dieser Seite war für Österreichs Erneuerung nichts zu hoffen, in diesem Lager war keine Rettung vor dem drohenden Untergang des Reiches zu finden.

Nichts blieb übrig, als sich auf die Neuordnung der Welt vorzubereiten.

auch noch so unwahrscheinlich klingen, nicht einfach ins Reich der Fabel verweisen. Sicher hat so mancher Chronist seine Phantasie spielen lassen, statt Tatsachen festzustellen; aber wir kommen doch mehr und mehr dazu, die Glaubwürdigkeit dieser damaligen Herren von der Feder in einem anderen Lichte zu sehen.

Die Erschaffung des Weibes

Eine indische Legende

Als am Anfang der Gott Tvaschtri zur Erschaffung des Weibes kam, fand er, daß er keine Stoffe sämtlich bei der Erschaffung des Mannes verbraucht hatte und keine seltenen Elemente mehr übriggeblieben waren. So versank er in tiefen Sinnen, um aus der Verlegenheit herauszukommen. Und endlich wußte er sich auch zu helfen, sonst wäre er eben nicht der Gott Tvaschtri gewesen.

Er nahm die Rundung des Rundes und die Bindungen der Schlingpflanzen, nahm die Schmiegsamkeit der Rinde und das Jittern des Gefäßes, die Schlantheit des Schilfrohes und die Weite der Blume, das Schwanzen der Blätter und die Verjüngung des Elefantenrüssels, die Weiche des Reches und das Schwärmen der Bienen, die freudige Heterität des Sonnenlichtes und das Weinen der Wolken, die Veränderlichkeit des Windes, die Fruchtbarkeit des Hosen, die Stielheit des Straußes, die Weichheit der Papageienbrust, die Härte des Diamanten, die Säge des Donigs, die Grausamkeit des Tigers, die Schmelzbarkeit des Reises, die Härte des Schnees, die Schwärzbarkeit des Häbers, das zürliche Wirren der Taube, die Heuchelei des Krönichs, die Holzstarrigkeit des Eisels und die Listigkeit der Schlange.

Und als er alles dies zusammengefaßt hatte, ersah er das Weib und gab es dem Manne.

Aber nach einer Woche schon kam der Mann zu ihm und sagte: „Herr, der Schöpfer, das du mir gegeben hast, macht mein Leben elend. Es schwächt unaußföhrlich und ermüdet mich mehr, als ich ertragen kann. Es läßt mich niemals allein. Es verlangt unausgesehene Aufmerksamkeit, nimmt mir alle Zeit, greift über jede Nichtigkeit und ist immer mühsig. Und so bin ich gekommen, um dir dein Geschöpf, das Weib, wieder zurückzugeben, weil ich nicht mit ihm leben kann!“

Der Gott Tvaschtri hatte den Mann aufmerksam angehört. Gemüß, das Weib sollte nicht gegen den Willen und zur Qual des Mannes mit ihm bereinigt sein.

Und so nahm Gott Tvaschtri das Weib wieder zurück.

Aber nach einer Woche schon kam der Mann wieder und sagte: „Herr, ich finde, daß mein Leben sehr einsam ist, seit ich dir jenes Geschöpf zurückgegeben habe. Ich erinnere mich, wie das holde Weib mir zu lachen und zu linsen pflegte und wie es mich aus seinen Augenwinkeln lustig ansah und mit mir spielte und sich an mich schmiegte. Und ich erinnere mich, sein Lachen war Musik, und es war schön anzusehen und weich zu berühren. Und so bitte ich dich denn, o Herr, gib mir das Weib wieder heraus!“

Und der Gott Tvaschtri hatte den Mann wieder aufmerksam angehört. Und er dachte sich: „Siehe, dieser Mann verlangt nach dem Weibe, das ich für ihn erschaffen habe — also soll er es haben!“

Und er gab dem Manne das Weib heraus.

Aber nach drei Tagen schon erschien der Mann wieder vor dem Gotte und sagte entschlossen: „Herr, nun bin ich mir endgültig im Klaren! Das Weib, das du mir gegeben hast, es bereitet mir, alles in allem, mehr Verdruß als Vergnügen! Darum, o Herr, nimm es wieder zu dir und behalte es bei dir. Ich will es nicht wieder verlangen!“

Aber nun fuhr der Gott Tvaschtri auf und schrie, daß der Himmel bebte: „Fort mit dir! Hinweg! Kein Wort weiter! Du mußt fortan mit dem Weibe auskommen, wie du mit dem Weibe auskommen kannst! Fort!“

Darum erklärte der Mann verzweifelt: „Ich kann nicht mit ihr leben!“

Doch der Gott Tvaschtri ergingte: „Kannst du ohne sie leben?“

Und wendete sich von dem Manne ab und ging seinem Werke nach.

Und der Mann stand wie vom Schlege geschlagen und überdachte sein Geschick. Und fragte sich, wie vor einer unerdenklichen Aufgabe: „Was tun!“

Und diese Frage stellt sich der Mann auch heute noch, wenn er an die Frau denkt, die ihm Gott Tvaschtri gegeben hat. Denn, wachstümig, er kann nicht mit ihr leben — und ohne sie schon gar nicht.

DAS WEIHNACHTSGESCHENK: Die TASCHEN von BAKEN. I. Roienturmstraße 13 u. 22 VII. Mariakillerstraße Nr. 68

Und der Stern leuchtete über Bethlehem...

Von ROBERT ANTON

Es war am 24. Dezember des Jahres 1932. In Bethlehem, USA., strahlten die Lichter und die Glocken läuteten. Die Direktion der Bethlehem-Steel-Corporation hatte ihren Ange-

stellten zwar keine Weihnachtsgeschenke, hingegen einen Gratis-Gottesdienst und für jeden hundertsten Kirchenbesucher ein Krätzchen gesendet. An der deutschen Kolonie sangen sie: „Stille Nacht, heilige Nacht...“

Es war wunderbar. Für Joe und Mary war es nichts weniger als wunderbar. Arbeitslose ohne Wohnung sind auch am Heiligen Abend nicht glücklich. Joe trug die Pappschachtel mit ihren Habseligkeiten; Mary, in ein altes, wollenes Um-



schlagtuch gewickelt, trug an ihrem Leib; sie befand sich in den Umständen, die die Sprache seltsamerweise als „gequert“ bezeichnet, obwohl sie für arme und arbeitslose Frauen, wie Mary, eher ein Glück als ein Segen sind. Joes Stachel schmerzten. War es von der Kälte, gegen die ihn kein wärmerer Handschuh schützte, war es vom vielen, vergeblichen Suchen an verschlossene Türen? Im Christian-Hospital hatte man sie abgewiesen; heute ist der Tag des Herrn, da wird niemand aufgenommen. Das städtische Spital war überfüllt. Wohin?

„Einmal“, begann Mary, und ihre Augen hatten diesen bescheidenen Glanz, der Joe nervös machte, weil er immer, wenn sie so schaute, denken mußte, sie sei plötzlich wahnsinnig geworden. „Einmal“ sind schon zwei, die hiechen ebenso wie wir, ebenso verlassen und arm wie wir, durch eine Stadt, die Bethlehem hieß, getrie. Und dann war ein Stall. Das Kind kam. Und die Heiligen Drei Könige...“

„Sprich nicht so viel, Mary“, sagte Joe, „das kann unmöglich gut sein.“ Mary blieb stehen. Ein Schmerz schüttelte durch ihren Körper. „Joe... ich kann nicht weiter...“

Sie lehnte gegen eine Tür. Es war eine große, breite Tür, glatt und kalt. „Ich kann nicht mehr, Joe...“

Joe pochte gegen die Tür. Niemand öffnete. Niemand. Niemand rümpft in der Nacht zwei Freunde von der Straße bei sich auf. Niemand.

Joe versuchte die Tür zu öffnen. Die Tür gab nach. Vor ihnen war — eine Garage. Eine große, helle, saubere Garage, in der eine Anzahl Autos standen. Aber es war auch leerer Raum da. Sehr viel leerer Raum... „Kommt, Mary...“

Sie folgte ihm. Vielleicht war sie wirklich wahnsinnig, Mary, als sie da, schmerzverzerrt, auf dem kalten Boden lag. Jetzt, mitten in den Wehen, mußte sie an jene Maria denken, die vor 1932 Jahren... Die hatte ihr Kindlein in einem Stall geboren. Sanft raschelte Stroh. Ein Tier sah mit verächtlichem Mutterblick auf die junge Mutter. Die Nacht hing. Und der Stern leuchtete über Bethlehem und leitete die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland... Mary lag auf kaltem Stein. Blindlos standen Autos um sie. Aber ihr Kind regte sich in ihr, ihr Kind, das vielleicht dazu bestimmt war, der Erlöser seiner Mitmenschen zu werden. Kein Opfer... Kalt war es in der Garage. Kalt und hart muß einer sein, der der irrationellen Welt von heute entgegentritt, der Welt, die Kirchen und Paläste und gigantische Schlachtschiffe hat und kein Bett für Mary, die Mutter und ihr Kind... „Ich werde einen Arzt holen“, sagte Joe.

„Ja, geh.“

Mary lag da und wartete. Ihr Kind wird geboren. Einer von Millionen, die Hände haben, um zu schaffen, und denen diese Gesellschaft keine Arbeit gibt. Einer von Millionen, die hungern, und diese Welt hat kein Brot für sie. Seine Augen werden sehen, wie Getreide ins Meer geschüttet wird, und sein Mund wird leer sein, ohne Speise. Einer von Millionen, die nicht wissen, wozu das alles. „Er wird es wissen“, weiß Mary, „er wird es wissen. Und er wird es



den anderen sagen: Keine Veröhnung! Kein Frieden den Menschen auf Erden, ehe das nicht anders wird, ganz anders. Wir brauchen keine himmlische Hilfe, wir brauchen keine Könige, heilige oder unheilige, und selber brauchen wir, unsere Kinder sollen Ordnung machen in dieser Welt...“

Kaspar, Melchior und Balthasar waren drei Regier. Kaspar, der Koch, hatte eine ungeheure Flasche Whisky gestohlen und da hatten sie sich alle drei Sternhagelbrot besoffen. Jetzt sollte Melchior, der Chauffeur, das Auto in die Garage führen. Schreiend und lachend lenkte er den

Wagen. Der wackelte im Sattel. „Liegt da nicht wer?“ fragte Balthasar. Aber da holperte der Wagen schon über ein Weiches — da starben Mary und ihr Kind unter den Rädern.

Ob er wirklich ein Erlöser der Welt geworden wäre, der da geboren wurde in der Garage zu Bethlehem in USA? Niemand weiß es.

Es war eine schöne, stille Nacht, die Glocken klangen und der Stern leuchtete über Bethlehem. Es war der Neuestern der Bethlehem-Steel-Corporation. Zeichnungen von Paul Humpoetz

Eskimo wundern sich sehr...

„Seltsame Leute, diese Weißen“

Von GEORGE MIKSCH-SUTTEN

Eine Eskimokönigin zweifelt

Wenn man uns fragt, was wir vom Eskimo wissen, sprechen wir vom langen, dunklen Winter in der Arktis, von Eisbergen, Schneehütten, Schlittenhunden, schmutzigen Kleidern, Tran und Weibehandeln. Fragt man einen Eskimo der Southampton-Insel, was er vom weißen Mann für eine Vorstellung habe, so wird er eine Reihe unaussprechlicher Worte hören lassen, die ihm die folgenden Dinge bezeichnen: sehr große Boote, Radios, Gramophone, Rundharmonikas, Ziehharmonikas, Seife, warmes Wasser, Kaffeeapparate, Flugzeuge, sonderbare Fußbekleidung, Geflügel in Talaren, Feldstecher und Zeitschriften. Und früh oder später wird man auch zu hören bekommen, daß die weißen Männer fast alle ihre Zeit darauf verwenden, nach Fellen weißer Füchse zu suchen.

Der Eskimo scheint zuzugeben, daß der weiße Mann viele wunderbare Werkzeuge, Spielsachen und Maschinen hat, deren er sich zu bedienen versteht. Er scheint zu fühlen, daß es dem weißen Mann so natürlich ist, mächtige Schiffe zu lenken oder den Ozean zu gebieten und sie zu erkunden, Vortschiffe durch die Luft zu tragen, wie es natürlich ist, daß der Schnee im Winter das Land bedeckt. Er nimmt die Überlegenheit des weißen Mannes als gegeben hin und beunruhigt sich deshalb nicht weiter. Wirklich weiß der Eskimo so wenig von der Welt, die außerhalb der seinen liegt, auch kümmert er sich so wenig um diese Welt, daß er es nicht für möglich hält, daß wir aus dem Süden ein Interesse für das Polarland haben könnten und etwas darüber wissen möchten.

Ein Eskimo geriet einst über meine Vogelpräparate in heftige Verwunderung. Es ging ihm nicht ein, daß ich einen Vogel ebenjagte oder besser, als er präparieren konnte, wo dieser Vogel doch aus seiner Welt stammt und nicht aus der meinen. Er wollte nicht recht glauben, daß ich jemals eine „ootvikjuak“, eine Sämeeule, gesehen oder gehört hätte. Ein anderer Eskimo war sehr überrascht, daß ich ohne besondere Unterweisung ein Ruderboot meistern konnte. Es war das Wasser seiner Welt und also im Augenblick das Boot seiner Welt.

„Wah Kudlunga“

Landkarten, Zeitschriften und Bücher haben dem Eskimo eine ungefähre Vorstellung von der Welt und der geographischen Lage der arktischen Insel Southampton vermittelt. Aber die einzige bestimmte Vorstellung, die jeder Eskimo von der Zivilisation des weißen Mannes zu haben scheint, ist die: daß der weiße Mann Fuchsfelle braucht. Er hat den ganzen Winter über Fellen gestellt, Polarfüchse gefangen und die Felle dieser Tiere auf den Markt gebracht, er hat so lange die Aufforderung gehört, schlau nicht zurückzukehren und neue Felle zu bringen, daß er endlich zu dem Glauben kommen mußte: der Polarfuchs sei so etwas wie eine Rabe, um die sich das Rad der Zivilisation drehe.

Es wird als ganz natürlich betrachtet, wenn sich ein weißer Mann auf seiner Suche nach Fuchsfellen das Unmöglichste leistet. Aber wenn ein Naturforscher auf dem Vorratsboot alljährlich nach Southampton kommt und, wie ich es tat, verkündigt, daß er für Lemmings, Bilze und Seeskorpiene Interesse habe, dann ist der Eskimo starr vor Staunen, erinnert sich, daß der weiße Mann in seinem Betragen zuletzt unberechenbar sei und ergibt sich in seiner Aufgabe, alles Mögliche heranzutragen, von halb verfaulten Vögeln angefangen, bis zu ausgezogenen Weidenbäumen.

Die Herstellung von naturhistorischen Präparaten wirkt auf den Eskimo wie eine Theatervorstellung, der ein Schmeißer, in jedes Detail des Vorganges vertiefter Mann beiwohnt. Wenn ich den Schweiß oder Hinterfuß eines Lemmings mit dem Messingteilzirkel und Meterband abmesse, stüßert so ein Eskimo wohl ein verzücktes: „Wah, Kudlunga!“, was ungefähr soviel heißt, wie „Man soll's kaum glauben!“

Ich dachte, daß die Eskimos meine Bände nach besonderen Exemplaren besser verstehen würden, wenn ich ihnen Bilder von Polarvögeln zeigte, und so nahm ich eines Abends ein paar solche Abbildungen hinunter und bat meine Freunde, sie zu betrachten. Achzen und Grunzen folgte. „Woh-ee, woh-ee“ klang es vielstimmig. Die Eskimos nahmen die Plätter fast mit Ehrfurcht auf, betasteten die Umrisse der Wolken, Fellen oder Federn, wie um sich zu überzeugen, ob sie nicht gar wirklich wären. Zuletzt gab Shoo Jih, die durch Volksabstimmung Königin unserer Insel war, ihre Meinung ab, indem sie sagte: „Du bist kein Mensch, du bist eher eine Kamera. Aber ich möchte einmal sehen, wie du so etwas machst.“ Sie zweifelte, diele Königin.

Der Eskimo beugt vor dem weißen Mann das Knie; aber in seinem Herzen weiß er, daß er in seinem Lande dem weißen Mann überlegen ist. Der Eingeborene hält sich für den Erben der Erde. Der weiße Mann kommt zu ihm, um zu schauen und mit ihm zu leben, er kommt, weil er keine Umgebung braucht, keine Philosophie oder seine Religion. Und weil er Fuchsfelle braucht. Oder weil er Vogelbilder malen will. Der Eskimo mag die Geschicklichkeit eines weißen Mannes als Jäger oder Handwerker bewundern; er kann ihm Komplimente wegen seines Mutes und seiner Ausdauer machen, aber er behält sich dennoch manches vor.

Und wer bin ich denn, daß ich behaupten könnte, ein Eskimo siehe unter mir? Während sich in meiner Welt eine Belesenheit entwickelt hat, zu erfinden, zu entdecken, zu erobern, „jemand zu sein“, hat der Eskimo die Fähigkeit ausgebildet, die „unlagbare Langeweile“ des langen Winters nicht allein zu ertragen, sondern auch zu genießen. Er scheint weit besser als ich gelernt zu haben, zufrieden zu sein.

Der Eskimo sieht keine Notwendigkeit, sich für andere Zwecke als die Erlangung der täglichen Nahrung zu bemühen. So rauscht er und ist er und erzählt er Geschichten. Er hat keine gedruckten Bücher; seine einzigen Klassiker sind die Legende und die Fabel. Aber warum sollte die gesprochene Fabel von der Kammer und von der Sämeeule nicht einer Seele genügen, deren größter Ehrgeiz es ist, ein Walros oder ein Rentier zu töten, seine Zeit einigermaßen behaglich im Lupel oder in der Schneehütte hinzubringen oder das Hundegeräusch geschickt zu lenken? Und warum sollte der Eskimo, solange er glücklich ist, einen größeren Ehrgeiz haben?

Das Volk der Schweiger

Der Eskimo ist auf die übrige Welt kaum neugierig. Auf der Post sieht er nur einen Augenblick lang auf die Landkarte, aber er zieht es vor, die Wand anzustarren und dem Rundfunk zu lauschen. Er blättert eine Zeitschrift durch, reißt bewundernd den Mund auf, wenn er eine ganzseitige Niederanzeige erblickt, findet mit Genugtuung das Bild einer in weißen Pelz gebüllten Frau, stellt eine Frage wegen eines Pferdes oder einer Kuh, erkennt einen Dackel trotz seiner Verschiedenheit vom Polarhund noch als Hund, gibt uns bekannt, daß die Eskimos eine Schneehütte so hoch bauen könnten wie einen Wolkenkratzer, wenn sie nur wollten, murmelt ein selbstzufriedenes „motoh fhah“ (motor car), wenn er ein gemaltes Automobil anschaut, fragt, ob Bananen im Meer wachsen, starrt lange, aber ohne zu lächeln, auf Zeichnungen, die irgendeine faszinierende Situation illustrieren, brüllt vor Lachen über eine Perle im Kostüm der Zurlandot, schneidet ein Biered aus rotem Papier aus der Umschlagzeichnung, schließt das Blatt sorglos und geht.

Der Eskimo spielt Karten; er hört im Rundfunk Vorlesungen, Wettervorhersagen, Predigten und Musik. Er tauscht seine Fuchsfelle, Bärenhäute, Fischbein oder Seehundsfelhäute im Laden gegen Essen, Munition oder Kleider und macht dang,

PHOTOHAUS Christoph Schaller 14. Nfg. Julia Kapper geb. Schaller I. Getreidemarkt. Verlags-Druckerei Salomonstraße 12. Tel. 8-26-7-54. Gepr. 1939

schweigend auf seinem Komatir (Schlitten) sitzend, seinen Weg zurück ins Lager, wo er wieder Ureinwohner wird.

Woran denkt er, wenn er über die Tundra fährt? Sinnt er über die Schönheit des Himmels nach, der sich über ihm wölbt? Ist ihm der schwere Schleier des Nordlichtes, ein Geheimnis? Macht er über seine Jagd- und Liebesabenteuer Gedächtnis? Denkt und staunt er über die Welt des weißen Mannes?

Ich bin mit den Eskimos auf ihren Komatirs gefahren und habe in Lupel und Schneehütte mit ihnen gelebt. Ich habe sie sehr lieb gewonnen. Aber von ihren Gedankengängen weiß ich so gut wie nichts. Meine Ansicht ist, daß der Eskimo schon vor langer Zeit gelernt hat, daß es Zeiten zum Denken und Zeiten zum Nichtdenken gibt; und daß die langen Stunden der Einsamkeit auf dem Komatir oder beim Seehundsschiff auf dem Eise nicht Stunden der Einsamkeit oder der Langeweile sind, sondern Stunden des Nichtdenkens.

O du selige, fröhliche...

Von SALPETER

Der Konfektionär Schandmeier hat einen neuen Verkäufer aufgenommen. Für das zu erwartende, lebhafte Weihnachtsgeschäft.

„Herr Schneider“, belehrt er den Neuling, „passen Sie gut auf: wir haben schlechte Ware und gute Ware. Welche Ware werden Sie der Kundschaft vor Weihnachten aufschwätzen?“

„Natürlich die schlechte!“

„Grundlos! Die gute! — denn nach Neujahr wird ohnehin alles wieder umgetauscht und dann hängen wir den Leuten den Poler an!“

Der Laubhirsch des Spielwarenhauses „Kinderparadies“ sollte bei Justizrats ein Schaukelpferd und noch ein paar andere Spielsachen abliefern. Unglücklicherweise war die Hausgehilfin gerade nicht da, und so öffnete Max, der sechsjährige Sproßling des Justizrates, die Tür. Max erblickt das Schaukelpferd, ist sogleich im Bilde und stürmt ins Zimmer: „Mutti, geh mal raus! Das Christkind hat die Geschenke gebracht und wartet auf ein Trinkgeld.“

„Warum hat der junge Kieselmeier so knapp vor Weihnachten geheiratet?“

„Wahrscheinlich, damit er seine Frau nach Neujahr wieder umtauschen kann!“

„Ich kaufe meine Weihnachtsgeschenke erst am Spätnachmittag des Vierundzwanzigsten ein.“

„Das ist aber unpraktisch!“

„Im Gegenteil! Am Heiligen Abend haben doch alle Pfändungsbeamten dienstfrei!“

Der berühmte schmutzige Schriftsteller Egon D. sah im Literatenkaffeehaus und betratte eben behutsam eine verspätete Fliege, die an seinem Hemd kleben geblieben war.

Da sagte einer der Interessierten zuschauenden Kollegen: „Geh, mein Lieber — bald ist Weihnachten, ein hohes Fest! Wie wär's, wenn du aus diesem Anlaß mal die Wäsche wechseln würdest?“

„Hältst du mich wirklich für so klerikal?“ erwiderte Egon D. gekränkt.

„Meiner Schwiegermutter kauf ich heuer zu Weihnachten ein Bäckereisen!“

„Aber ihre Schwiegermama ist doch so mondan und kümmert sich gar nicht um die Wirtschaft!“

„Eben, darum kauf ich ihr ja das Bäckereisen, damit sie sich die Falten aus dem Gesicht herausbügeln kann!“

„Waas? Für den Christbaum verlangen Sie drei Schilling? Der hat doch auf einer Seite gar keine Nadeln und außerdem ist er total vertrocknet!“

„Aber dafür ist's doch eine echte Silbertanne!“

„Sagen Sie, Herr Huber, was haben S' denn da in dem Vogelkäfig drin?“

„Ja, wissen S', mein Bub hat sich zu Weihnachten an Kanari g'wünscht; aber mit so an Viech hat man so viel Schererei, drum hab' ich ihm lieber a Singvogelschallplatt'n gekauft!“

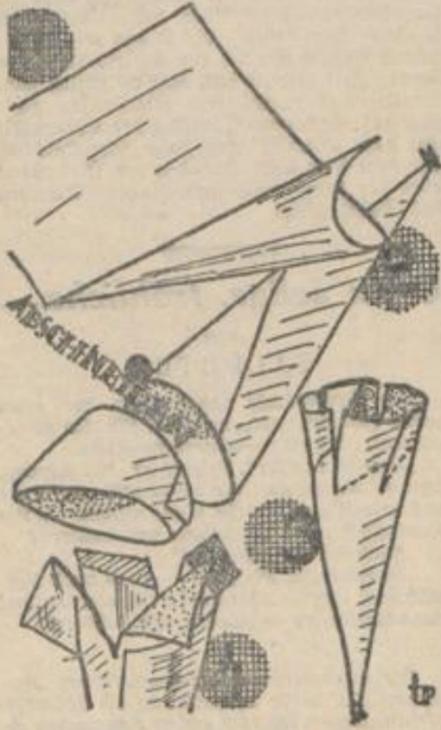
Drei Tage vor Weihnachten sagte Herr Schulz zu seiner Frau: „Ich werde dir heuer zu Weihnachten gar nichts kaufen, Klara, sondern lieber deine alten Kleiderrechnungen bezahlen.“ „Das ist doch unerhört!“, heulte Frau Schulz los, „mit mir — hu — ku — mit mir bist du verheiratet und meiner Schneiderin machst du Weihnachtsgeschenke?!?“

EINE SEITE FÜR DIE JUNGEN

Die fliegende Düte

Ein lustiges Raketenflugzeug, das ohne jede Gefährdung überall verwendet werden kann, läßt sich auf erstaunlich einfache Weise selbst herstellen.

Ihr wickelt euch aus einem Blatt Papier (1) eine saubere Düte und schneidet das obere Ende mit einer Schere ab, wie es die Figur 2 zeigt. Dann werden vom oberen Rand vier oder auch mehr gleich lange Einschnitte gemacht (3) und die einzelnen Teile gleich Flügel schieß nach außen geschlagen. Dabei achtet auf die strichliert eingezeichneten Bäume der Figur 3.



Zuletzt sieht die „fliegende Düte“ so aus, wie sie die Skizze 4 darstellt. Kräftig durch die Luft geschleudert, wird sie ruhig und unter stetiger Drehung langsam ihre Bahn ziehen. Da das Ding so leicht und einfach selber herzustellen ist, tut es auch gar nichts, wenn die eine oder andere Düte etwa einmal verlorengehen sollte oder ihr unruhliches Ende in irgendeinem Ofen fände, denn in wenigen Augenblicken ist dafür leicht doppelter Ersatz zu schaffen. Mit diesem Spielzeug lassen sich auch recht lustige Wettbewerbe durchführen.

Barbarazweige

Fast ist es schon zu spät „Barbarazweige“ im Zimmer anzustellen.

Ihr wißt nicht, was Barbarazweige sind? Das ist ein alter Brauch in Wien, aber auch in den Alpenländern. Man stellt drei bis vier Wochen vor Weihnachten Zweige von Kirschen oder Pfämenblümen, von Gesträuchen wie Forsythia, Ribis und Kreuzdorn in Vasen oder Wasserflaschen ins Wohnzimmer oder noch besser in die stets viel Wasserdunst enthaltende Küche. In drei bis vier Wochen entfalten die meisten Zweige ihre prächtigen Blüten und ihr könnt euch mitten im frostigen Winter daran erfreuen.

Und wenn die Zweige nicht blühen? Dann habt ihr eben schlechte Zweige erwischt und dies bedeutet nicht, daß der Besitzer des Zweigleins im nächsten Jahr sterben muß. Die Leser der „Bunten Woche“ sind nicht abergläubisch!

Das Ergebnis unseres großen Weihnachtspreisausschreibens

Abenteuer zu erleben ist schwer, aber Abenteuer zu beschreiben noch viel schwerer. Trotzdem haben über 70 Buben und Mädchen uns sehr schöne selbsterlebte Geschichten eingeschickt. Die drei besten wollen wir in den nächsten Nummern abdrucken.

Erster Preis: Josefine Weißberger, 13 Jahre alt, Wien XXI, Oudenzstraße 144, Siedlung Hirschstetten. (Teilnahme an einer Winter- oder Sommerkolonie.)

Zweiter Preis: Martha Bartushek, 11 Jahre alt, Leonstein Nr. 18, Oberösterreich. (Ein paar Ski oder Eisschuhe.)

Dritter Preis: Johann Thil, 14 Jahre alt, Wien X, Scheugasse 18, 2/13. (Einen Photoapparat.)

Die Wiener Preisträger werden verständigt, wann sie sich die Anweisungen für ihre Preise in der Redaktion der „Bunten Woche“ begeben sollen. Martha Bartushek in Leonstein bekommt brieflichen Bescheid.

In der nächsten Nummer werden wir die Namen der übrigen Preisträger veröffentlichen.

Die Laterne

VON N. KNIASMENSKY

Genadi läuft freudig nach Hause. In seiner rechten Hand schwingt er eine gelbe Schachtel aus Pappe, und er schreit, daß es alle im Hause hören: „Jetzt ist sie eingeschraubt! Sie ist eingeschraubt!“

Der Vater, der eben bei Tisch sitzt und eilig wie gewöhnlich seine Rascha, seinen Diefel, löffelt, ruft dem Jungen zu: „Was brüllst du denn da herum, Bub? Brennt's vielleicht noch?“

„Jetzt grad haben I die Lampe eingeschraubt. Heute abends wird sie schon brennen“, antwortete der Junge, ganz außer Atem. „Wie ich bei der Laterne vorbeigekommen bin, da habe ich die Schachtel liegen gesehen. In und in der Schale sind auch die Lampen in solchen Schachteln gekommen. Da habe ich in die Höhe geschaut und die Lampe war wirklich da. Eine ganz dicke Lampe.“

Dann gibt's bald Streit um die Schachtel. Dann heult der Njura, und die Njura hilft ihm. Der Vater hat schon längst voll Ärger zugehört und endlich reißt ihm die Geduld. Schweißend gibt er dem Genadi ein Kopfstück, da heult auch der. Aber der Vater macht ein Ende: „Doch du immer Unruhe stiften mußt. Bis jetzt war es still zu Hause. Du kommst, und schon ist die Streiterei fertig.“

Aber der Vater hat wenig Zeit, sich weiter um die Dinge zu kümmern. Er muß in die Arbeit. Wie er bei dem Laternenmast vorbeikommt, schaut er hinauf, lacht ein bißchen vor sich hin: „Schau, schau, auch bei uns! Wie auf der Leninstraße...“

Zu Hause können die Kinder den Abend gar nicht erwarten. Genadi läuft alle Minuten auf die Straße schauen, ob die Lampe auch noch ganz ist. Endlich, endlich wird es langsam dunkel. Da drängen sich drei neugierige Augenpaare an die grauen Scheiben des kleinen Fensters. Die kleine Njura ist auch ungeduldig und trommelt mit den winzigen Fäustchen auf den Tisch und beifelt: „Geht mich hinaus, aber schnell, ich bin ja die Kleinste!“ Der Njura hält sich schon für groß — obwohl er selbst auf den Sessel steigen muß, wenn er der Njura die Tür aufmachen will. Genadi hebt Njura auf den Sessel, schiebt sie nahe ans Fenster, und nun ist es ganz, ganz ruhig im Zimmer. Alle drei warten mit ungeduldigen Augen auf das Licht.

Sie müssen lange warten. Die dicke Lampe hängt wie schlaftrig hoch oben auf ihrem Raß, als ob es sie gar nichts angehe, daß rings das Dunkel immer dichter wird. Es wird immer mehr finster. Njura fragt plötzlich ganz unermutet: „Geni! Aber wer wird das Petroleum in der Laterne nachfüllen?“

„Du bist aber dumm!“ antwortet der Bruder, „das Elektrische brennt doch ohne Petroleum.“

„Wie denn sonst?“

„Durch den Strom!“

Da ist der Njura einen Augenblick ruhig. Er denkt nach und fragt gleich wieder: „Und wer füllt den Strom ein?“

„Na, du Dummkopf“, mündert sich Genadi. „Der Strom fließt selbst. Der wird nicht eingegüllt — deswegen sind doch die Drähte da!“

Njura ist beleidigt und schweigt darum. Er denkt selbst über den Strom nach: Wie er wohl riecht? Sicher nach Petroleum! Er magt den Bruder, nicht mehr zu fragen, denn der könnte wild werden und vielleicht gar mit Kopfstücken antworten. Dann müßte er weinen und könnte die Laterne nicht sehen. Die kleine Njura strampelt mit den Füßen und schreit: „Gleich wird's brennen! Gleich!“ Njura und Genadi schauen auf die Laterne und warten. Noch eine Minute, noch eine Minute und noch eine...

Es ist ganz ruhig, aber Njura kann nicht lange ruhig bleiben und fragt den Bruder: „Woher wird denn die Laterne angezündet?“

„Das weiß doch jeder, wo. Von...“ Er denkt einen Augenblick nach und sagt dann sicher: „Auf der Station, auf der Station.“

„Auf der Station, von der wir zur Großmutter gefahren sind?“

Zur Großmutter fährt man ja von der Eisenbahnstation. Und das ist die elektrische Station, aber die ist auch groß, verfußt Genadi zu erklären. Njura aber fragt weiter, doch Genadi schweigt und Njura versteht, daß der Bruder ihn für dumm hält, mit ihm nicht sprechen will. Das frant ihn und er läßt Njura: „Grad da mußt du sitzen!“ Njura verzicht das Gesicht und meint: „Njura hält ihm die Faust vor die Nase: „Du, gib acht, kannst nie anderen Ruhe lassen.“

„Was willst...“

Aber in diesem Augenblick springt ganz unerwartet das Licht aus der Laterne. Das Fenster wird hell und blinzelt fröhlich zum braunen Brunnentafeln hinüber, zum halberbrochenen Baun des Gemüsegartens. Die Kinder am Fenster sind vor Staunen ganz erstarrt. Zuerst schreit Njura: „Es brennt! Es brennt!“ Genadi schlägt vor Freude den aller schönsten Purzelbaum. Auch Njura ruft mit seiner hohen Stimme: „Es brennt! Es brennt!“ In seinem Entzücken rennt er mit der Sten an die Tischplatte. Das tut schrecklich weh. Er will weinen. Aber er überlegt es sich und läuft zur Mutter in die Küche, reißt sie am Rock: „Mütterchen, es brennt, komm schon!“ Die Mutter geht ins Zimmer mit, blüht auf das helle Gähnen hinaus und meint zufrieden: „Run, Gott sei Dank! Jetzt ist's gut. Jetzt werden auch die Wanditen verschwinden...!“

Njura liegt ruhig im Bette, kann aber heute nicht einschlafen. Immer verfolgt er den Lichtstreifen auf der Wand: „Hein ist das. Eine Lampe haben sie aufgehängt und die Wanditen sind verschwunden. Was sind das für Wanditen? Warum ist es schlechter für sie — bei Licht!“ Njura beneidet den Bruder. Er hat's gut, er weiß alles: „Geni, hörst, Geni, warum ist die Lampe schlecht für die Wanditen?“

„Weil man sie sieht.“

„Wer sind sie?“

„Wanditen.“

Njura denkt wieder nach. Wanditen, was sind das für Leute? Aber er kann es sich nicht erklären: „Warum hat man früher keine Lampen hergestell?“

„Weil noch die alte Regierung war“, sagt Genadi. Njura aber kann nicht zur Ruhe kommen: „Die alte Regierung — was ist das?“

„Der Zar.“

Aber auch das Wort „Zar“ versteht Njura nicht. Er legt die Stirn in nachdenkliche Falten und flüstert zitternd: „Ich hab' so Angst.“

„Woher?“

„Vor dem Zaren.“

„Aber, Njura, jetzt gibt es ja keinen Zaren mehr.“

„Und Wanditen gibt's noch?“

„Wanditen gibt's.“

„Wo sind die jetzt?“

„Wo es finster ist.“

„Und wo ist der Zar?“ Genadi schweigt, denn er weiß nicht, wo der Zar ist. Er weiß nur, daß er fort ist. Njura wartet auf Antwort, kommt aber selbst darauf und meint mutig: „Ruh dort, wo es finster ist — nicht wahr?“

„Ja, gib Ruh! Ruh mich schlafen.“

Njura liegt und denkt an vieles, und sieht Bilder: Wanditen, ähnlich heißen Regenschirmen. Kriechen den Raß hoch — zur Lampe. Oben angekommen, verwandeln sie sich plötzlich in den Zaren. Aus dem Zaren wird des Vaters Pelzmütze, die ja geraubt wurde. Die dreht sich schwerfällig über die Lampe und große Schalten kriechen durch das Gähnen. Es wird finster. Njura ist furchterlich erschrocken, weint hoffnungslos.

„Was hast du, Njura?“

„Ich habe solche Angst. Die Laterne ist fort, und ohne Laterne ist es schrecklich.“

„Hör doch auf. Du hast ja nur geträumt!“

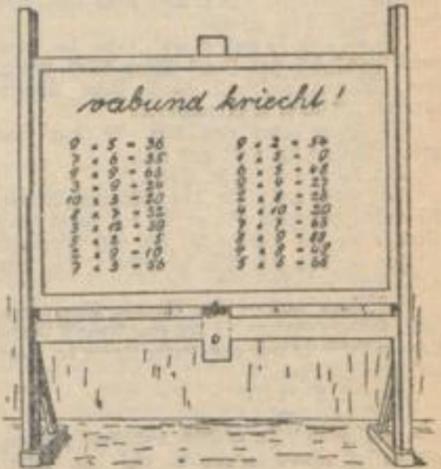
Da traut sich Njura endlich die Augen zu öffnen und sieht an der Wand den warmen Lichtstreifen. Ganz freudig fragt er: „Ist sie wirklich nicht ausgelöscht?“

„Ich werd dich morgen schon auslöschen“, sagt der Bruder jernig. Trotz seinem Jern wirft aber auch er einen liebevollen Blick auf die helle Nacht im Gähnen. Njura steht aber vorichtig auf, klettert beim Fenster auf einen Sessel und schaut lange auf die durch die Nacht glänzende Laterne.

Dann legt er sich nieder, in dem besten Glauben, daß niemand die Laterne auszulöschen magt. Jetzt schläft er sofort ein, und schläft fest und glücklich.

Denk einmal nach!

Unser Rätselzeichner hat sich hier verschiedene Scherze erlaubt. Schon daß er eine weiße Tafel zeichnete, ist noch nie dagewesen. Aber erst die Rechnungen! Und die beiden sonderbaren Worte „abund kriecht!“. Da, soll



jemand klug werden. Und doch soll aus diesen falschen Dingen ein wahres Sprichwort entstehen?

Aber halt! Vielleicht ist bei den Rechnungen nur etwas falsch, und diese Zahl, richtiggestellt und mit den 13 Buchstaben oben in irgendeine Verbindung gebracht, ergibt vielleicht die Lösung. Probieren wir's.

Schreibt uns alle die Lösung und wie ihr das zuwege gebracht habt. Ihr braucht nur gut multiplizieren zu können. Wir setzen als Preise wieder drei hübsche Bücher aus.

Und die's nicht können, die sollen es nur recht gut lernen. Ihr seht, man kann Erlornes überall brauchen.

Lösung des Jugendpreisträtsels aus Nr. 6 der „Bunten Woche“:

Das Jugendpreisträtsel aus der „Bunten Woche“ Nr. 6 war so leicht, daß wir die Lösung gar nicht abdrucken wollen. Viele unserer Freunde haben den „Überfall“ ganz ausgezeichnet ergänzt und wir können wieder drei hübsche Preise verteilen.

Auch die „schwere Frage“ wurde von vielen richtig beantwortet: Die weißen Schafe verbrauchen deswegen mehr Futter als die schwarzen, weil es eben viel mehr weiße als schwarze Schafe gibt. (Ihr schreit: „Au, alter Aufsitzer!“ — nun, es sind doch viele darauf hineingefallen.)

Die Gewinner:

Karl Moser, V. Bacherplatz 6; Hedwig Blaich, XVII, Reichthausenstraße 27, 1/9; Kurt Pillwein, Hohenberg 20, Traisental.

Die Seite für die Jungen redigiert Anton Tschak

Die lebenden Schneemänner



Lustig ist die Schleiferei. Kurt und Kitty sind dabei.

Doch da kommt, indem sie gleiten, Poltzel von beiden Seiten.



Kein Versteck ist in der Näh'. Plumps, sie wälzen sich im Schnee.

Mäuschenstill kann man sie seh'n. Wie ein rechter Schneemann steh'n.



Jeder Polizeimann lacht: „Ei, wie hübsch sind die gemacht!“

Die Gefahr ist fort! Und helter Schleifen Kurt und Kitty weiter!



Sporthaus „Zur Touristin“ MATHILDE WIENER V. Reinsprechtsdorferstr. 57

Gibt es eine empfängnisfreie Zeit der Frau?

Von

Dr. PAUL STEIN.

Vor einiger Zeit ist die alte Lehre, mit der vor mehr als fünfzig Jahren der Arzt Capellmann in seiner Pastoralmedizin so großes Aufsehen gemacht hat, die Lehre, daß es gewisse Tage im Leben der Frauen gebe, in denen eine Befruchtung im Geschlechtsverkehr höchst unwahrscheinlich sei, in modernisierter Form wieder aufgefunden.

Aber überraschend und neu war doch seine Behauptung, daß die alte Ansicht, die Frau sei zu jeder Zeit in gleicher Weise „empfangnisfähig“, nicht zutreffend sei. Und nun ist diese Behauptung in modernwissenschaftlichem Gewande, gestützt auf medizinische Beobachtungen, wieder aufgetaucht.

Die Lehre von Knaus ging von der wissenschaftlichen Anschauung aus, daß der Geschlechtsapparat der Frau ein Ei, das von lebensfähigem männlichem Samen erreicht und befruchtet werden kann, nur während einer bestimmten Zeit beherberge. Nur zwischen dem elften und dem siebzehnten Tage, gerechnet vom ersten Tag der vergangenen Monatsregel, kann nach Knaus ein Liebesverkehr zu einer Schwangerschaft führen.

Gleichzeitig mit Professor Knaus hat der japanische Arzt Ogino eine „empfangnisfreie Zeit“ auf ganz andere Zeit berechnet als Knaus. Aber die „empfangnisfreie Tage“ nach Oginos Lehre fallen am Ende doch ungefähr in die Zeit, die Knaus als sicher empfangnisfreie Zeit angegeben hat.

Nun aber die große Frage, die entscheidende Frage: Hat die Praxis des Lebens die Richtigkeit der Knaus-Ogino'schen Methode bestätigt? Die günstige Antwort kann nur lauten: Es gibt wohl Frauen, die in der angegebenen Zeitspanne weniger, vielleicht sogar überhaupt nicht empfänglich sind. Aber immer zahlreicher werden die Berichte aus Vöden- und Ärztekreisen, die vor der Unverlässlichkeit der Methode warnen!

In der Wissenschaft bestehen noch große Meinungsverschiedenheiten über die Voraussetzungen, die erfüllt sein müßten, wenn wir tatsächlich eine empfangnisfreie Zeit aus dem wechselnden Geschehen im Organismus der Frau mit allgemeiner Gültigkeit ableiten wollten: An welchem Tage zwischen zwei Monatsregeln, „Perioden“, tritt das gereifte Ei aus dem Eierstock aus? Wie lange Zeit nach einem Liebesakt sind die Samenzellen des Mannes im Leib der Frau noch lebens- und befruchtungsfähig? Wie lange ist die Eizelle, die aus dem Eierstock in den Eileiter ge-

treten ist, wo sie vom Samen erreicht werden kann, noch lebensfähig, noch fähig, sich mit der Samenzelle vereinigt, zur keimenden Frucht zu entfalten? Dies sind die Fragen, die eben in diesen Tagen ein deutscher Frauenarzt in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ mit Recht als die noch nicht mit Sicherheit gelösten Grundfragen bezeichnet hat, die zur Klärung des großen und bedeutsamen Problems einer empfangnisfreien Zeit, in der die Frau vor ungewollter Schwangerschaft sicher ist, in wissenschaftlich eindeutiger Weise beantwortet werden müßten.

... wie ein Ei dem anderen Geschichten berühmter Doppelgänger

Von

Dr. HENRY LAWRENCE, San Franzisko

Von einem Kaiser aus der chinesischen Ming-Dynastie wird berichtet, daß er immer eine große Reihe von Beamten auf die Jagd nach solchen Untertanen seines Reiches schickte, die ihm nach Gestalt und Gesicht möglichst ähnlich waren. Solche Personen wurden dann in einem gefängnisähnlichen Haus der kaiserlichen Stadt aufbewahrt und später der Reihe nach zur Befriedigung des „Gerechtigkeitsgefühls“ des Kaisers geopfert. Wie jeder andere Mensch war auch der Herrscher gewissen Schwächen Eigenschaften und Schwächen unterworfen, für die er jedoch als „Sohn des Himmels“ nicht zur Verantwortung gezogen werden durfte. Die Strafe, die für gewöhnliche Untertanen des Reiches auf Vergehen stand, wie der Kaiser sie beging, wurde dafür dann an einem seiner Doppelgänger vollzogen.

Charlie Chaplin II

Daß ein Mensch tausend Dollar in der Woche bekommt, nur damit man ihn dadurch von der Arbeit fernhält, geschieht gewiß nicht oft, passiert aber dem Italiener Eugen Verdi in Hollywood. Dieser verundzwanzigjährige junge Mann tauchte vor etwa Jahresfrist in der Filmstadt auf, um sich als Statist fortzubringen. Er hatte nicht nur Talent, sondern das in diesem Beruf noch viel notwendigeres Glück und wurde bald in kleineren Rollen verwendet. Als er jedoch vor einigen Monaten einen Vagabunden zu spielen hatte, begrüßte er damit gleichzeitig jede Aussicht auf ferneren Aufstieg zum Ruhm. Was vorher noch keinem der Filmschleute aufgefallen war, zeigte die Leinwand mit erstaunlicher Deutlichkeit: eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit Charlie Chaplin! Da man auf die Sensationslust des amerikanischen Publikums selten zu Unrecht spekuliert, so beschloß man, einen Film herauszubringen, in welchem man Verdi so kostümiert und zu recht gemacht hatte, daß er von Chaplin überhaupt nicht mehr zu unterscheiden war. Dieser Film war schon zur Weiterleitung an die Verleihanstalten fertig, als der echte Chaplin von der Sache hörte und sich im Atelier der Hersteller den Film ansah. Zwar mußte Chaplin zugeben, daß sein Doppelgänger recht viel Talent besaß, aber er war doch gleichzeitig der Ansicht, daß zwei Chaplins zuviel seien. Kurz entschlossen kaufte er also den fertigen Film und engagierte Verdi mit einem zehnjährigen Kontrakt für seine eigene Gesellschaft. Dort erhält er nun zwar ein Wochenhonorar von tausend Dollar, wie aber bei Aufnahmen überhaupt nicht verwendet und darf sich keinesfalls schauspielerisch betätigen.

Rockefeller als Heiratsschwindler

Auch der Ökonomie John Rockefeller jun. mußte erst vor ein paar Wochen feststellen, daß er einen recht unsympathischen Doppelgänger hat. In Miami, dem eleganten Bad Floridas, tauchte im kostbaren Rolls Royce ein Mann auf, der sich als der erwähnte Krösus in das Hotelregister eintrug. Wirkte schon der Name allein Wunder, so glaubte man die Identität um so eher zweifellos festgestellt, als eine illustrierte Wochenschrift zufällig gleichzeitig ein Bild des Rockefeller brachte, welches man unbedingt für eine Photographie des angekommenen Gastes halten mußte. Im Verlauf von wenigen Tagen hatte sich der reiche Amerikaner der Tochter eines der bedeutendsten Warenhausbesitzer von New York genähert und ihr versprochen, daß er sich von seiner Frau scheiden lassen und sie sodann heiraten wolle. Es gelang ihm sogar, unter allerlei Ausreden einen Teil der Juwelen

des jungen Mädchens in seine Hand zu bekommen, worauf er dann eines Tages spurlos verschwand. Der echte Rockefeller, an den man sich schließlich wandte, lebte natürlich entrüstet jeden Zusammenhang mit der Affäre ab, erlegte aber der jungen Dame trotzdem den gestohlenen Schmuck, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Durch eine Agentur von Privatdetektiven hat man übrigens inzwischen festgestellt, daß der vornehme Gast in Miami der erst kurz vorher entlassene Zuchthausler Paul Langert war.

Königliche Doppelgänger

Auch historische Beispiele haben wir für die Unannehmlichkeiten, in die hochstehende oder bekannte Persönlichkeiten durch ihre Doppelgänger geraten sind. So ähnelte die Gräfin Eleonore de Condreux der französischen Königin Maria Antoinette in jeder Hinsicht so vollkommen, daß während der Revolutionszeit bei ihrem Erscheinen kein Mensch daran glauben wollte, daß die richtige Königin wirklich hingerichtet sei. Da ihr Mann ohnehin der Royalistenpartei angehörte, machten die Jakobiner dem aus der Ähnlichkeit entspringenden Aufsehen kurzerhand ein Ende und warfen die Gräfin ins Gefängnis. Als Gefangene verliebte sich der Revolutionsheld Lambert in sie und besiegelte damit gleichzeitig sein eigenes Schicksal. In seinem Streben, der Gräfin seinen Schatz angedeihen zu lassen, erregte er das Mißfallen der übrigen Jakobinerführer und wurde zusammen mit seiner Geliebten zum Tode verurteilt.

Im Jahre 1936 tauchte in der Ukraine ein Mann auf, der sich für den Baron Mikolajus II. ausgab und diesem auch wirklich so ähnlich sah, daß selbst frühere Hofbeamte sich täuschen ließen. Dieser Mann veruchte das Volk zur Auflehnung gegen die Sowjetbehörden zu überreden, indem er ihnen für ihre Hilfeleistung Ämter und Ehren versprach. Sein Treiben hatte so viel Erfolg, daß sich in Kiew bereits ein Komitee gebildet hatte, welches sich eifrig mit der Anwerbung von Parteigängern befaßte, die den Kern des gegenrevolutionären Heeres bilden sollten. Schließlich erfuhr aber die Sowjetbehörden von der Sache und verhafteten eine Reihe der Beteiligten, ohne jedoch den falschen Zaren selbst in ihre Hände zu bekommen. Es heißt jetzt allgemein, daß der betreffende Mann ein illegitimer Sproß aus dem Hause Romanow gewesen sei, wodurch seine Ähnlichkeit dann allerdings eine gewisse Erklärung finden würde.

Auch der jetzige englische König hatte bis vor wenigen Jahren einen Doppelgänger, den Bankprokuristen Edward Browning. Man wurde auf diesen aufmerksam, als er eines Abends im Grand in der Oper erschien und ein paar im Kriegsdienst erworbene Ordensbändchen trug. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß der König inognito im Theater weile, und das Orchester stimmte unmittelbar die Nationalhymne an. Browning erklärte zwar den Irrtum sofort, ohne daß man ihm anfänglich recht glauben schenken wollte. Am nächsten Tag erfuhr der König von dieser Episode und ließ sich seinen Doppelgänger vorstellen, an dem er so viel Gefallen fand, daß der einfache Bankprokurist dann bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode ab und zu Gast im königlichen Hause gewesen ist.

Der Prinz von Wales hat seinerseits kein Ebenbild in dem Pariser Handlungsreisenden Charles Leblanc, dem auf Grund seiner Ähnlichkeit auch verschiedentlich königliche Quatimen dargebracht wurden. Für ihn hatte dies seltsame Spiel der Natur aber gleichzeitig insofern einen klugen Erfolg, als er für einen Film engagiert wurde, in dem er den Prinzen von Wales zu verkörpern hatte.

Henry Fords gefälschte Schecks

Bekannt geworden ist die Geschichte von dem Kunstphotographen James Edwards, der am 25. Februar 1939 gestorben ist und dem amerikanischen Automobilkönig Henry



Naschen sie ruhig... Lieben Sie Süßigkeiten? Und wollen trotzdem schlank sein? Durchaus möglich! Eine Tasse feinen Frühstückskräutertee (aus 10 natürlichen Kräutern, nicht Chemikalien) sorgt zuverlässig für die schlanken Linie. Die Packung 5 500 in allen Apotheken.

Dr. RICHTER'S ERNST'S Frühtücks-Kräutertee Depot: Kollon-Apothek, Wien, I.

Ford außerordentlich ähnlich sah. So wird erzählt, daß man sich ihm bei seinem Aufenthalt in Kanada, wo er sich zur Bildreportage befand, mit allerlei Projektion über die Finanzierung von Erfindungen näherte; nur mit Schwierigkeiten konnte er die Leute davon überzeugen, daß er wirklich nicht Henry Ford sei. Ein anderes Mal soll Edwards in seiner Verzweiflung über die Zudringlichkeit von ein paar Sammlern für einen Wohltätigkeitsfonds schließlich sogar einen Scheck auf ein paar tausend Dollar mit Henry Fords Unterschrift ausgestellt haben. Es heißt, daß Ford anfänglich über diese Dreistigkeit ziemlich ungehalten war, schließlich aber die Sache von der humoristischen Seite auffaßte und den Scheck tatsächlich einlöste. Als Ford dann das letzte Mal in London weilte, wurde ihm Edwards persönlich vorgestellt.

Am unangenehmsten muß es aber wohl sein, wenn man einem Verbrecher zum Verwechseln ähnlich sieht. Der Londoner Beamte Ernest Warner hat eine derartige Ähnlichkeit mit dem Einbrecher John Wilkins, daß er schon mehrfach an dessen Stelle von der Polizei verhaftet worden ist, wobei es ihm nicht immer sofort gelang, seine Identität zu beweisen. Warner führt jetzt regelmäßig einen von der Londoner Polizei besonders vidierten Pass bei sich, um allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Was plauscht Ihr Kind?

Die neue Preisfrage der „Bunten Woche“ an die Mütter

Diesmal eine Bitte an die Mütter unter unseren Leserinnen: Wollen Sie nicht an der „Bunten Woche“ mitarbeiten? Warum sollen all die netten und lustigen Kinderaussprüche, die gewöhnlich unter dem Titel „Kindermund“ in den Zeitungen zu finden sind, nur auf dem Umweg über den Witzredakteur den Weg in die Öffentlichkeit finden? Wir wollen den „Kindermund“ einmal direkt an der Quelle suchen — bei den Müttern! Ihre Kinder haben doch gewiß auch schon oft spaßige, unterhaltsame Dinge gesagt oder getan, die Sie gern Ihren Bekannten erzählt haben. Wir bitten Sie jetzt, diese fröhlichen Plauschereien Ihrer Kleinen auch den Lesern der „Bunten Woche“ zu erzählen. Schreiben Sie uns auf einer Postkarte irgendeinen lustigen Ausspruch Ihres Kindes. Wir werden die besten und unterhaltsamsten dieser eingesandten Aussprüche abdrucken und mit fünf Schilling honorieren. Also bitte, überlegen Sie sich nicht lange — stellen Sie Ihren Liebling den Lesern der „Bunten Woche“ vor!

Wieviel ist Ihr Körper wert?

7 Stangen Selte, 2000 Streichhölzer ...

Der englische Biologe Lawrence hat eine Berechnung aufgestellt, welchen Wert die chemisch-technische Verwertung eines menschlichen Körpers ergeben würde. Er kommt zu der beschämend niedrigen Summe von beiläufig 5 S.

Bei der Annahme, daß das durchschnittliche Gewicht des Menschen 70 kg ist, zeigt sich vorerst, daß der menschliche Körper 45 Liter Wasser enthält.

Aus den Fettstoffen könnte man 7 Stangen Selte gewinnen. Die Asche enthält Kohlenstoff, Phosphor, Eisen, Kalk und Schwefel.

Mit dem Kohlenstoff könnte man 2000 Bleistifminen herstellen, die Phosphormenge genügt für 2000 Streichhölzköpfchen, das Eisen ist nur in so geringer Menge enthalten, daß man einen mittelgroßen Nagel herstellen könnte, mit der Kalkmenge könnte man einen Hühnerstall weissen, und die Schwefelmenge würde für die Entlausung eines mittelgroßen Hundes genügen.

Roman der „Bunten Woche“

NORA HAT EINE FAMOSE IDEE

1 bis 8

Von Hermynia Zur Mühlen

I.

Nora Sternbach gähnte gelangweilt und streckte sich träge auf dem Liegestuhl. Es war zu heiß, um schlafen zu können; sogar hier auf dem großen Balkon machte die Schwüle der Augustnacht sich unangenehm bemerkbar. Der leise Wind, der im Garten das Laub der alten Bäume räumen ließ, war heiß und brachte keine Erfrischung.

Nora griff nach der Zeitung, die auf einem kleinen Tisch neben ihr lag, und begann darin zu blättern. Politik, das interessierte sie nicht; Nord, Selbstmord — wie viele Menschen sich jetzt umbringen; Sanktsteil — wozu das Leben? Ein langer Artikel: Die Elsterbank in Schwierigkeiten... Annoncen, vielleicht findet sie da eine geeignete Köchin; Martha hat in der letzten Woche dreimal die Suppe versalzen, das darf nicht sein.

In der Ferne tönte das Rattern eines Motors, kam näher, setzte aus. Nora hörte, wie das Parktor geöffnet wurde, der Motor abermals zu surren begann, nun bereits ganz nahe.

Sie runzelte die Stirn und warf einen Blick auf die kleine Armbanduhr. Zwölf... Das konnte doch nicht Ottokar sein, jetzt schon...

Das Auto machte halt. Nora hörte die leise Stimme ihres Mannes mit dem österreichischen Tonfall, den er trotz seinem zehnjährigen Aufenthalt in Deutschland noch nicht verloren hatte, dann die rauhe Stimme des Chauffeurs, der eine endlose Geschichte zu erzählen schien.

Endlich sagte der Mann: „Gute Nacht, Herr Graf“, und gleich darauf fuhr das Auto in die Richtung der Garage.

Nora stand auf, zupfte das etwas zerknüllte weiße Seidenpajama glatt und trat in den Salon. Als Ottokar die Tür öffnete, fragte sie mit leiser Ungeduld:

„Sag mir, um Gottes willen, warum kommst du denn schon nach Hause?“

Er küßte ihr die Hand. „Es ist zwölf vorbei, Nora. Ich wollte den armen Kerl, den Chauffeur, nicht noch länger warten lassen.“

„Warten lassen! Ottokar, hast du schon wieder vergessen? Hast du mich schon wieder nicht betrogen? Mein Gott, bist du unausstehlich.“

Der hochgewachsene schlau, blonde Mann blinnte Nora erschrocken an.

„Also denk dir, Nora, das hab' ich vollkommen vergessen. Ich sah im Café mit dem Professor Braun zusammen und wir haben uns verplauscht. Er hat eine äußerst interessante Entdeckung gemacht, wenn sie zutrifft, so ist in der Vererbungstheorie...“

„Lass mich mit deiner Vererbungstheorie zufrieden. Denk lieber an das arme Fräulein Zehrer, das seit zehn Uhr in der Reginalbar auf dich wartet. Jetzt hast du sie glücklich das viertelmal verfehlt. Wie soll denn unsere Scheidung je zustande kommen, wenn du regelmäßig vergißt, mich zu betrügen?“

„Wichtig, Fräulein Zehrer. Das war schrecklich rücksichtslos von mir. Ich werde ihr morgen zum Trost etwas Süßes schicken.“

„Du wirst morgen früh mit ihr nach Homburg fahren, dich dort mit ihr im Kurpark zeigen, die Nacht mit ihr im Hotel verbringen. Das geht so nicht weiter.“

Nora setzte sich an den kleinen Schreibtisch und hob den Hörer vom Telephon. Ihre schmalen Finger stellten die Verbindung her, hastig, ungeduldig. Nach einer kurzen Weile hörte sie die erwartete Stimme.

„Sie müssen verzeihen, liebes Fräulein Zehrer... Mein Mann hatte eine wichtige Besprechung...“ Sie schnitt Ottokar ein Gesicht: „Wie du schon eine wichtige Besprechung haben kannst.“ Sprach dann weiter in den Apparat: „Aber morgen bestimmt. Er hält Sie um elf Uhr ab. Köst Ihnen das? Wie? Was? Aber ich bitte Sie... es ist doch eine rein formelle Sache... Aber nein, gar nichts, er wird sich in einen Hautteufel setzen, und lesen, und Sie können die ganze Nacht schlafen... Liebes Fräulein Zehrer, ich hatte mich doch so auf Sie verlassen... Und jetzt auf einmal...“

Sie hängte den Hörer zurück und sagte ärgerlich:

„Da haben wir's. Sie hat sich verlobt. Will nicht mehr. Ihr Bräutigam könnte Verdacht schöpfen. Und dabei bist du doch so ungeschicklich... Also, was machen wir jetzt?“

Ottokar seufzte. „Es war wirklich unverantwortlich von mir, Nora, verzeih'. Wenn es nur eine andere Art gäbe, dir die Scheidung zu ermöglichen. Das Gesetz...“

„Halt' mir jetzt keinen Vortrag über die Gesetzgebung. Ich bin wütend. Ich glaube, du machst es absichtlich. Willst mir meine Freiheit nicht geben.“

Er sah sie wehmütig an. „Du wegst doch,

daß ich dir alles geben will, was du verlangst. Alles, auch das, was mir weh tut.“

Sie wurde plötzlich weicher gestimmt. „Du bist ein guter Kerl, Ottokar. Ich kann mir vorstellen, daß eine andere Frau sehr glücklich mit dir wäre. Aber ich...“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich weiß ja, daß ich langweilig bin, Nora. Viel zu still für dich. Du brauchst einen Menschen voller Lebendigkeit, nicht einen faden Kerl wie mich...“ Er schenkte einen Augenblick, sagte dann: „Aber ich verspreche dir, daß ich dich nicht noch länger warten lassen werde.“

„Vielleicht notierst du es dir: heute meine Frau betrügen.“

„Lach' mich nicht aus, Nora. Ich finde diese ganze Prozedur ekelhaft.“

„Ich ja eigentlich auch“, gab sie unvermittelt zu. „Es wäre viel netter, wenn wir einfach als gute Freunde auseinander gehen könnten. Wir sind ja wirklich gute Freunde. Aber es geht eben nicht. Und du willst doch nicht, daß ich...“

Er unterbrach sie, zum ersten Male mit einer gewissen Festigkeit: „Nein, ausgeschlossen. Auf keinen Fall. Das gebe ich nicht zu.“

Sie sah ihn mit einem forschenden Blick an. „Weshalb eigentlich, Ottokar? Aus Achtung vor deinem Namen, oder aus Liebe?“

Er zögerte. Wie sie dieses Zögern in den zwei Jahren ihrer Ehe haben gelernt hatte!

„Vielleicht beides“, sagte er dann. „Du weißt, Nora, daß ich wirklich nichts von meinem Titel halte, heutzutage bedeutet das nichts mehr. Aber wir sind immer laubere Menschen gewesen, und unseren Frauen konnte niemand etwas nachjagen. Du bist die letzte; im Gothaischen Adelskalender wird stehen: im Mannesstamme erloschen, und da möchte ich nicht...“

„Du wirst wieder heiraten.“

„Bestimmt nicht.“

„War die Ehe mit mir so schrecklich, daß sie dich von einem zweiten Experiment abschreckt?“

„Im Gegenteil, sie war so schön, daß ich keine andere Frau heiraten könnte.“

„Sprich nicht so, sonst bekomme ich am Ende noch Gewissensbisse. Weißt du, Ottokar, manchmal habe ich mir gedacht, wir würden uns herrlich vertragen, wenn wir weniger reich wären. Wenn ich etwas zu tun hätte.“

Sie lachte. „Aber das ist natürlich Unsinn. Du wärst ja verloren ohne dein Geld. Ohne deinen Reichtumswort, der alles verwaltet, alles für dich tut.“

Ottokar schob plötzlich das Blut in die Wangen.

„Ich scheine eine etwas klägliche Figur abzugeben“, meinte er bitter. „Und leider hast du recht.“

„Ich wollte dich nicht trüben. Sei nicht böse.“ Sie stand auf. „Ich gehe jetzt schlafen. Gute Nacht. Du darfst mich auch küssen, es sieht es ja niemand.“

Er beugte sich zu ihr nieder; sie reichte ihm kaum bis zur Schulter. Er küßte sie ganz leicht auf die Stirn.

Sie lachte ärgerlich. „Also, so küßt du eine Frau, die du noch immer liebst. Und dann wunderst du dich...“

„Ich wundere mich gar nicht.“

Er hielt die Tür offen und Nora verließ das Zimmer.

Ottokar warf sich mit einer müden Bewegung in einen tiefen Ledersessel, verlöschte die Schreibtischlampe und blieb im Dunkeln hörte man von der Straße her das Rumpeln eines Autos, oder aus dem Garten das verschlafene Krächzen eines Vogels. Einmal trat Ottokar auf den Balkon; in Noras Zimmer brannte noch immer Licht.

★

Nora konnte nicht einschlafen. Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere; sogar die leichte Seidendecke schien ihr zu heiß. Sie warf sie ab. Verlöschte die Bettlampe. Schloß die Augen. Versuchte, an nichts zu denken. Es war sehr still, nur hin und wieder aber auch das müde nichts. Gereizt knipste sie die Lampe abermals an, sprang aus dem Bett, nahm eine Zigarette und setzte sich an das breite Bogenfenster.

In der Ferne zuckten Blitze; Wetterleuchten. Und dann bedeckten mit einemmal tiefschwärze Wolken den ausgefärbten Himmel, als ob sie aus dem Nichts entstanden wären, durch die nächtliche Stille dröhnte Donner, und schwere Regentropfen prasselten auf das Laub nieder. Es roch gut nach Erde, und die Kühle war belebend nach dem heißen Tag und dem schwülen Abend.

Nora seufzte erleichtert auf; sie liebte Gewitter. Liebte alles Ungezähmte, Rärm in jeder Form, Jazz, Autorattern, das Kreischen und Klingeln der Straßenbahnen. Sie hatte vor ihrer Ehe zu viel Stille gefannt.

Ihre Gedanken kehrten zurück an den kleinen Badeort, wo ihr Vater Arzt war. Früher, lange vor ihrer Geburt, hatte es hier ein reges Leben gegeben. Aus allen Ländern waren berühmte Menschen hergekommen. An den allen Häusern prangten Inschriften und Gedenktafeln mit einstigen großen Namen. Jetzt aber war der kleine Ort verödet; in den Gärten standen verlassene große Rosenbüsche, und ihre Blätter fielen auf ungepflegte, von Ankraut überwucherte Wege. Die Parks mit ihren Quellen waren verwildert. Pensionen und Privathäuser schrien mit großen Tafeln brüllend nach Gästen, die nicht kamen.

Vor zwei Jahren, als Nora neunzehn war, kam ein eleganter junger Mann in die Sprechstunde des Vaters.

Die Mutter hatte ihn kommen gesehen, und am Abend quälte sie ihren Mann mit Fragen.

„Wer war das? Bleibt er länger hier? Was fehlt ihm?“

Der Vater schob die Brille auf die Stirn, wie er das immer tat, wenn ihn seine Frau zum Sprechen zwang, und erwiderte schlicht etwas gereizt:

„Ein Graf Sternbach, ein Österreicher.“

Nora erinnerte sich noch jetzt an das Aufleuchten in den kleinen blauen Augen der Mutter.

„Hat er Geld? Wo wohnt er?“

„Im Französischen Hof“, aber warum willst du das wissen?“

Die Mutter lächelte seltsam. Ihr Mann verstand sie nicht, aber Nora wußte, was die Fragen bedeuteten, wußte genau, daß die Mutter jetzt dachte: das wäre ein Mann für unsere Tochter, reich, ein Graf. Nora ist schön genug, um einen Grafen zu heiraten. Ich muß die Sache geschickt anpacken.

Ottokar war ein hübscher Mensch, und Nora wollte um jeden Preis fort. Das Schicksal hatte ihr hier eine Chance geschenkt; weshalb sie nicht ausnützen?

Nach vier Wochen machte Ottokar, stammelnd und stotternd, Nora den Heiratsantrag, den die Frau Doktor so ungeduldig erwartet. Weder Nora noch die Mutter wußten, daß der Widerspruch der Familie gegen die Ehe mit einer „kleinen Bürgerlichen“ viel zu Ottokars Entschluß beigetragen hatte. Er besah den grenzenlosen Eigenkinn stiller Menschen und fand außerdem alle Standesunterschiede lächerlich.

Sie heirateten im August, und Frau Behrend war glücklich. Sie konnte kaum den Mund öffnen, ohne „Mein Schwiegerohn, Graf Sternbach“ zu sagen, sie erschien sich selbst geabelt, und dankte Gott, wie sie sagte, auf den Knien, für das Glück ihrer einzigen, über alles geliebten Tochter.

Das Glück... Nora, in ihre Erinnerungen verfunken, zuckte ungeduldig die Achseln. Ja, die Heirat hatte ihr Geld und einen Titel gebracht; das Leben in der Großstadt, Vergnügungen, Erfolge als schöne Frau. Aber nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, hatte sie abermals die trostlose Langeweile verspürt, von der sie daheim gefoltert worden war.

Ottokar war rührend nett zu ihr, er verwöhnte sie, er tat alles, was sie wollte. Und sogar seine Eltern hatten sich mit ihr ausgezöhnt. Aber Ottokar langweilte sie, seine stille Art ging ihr auf die Nerven. Er konnte, wenn sie allein waren, stundenlang stumm dastehen, in ein Buch vertieft, ganz wie daheim der Vater. Sie wußte, daß er alles hatte, was sie liebte, Lärm, Trubel, daß es für ihn eine Dual war, sie zu Dinners und Empfängen zu begleiten.

Nora wurde nervös und unausstehlich. Ottokar verlor seine lebenswürdige Kluge nicht. Es war zum Verzweifeln. Wenn er nur einmal aufstrumpfen wollte, dachte sie häufig, einmal unangenehm werden, wie andere Menschen. Und sie sehnte sich fort nach der Mutter, die so gut Szenen zu machen verstand.

Wenn ich mich in einen anderen verlieben könnte, dachte sie oft. Das wäre eine Abwechslung, ich hätte Angst, daß Ottokar mich erwidert. Aber auch die anderen langweilten mich. Alles langweilte mich. Ich halte es nicht aus.

Nach zwei Jahren erklärte sie ihrem Mann, sie wollte sich scheiden lassen.

Er schien nicht besonders erschauert, sagte nur:

„Ganz wie du willst; ich bin froh, daß meine Eltern tot sind, die hätten sich das sehr zu Herzen genommen. Ich werde morgen mit meinem Rechtsanwalt sprechen. Natürlich nehme ich die Schuld auf mich.“

Nora war etwas enttäuscht; sie hatte erwartet, daß Ottokar versuchen würde, sie zu halten. Schließlich war sie ja wirklich sehr schön, und wenn sie wollte, konnte sie auch entzückend nett sein.

„Wir werden doch gute Freunde bleiben, nicht wahr, Ottokar?“ fragte sie etwas besorgten.

„Selbstverständlich. Und...“ er wurde rot und ein wenig verlegen, „das Geld... nicht wahr, du weißt doch, daß ich dich standesgemäß erhalten werde?“

Nora hatte nichts anderes erwartet, aber jetzt schämte sie sich, weil sie bereits mit dem Geld gerechnet hatte. Und weil sie sich schämte, sagte sie betont nüchtern: „Ich möchte auch die Villa.“

„Ganz wie du willst. Ich werde ja kaum hier bleiben, nach der Scheidung.“

Nora hatte damit gerechnet, daß sie in wenigen Wochen frei sein würde, doch hatte sie dabei nicht an Ottokars Zerstreutheit gedacht. Seit zwei Monaten vergaß er regelmäßig, ihr einen Scheidungsgrund zu geben. Nora runzelte nachdenklich die Stirn: vergaß er wirklich oder hoffte er noch immer, daß sie sich die Sache anders überlegen, sich von der Mutter beeinflussen lassen würde?

Die war, sobald sie von Noras Absicht erfahren hatte, angeirrt gekommen, aufgeregter, rot im Gesicht, den Hut schief auf dem Kopf.

„Du bist ja verrückt, Nora, das geht doch nicht. Was werden die Leute bei uns daheim sagen? Du weißt doch, wie die denken.“

Berschwommen hatte Nora vor sich die „Leute bei uns daheim“ gesehen, den Apotheker, die Hoteliers, den Pastor mit seiner dicken Frau, den Kurdirektor mit seiner mageren. Sie werden die Köpfe zusammensteden und tuscheln: „Wissen Sie schon? Die Tochter des Doktor Behrend wird geschieden. Die Eltern sagen natürlich, daß der Mann die Schuld trägt. Aber... Das Mädchen war schon immer so extravaganant. Es war unbegreiflich, daß dieser nette junge Mann sie geheiratet hat...“

„Ich muß mich ja schämen, wenn ich Bekannten begegne“, hatte die Mutter weinerlich hinzugefügt.

„Dann wirst du dich eben schämen.“ Frau Behrend leuchtete herzzerreißend und überfiel Ottokar, als dieser nach Hause kam.

„Ich habe mit meiner Tochter gebrochen“, sagte sie würdevoll. „Aber sie will mich nicht anhören. Ich muß ja sagen, lieber Ottokar, es ist nicht schön von dir, nach einer so kurzen Ehe deine Frau zu betrügen... Das hätte ich nicht von dir erwartet.“

Ottokar blinnte die erhitzte Frau hilflos an.

„Du bist doch ein Kavaller, ein Aristokrat, also wirklich, Ottokar, du hast mich tief enttäuscht.“

„Es tut mir leid, Mama.“

Später hat er seine Frau: „Schau, Nora, ich tu ja alles, was du willst, aber laß nicht die Mama auf mich los, ich habe immer Angst, daß ich die Wahrheit sage...“

Nora blinnte in den strömenden Regen hinaus und lachte leise, als sie an die Aussprachen zwischen der Mutter und Ottokar dachte. Dann wurde sie plötzlich ernst.

Schade, daß er mich so langweilt, dieser liebe, gute Mensch, dachte sie. Er benimmt sich so anständig. Und dieses ganze abgekartete Spiel... Aber ich muß frei sein, muß tun können, was ich will... Nach der Scheidung werde ich mein Leben genießen, endlich wirklich genießen. Werde Geld haben, einen Titel und keinen Mann dazu. Herrlich... Und er wird seine kleine Schwester zu sich nehmen, gut, daß Irene schon siebzehn und mit ihrer Erziehung fertig ist. Alles wird in schönster Ordnung sein.

Und sie legte sich gutgelaunt in das breite, niedrige Empirebett, rollte sich zusammen, knipste das Licht aus und schlief ein.

II.

Nora Sternbach hielt die Scheidungsurkunde in der Hand und lächelte zufrieden. Sie sah allein in ihrem kleinen Poudoir und schmiedete Pläne. Was wird sie jetzt tun? Verreisen, so bald wie möglich, damit nicht die Mutter jammernd und vorwurfsvoll daherkommt und sich womöglich auf unbestimmte Zeit bei ihrer „armen Tochter“ einquartiert.

Auf dem Mittelstück türmten sich Prospekte von Reisebüros, Schiffsahrtsgesellschaften. Sie wird nicht in die Schweiz oder nach Italien fahren, sondern ganz weit fort, nach den Südeinseln, nach Südamerika, irgendwohin, wo sie dem nahenden Winter entfliehen kann. Oder vielleicht wäre Kalifornien besser, Hollywood...?

Das Telephon klingelte. Nora hob den Hörer ab und erkannte Ottokars Stimme: „Darf ich zu dir kommen? Ich muß dir etwas mitteilen.“

Die Stimme klang anders als sonst, fast aufgeregter, wenn man bei Ottokar dieses Wort überhaupt gebrauchen konnte.

Selbstverständlich. Ich bin in zehn Minuten da. Der Diener, der ihn meldete, war sichtlich verlegen; er wußte nicht recht, was zu sagen. Nora unterdrückte ein Lächeln über das stammelnde: Der Herr Graf... Graf Sternbach läßt fragen...

Es war wirklich komisch, daß Ottokar sich bei ihr anmelden lassen mußte wie irgendein beliebiges Bekannter. Sie ging ihm entgegen. Das ist nett, daß du mich besuchst, sagte sie heiter. Ich wollte dich ohnehin bitten, einmal zu kommen. Ruh dir danken, daß du mir die Scheidung so erleichtert hast.

Er setzte sich ihr gegenüber in einen der kleinen Reihensessel, die er immer gehabt hatte, weil er nie wußte, wohin mit seinen langen Beinen. Ich habe heute einen Brief bekommen von meinem Rechtsanwalt... Er stotzte. Ja, und?

Nora, es fällt mir furchtbar schwer, es dir zu sagen... Wir hatten doch abgemacht, daß du monatlich achttausend Mark bekommst und...

Er blickte sie hilflos an. Na, aber ich verstehe nicht... Die Bank... begann er zögernd. Weist du, die Elsterbank, bei der ich alles hatte... sie hat ihre Zahlungen eingestellt... Mein ganzes Vermögen ist zum Teufel.

Nora erblickte. Sie schweig einen Augenblick und verlor die Ottokars Mitteilung zu begreifen. Dann sagte sie ungeduldig: Ja, aber um Gottes willen, hast du dich denn nie um diese Angelegenheiten gekümmert?

Nein, gab er zu. Das hat alles der Rechtsanwalt für mich gemacht. Ich konnte mich überhaupt nicht aus. Und jetzt ist irgendein großer Konzern in Konkurs gegangen und hat die Bank mitgerissen. Das schreibe mir der Rechtsanwalt. Was weiß denn ich von Konzernen, das bloße Wort war mir immer unpathisch. Ich sehe ja ein, daß ich falsch gehandelt habe. Schon deinetwegen hätte ich mich um die Sache kümmern müssen.

Er seufzte. Ich bin eben ein hoffnungsloser Teufel, Nora. Aber, daß du darunter leiden mußt...

Ist gar nichts mehr da? fragte sie. Zwanzigtausend Mark, die irgendwie, irgendwoanders angelegt waren. Ich wollte dir fünfzehntausend davon geben; fünf möchte ich, wenn es dir recht ist, behalten; ich muß doch auch für Irene sorgen.

Nora lachte hell auf: Mit fünfzehntausend Mark! Professor Braun ist bereit, mich in seinem Laboratorium anzustellen. Aber fürs erste bekomme ich nur ein winziges Gehalt.

Nora blickte ihn an. Wie anständig er war, wie hilflos. Wie sollte er zurecht kommen, in einem Leber das Brutalität, Reflekt, Trompetenlärm fordere?

Du wirst dich ja nie durchsehen, meinte sie ungeduldig. Argendwie wird es schon geben. Es ist nur deinetwegen... Du hattest doch dein Leben auf den Gedanken aufgebaut, keine Geldorgen zu haben. Wie wirst du es ertragen?

Na, also weicht du, sagte sie ehrlich, als Millionärin bin ich ja gerade nicht aufgemacht. Von daheim aus bin ich ans Sparen gewöhnt.

Es ist lieb von dir, daß du mir keine Vorwürfe machst. Sie schweig und überlegte. Er holte sein Zigarettenetui heraus und begann zu rauchen.

Du bist ja so schön, Nora, sagte er dann, wirst bestimmt bald wieder heiraten. Das ist bei dieser ganz verunsicherten Sache mein einziger Trost. Und einseitigen geht du vielleicht zu deinen Eltern...

Gott bewahre! Hält mir nicht ein. Ja, aber liebste, wir werden, das heißt, du wirst die Villa verkaufen müssen. Und auch das Auto, fürchte ich.

Nach Hause gehen, in die trostlose Ode zurückkehren, der sie vor zwei Jahren so freudig entflohen war. Zurück in ihr schäbiges kleines Mädchenzimmer mit der verblähten Tapete, deren gelbe Rosen auf braunem Grund sie immer so gebohrt hatte. Und wieder die endlosen Abende, die stets aufgeregte Stimme der Mutter, die von belanglosen Dingen redete, die Schadenfreude der Bekannten; natürlich, die Nora Behrend, die bei einem Kraken heiraten müssen, billiger hat die's nicht gegeben, und jetzt sitzt sie da, eine geschiedene Frau, ohne Geld...

Pöhllich fühlte sie, was alles ihr dieser Mann da in den zwei Jahren ihrer Ehe gegeben hatte; und was hatte sie ihm dafür gegeben?

Hör zu, sagte sie unvermittelt, jetzt, da die Sachen so stehen, bleiben wir beisammen.

Er starrte sie verständnislos an; sein Blick fiel auf die Scheidungsurkunde, die auf dem Tisch lag.

Wir sind doch geschieden, Nora. Das ist noch ein Glück für dich. Man läßt einen Mann nicht sitzen, wenn er alles verloren hat.

Das geht nicht, Nora. Natürlich geht es. Erstens sind zwanzigtausend mehr als fünfzehn und fünfzehntausend. Und dann, denk an Irene. Du wirst allein nie etwas erreichen. Aber ich... Sie wurde plötzlich ganz eifrig. Ich glaub mir, Ottokar, ich werde etwas finden, womit man Geld macht.

Und da soll ich mich von dir aushalten lassen? Wer spricht denn von aushalten? Sei doch nicht dumm.

Für Irene könnte ich etwas annehmen, sagte er langsam; es war ihm anzusehen, wie schwer ihm sogar dieses Jugendschicksal fiel. Sie ist siebzehn Jahre alt, verständig, weisfremd. Aber für mich... nein...

Sein Widerspruch reizte Nora. Er hatte ihr zwei Jahre lang immer nachgegeben. Sie stand auf und setzte sich auf die Lehne seines Sessels.

Sei doch nicht so eigensinnig, Ottokar, bettete sie. Das ist nicht Eigensinn. Also überheblichkeit. Warum willst du von mir nichts annehmen?

Er lächelte. Liebste, du verbrichst, als ob du schon jetzt ein Vermögen gemacht hättest. Und dabei besitzt du augenblicklich fünfzehntausend schätzbare Mark.

Siebzehntausend, verbesserte sie ihn lächelnd. Ich habe noch zweitausend von meinem Taschengeld übrig. Sie beugte

vor einem Monat ist sie ihm durchgegangen. Er wollte wieder heiraten, damit das Kind jemand hat, der für es sorgt. Aber er sagt, es sei schwer, eine gute Frau zu finden, und wenn er jetzt auch noch arbeitslos wird... Er hat eine nette kleine Zweizimmerwohnung, die wird er dann auch nicht mehr bezahlen können.

Herrgott, woher weist du denn das alles? Er hat es mir erzählt, und ich war einmal bei ihnen draußen; er wollte mir den Buben zeigen, ist furchtbar stolz auf ihn. Aber wer wird jetzt für den Kleinen sorgen? Wenn der Mann doch schon wieder geheiratet hätte, dann wäre alles leichter.

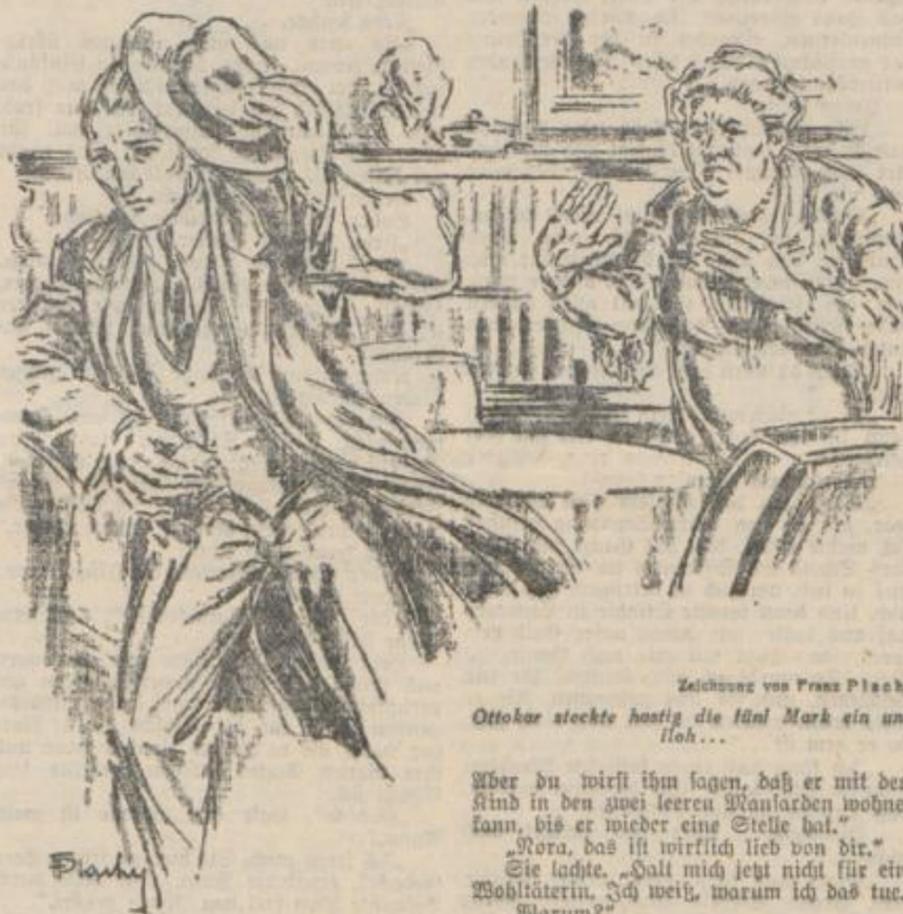
Nora kniff die Augen zusammen, wie immer, wenn sie angestrengt nachdachte. Er hat mir mehr als einmal gesagt, daß er einen ganzen Monatslohn hergäbe, wenn er nur die richtige Frau finden könnte. Ottokar war mit seinen Gedanken noch ganz beim Chauffeur.

Nora schweig beharrlich. Es wird arg sein, ihm zu kündigen, sagte Ottokar.

Er ist ein hübscher Mensch, meinte Nora. Sogar ein sehr hübscher Mensch. Ottokar sah sie erstaunt an. Was hat das damit zu tun?

Und es fällt ihm schwer, die richtige Frau zu finden? Ja, wenigstens sagt er es. Aber warum fragst du? Hier handelt es sich doch nicht um die eventuelle Frau des Chauffeurs, sondern um die Kündigung.

Weißt du was, Ottokar? Du wirst ihm kündigen, das Auto muß verkauft werden.



Zeichnung von Franz Pischy Ottokar steckte hastig die fünf Mark ein und loh...

sich zu ihm und fuhr ihm zärtlich über das dicke blonde Haar. Sieh, Ottokar, du kannst mich jetzt nicht im Stich lassen. Das wäre gar nicht anständig von dir. Ich brauche deine Hilfe.

Er sah sie etwas wehmütig an. Das ist das erste Mal, daß du mir so etwas sagst. Es ist die Wahrheit. Und ich brauche auch dich. Laß mich nicht allein. Wir werden Irene aus dem Pensionat in Genf holen und zu dir bringen.

Du vergißt, daß wir geschieden sind. Das bishere Scheidung, das ist doch ganz belanglos. Sie trat zur Schelle und drückte auf den Knopf.

Der Graf bleibt zum Essen hier, erklärte sie dem Diener. Und lagen Sie der Marie, daß sie kein Zimmer in Ordnung bringt. Er kommt morgen vormittag her.

Sehr wohl, Frau Gräfin. So, und jetzt wollen wir überlegen, Ottokar. Das Haus verkaufen wir nicht. Käufer bringen nichts ein, und wenn wir eine Wohnung mieten, müssen wir die bezahlen. Das Auto, sie leuzte bedauernd, das Auto werden wir wohl verkaufen müssen.

Der arme Chauffeur, sagte Ottokar. Nora lachte. Das sieht dir ähnlich. Du verlierst fast eine Million, und wen bedankst du; nicht dich, sondern den armen Chauffeur.

Ja, weicht du, es ist doch wegen des Kindes? Er hat einen kleinen Buben von drei Jahren, übrigens einen allerliebsten. Und keine Frau ist vor einem Jahr gestorben. Da hat er sich eine Freundin genommen, die für das Kind gesorgt hat. Und

genehmen Stunden denken, die vor ihm lagen. Während er mit den fremden Menschen plauderte, fiel ihm Noras Ausdruck von dem fremden Land ein. Hier, dieses Abteil, war ein fremdes Land, bevölkert von Bewohnern, deren Leben ihm rätselhaft und unbegreiflich erschien. Die Menschen sprachen von Summen, mit denen sie in einem Monat auskommen mußten, und Ottokar wurde rot, als er daran dachte, daß er bisher für Zigaretten mehr ausgegeben, als eine ganze dreiköpfige Familie zu verleben hatte.

Eine junge Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm meinte bitterlich. Sie erzählte von ihrem Mann, der im Krankenhaus lag; er war Bauarbeiter und ein Balken war ihm auf einen Fuß gefallen.

Und wir waren so glücklich, daß er Arbeit hatte. Als sie auf einer Zwischenstation ausstieg, drückte Ottokar ihr verlegen das ganze Geld in die Hand, das in seiner Börse war...

Dann erduldet er still und höflich zwei Stunden lang Frau Behrends Vorwürfe. Ottokar begriff nicht, wie ein Mensch so lange erden konnte, ohne heiler zu werden. Wenn doch Doktor Behrend heimkäme, dann würde die Frau vielleicht für einen Augenblick verstummen. Die Ohren taten ihm weh, und es begann ihm zu schwindeln, aber Frau Behrend redete und redete; sie schien keine Ermüdung zu empfinden.

Endlich war es dreiviertel sieben. Ottokar stand auf. Verzeih, Mama, aber ich muß gehen. Sonst veräume ich meinen Zug.

Als er draußen auf dem Korridor dem Mädchen ein Trinkgeld geben wollte, entdeckte er entsetzt, daß er nur noch zehn Pfennig hatte. Er mußte ins Wohnzimmer zurückgehen und Frau Behrend um das Jahrgeld anpumpen.

Sie lachte höhnisch, als sie ihm fünf Mark in die Hand drückte. Das fängt ja schon an. Du mußt meine arme Tochter unglücklich und dann verlanst du, daß wir dich erhalten!

Verzeih, Mama, ich schicke dir morgen sofort das Geld zurück. Das kennen wir schon; aber ich habe es ja immer gesagt: Aristokrat und Hochstapler, das ist ungefähr dasselbe.

Ottokar flocht hastig die fünf Mark ein und floh.

III. Hier Menschen standen in der Garage und nahmen Abschied von dem schönen, blau-lackierten Auto, das um elf bei seinem neuen Besitzer abgeliefert werden sollte.

Ottokar sah eigentlich nicht die Karosserie vor sich, sondern ein braunes Schülch, das vielgebaute, Schönschreibeheft, und auf der einen Seite mit frackiger, verwackelter Kunderschrift einen jener weißen Sprüche, mit denen derartige Hefte vollgeschrieben werden:

Nicht an die Güter hänge dein Herz, Die das Leben vergänglich zieren...

Er erinnerte sich nicht, wer diese Weisheit in Reime geflocht hatte, damals hatte er aller Kräfte bedurft, um den Schönschreibelehrer zufriedenzustellen, der Sinn der Worte hatte auf ihn keinen Eindruck gemacht. Heute aber begann er bei sich zu philosophieren: Die Güter, die das Leben vergänglich zieren. Warum sollte man nicht an sie sein Herz hängen, war doch auch das Leben etwas Vergängliches; mußte man es daher nicht so schön wie möglich gestalten? Vielleicht wäre die Welt heute besser daran, wenn ein großer Teil der Menschheit — Ottokar dachte an seine Mitreisenden in der dritten Klasse — auf den Besitz vergänglicher Güter bestanden hätten; und auch auf einen anderen kostbareren Besitz: dem Leben? Wenn sie es sich nicht in den grauenhaften Jahren des Krieges hätten rauben lassen, wie ein wertloses Ding, das man sinnlos, grundlos fortwirft?

Irenens helle Stimme unterbrach seine Gedanken. Auch sie war durch den Abschied vom Auto literarisch bewegt und zitierte mit spöttischer Wehmüt:

Zum Abschiednehmen jaßt das rechte Wetter, Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.

Gott sei Dank, dachte Ottokar, daß sie es nicht tragischer nimmt. Er blickte auf Nora; die war ein wenig blaß, ein wenig betrübt. Aber ehrlich war nur der Chauffeur. Der betrachtete mit feuchten Augen das Auto und sagte zornig:

Unser schöner Wagen! Jammerichad ist's um ihn. Der Bubi, der vermaltebeide, der ihn gekauft hat, kann ja nicht einmal ordentlich fahren. Und der Herr Graf hat ihn auch viel zu billig abgegeben. Wenn der Herr Graf auf mich gebört hätten...

Irene blickte auf ihre Armabduhr. Herr Huber, sagte sie zum Chauffeur, Sie müssen losfahren.

Der Chauffeur leuzte. Zum letztenmal. Nora verlor die Fassung.

In ein paar Monaten, Huber, werden Sie wieder am Steuer sitzen, meinte sie. Gott geb's, erwiderte der Chauffeur. Aber was die feinen Vent' und' und er warf einen mitleidigen Blick auf Ottokar,

Aber du wirst ihm sagen, daß er mit dem Kind in den zwei leeren Mansarden wohnen kann, bis er wieder eine Stelle hat.

Nora, das ist wirklich lieb von dir. Sie lachte. Galt mich jetzt nicht für eine Wohlthäterin. Ich weiß, warum ich das tue.

Warum? Das wirst du schon erfahren. Ihre Augen glänzten, ihr kleiner Mund lächelte übermütig.

Wir werden weiterkommen, Ottokar, du wirst schon sehen. Ich habe eine Idee, eine famosere Idee. Nein, ich sag dir noch nichts. Erst muß alles durchdacht werden...

Kann ich dabei mithelfen, oder soll ich die Anstellung bei Professor Braun annehmen? Rimm sie ruhig an. Ich kenne dich doch, weiß, daß dir diese Arbeit liegt und daß du unglücklich wärst, wenn nicht auch du etwas verdienen würdest.

Auch ich? Nora, was hast du vor? Sei doch nicht so gräßlich. Du kannst etwas tun, was viel, viel unangenehmer ist.

Was? Heute nachmittag zu den Eltern fahren und ihnen harmlos machen, daß wir wieder zusammen leben.

Nora! Ja, mein Lieber, dazu reicht meine Energie nicht, außerdem muß ich sie für wichtigere Dinge aufwahren.

Sie nahm vom Tisch das Kursbuch und blätterte darin. Wir essen um eins zu Mittag. Um drei Uhr fünfundzwanzig geht ein Zug. Mit dem wirst du fahren. Um sieben Uhr zehn fährst du zurück. Wir werden heute später zu Abend essen.

Am Fahrkartenschalter fiel ihm plötzlich ein, daß er sparen müsse und er nahm ein Billett dritter Klasse. Zum erstenmal in seinem Leben kniffte er mit den Mitreisenden ein Gespräch an. Er wollte nicht an die unan-

„wenn die einmal pleite gehen, die erholen sich nicht so rasch.“

Nora schob ihren Arm in den der Schwägerin.

„Du gefällst mir, Irene. Wir beide werden die steife schmeißen. Zuerst, als ich dich auf dem Bahnhof sah, bin ich erschrocken. Du siehst so zart aus, so blond und fein, als ob ein Windhauch dich fortwehen könnte, ich fürchtete, du würdest weinen, verzweifelt sein.“

„Quatsch! Ich bin bestimmt die Tüchtigste von uns dreien. Ich las mich nicht unterliegen, weder von Menschen noch vom Leben.“

„Du weißt ja nichts vom Leben“, sagte Ottokar ein wenig müde. „Was hast du denn in deinem Schweizer Pensionat gelernt?“

„Tennis spielen und Tanzen.“

„Damit macht man kein Vermögen.“

„Doch, Ottokar. Hast du noch nie von Tennisplayern gehört? Ich brauche nur noch ein wenig Übung, dann kann ich ein Professional werden. Schneid doch kein Gesicht, du hast es nicht nötig, ein Snob zu sein.“

Sie waren in Noras Boudoir angelangt; Nora zündete sich eine Zigarette an, Irene machte eine abnehmende Gebärde, als ihr die Schwägerin die Dose hinhielt:

„Rein, danke. Rauchen ist schlecht für die Hand.“

Sie setzte sich ans Fenster und blickte in den Herbstnebel hinaus.

„Warum verkauft ihr die Villa nicht?“

fragte sie.

„Ich war ja auch dafür“, sagte Ottokar.

„Aber Nora besteht darauf, daß wir sie behalten.“

„Ich brauche eine Villa, brauche schöne Räume“, erklärte Nora.

„Wozu?“

„Das werdet ihr schon erfahren. Nein, fragt mich nicht; ich weiß genau, daß Ottokar gegen meinen Plan sein wird. Er soll ihn erst erfahren, wenn er schon bewirklacht ist.“

„Aber ich habe schon den Dienern gekündigt und nur die zwei Mädchen und die Köchin behalten.“

„Das nennst du einschränken?“

„Rede nicht, Irene. Bevor du weißt, warum es sich handelt. Sag, Ottokar, gehst du nicht zu deinem Professor?“

„Ich dachte, wir würden uns besprechen, Pläne machen.“

„Werden wir auch, Irene und ich, aber ohne dich.“

„Also, wenn ich euch störe...“

Ottokar machte ein gekränktes Gesicht.

„Ja“, erwiderte Nora unerbittlich, „du störst uns. Geh jetzt.“

Und Ottokar gehorchte, wie immer, auch diesmal seiner Frau, die nicht mehr seine Frau war, und ging.



„So“, meinte Nora, sobald sich hinter Ottokar die Tür geschlossen hatte. „Jetzt an die Arbeit. Gib mir das Adressbuch her, Irene. Danke. Und jetzt setz dich an den Schreibtisch, du mußt Adressen schreiben.“

„Adressen? Das tun doch nur arme Leute in Romanen? Willst du damit Geld verdienen?“

„Sei kein Schaf.“ Nora blätterte im Adressbuch. „Warte: ja, da hast du einen Umschlag, sein, wie? Mit der Grafenkrone! Schreib jetzt: S. S., die Leute haben das gern, wenn man annimmt, sie seien hochgeboren.“

„Ich weiß es, im Anfang hat das auch mir Spaß gemacht. Also S. S. Frau Margot Widler, Sandweg 18, I.“

„Wer ist Frau Margot Widler?“

„Keine Ahnung! Aber im Adressbuch steht, daß sie eine Witwe ist, und der Name Margot ist vielversprechend. Eine Frau, die Margot heißt, will bestimmt wieder heiraten.“

„Sag einmal, Nora, bist du übergeschnappt? Was geht es uns an, ob diese Margot wieder heiraten will oder nicht?“

„Sehr viel, mein Kind. Hast du die Adresse geschrieben? Gib her.“

Nora nahm aus einem Stof eine auf Wüttenpapier gedruckte Karte und steckte sie in den Umschlag.

„So, und jetzt schreib: Herr von Ahlen, Reuterweg 3, VI. Der hat einen Adel und kein Geld. Vierter Stock, das sagt alles. Und Frau Margot hat Geld. Bist du fertig?“

„Ich schreibe keinen Buchstaben mehr, wenn du mir nicht erklärst, warum es sich handelt.“

„Um Einladungen.“

„Einladungen, jetzt, da wir auf jeden Pfennig leben müssen?“

„Gerade deshalb. Schreib: Fräulein Ridi Kager, nein, warte, Ridi, das klingt verdächtig, das ist keine tugendhafte Jungfrau, die einen Mann will. Zwar, diese Ridi ist bestimmt hübsch, ornamental, man wird sie brauchen können. Also schreib: Fräulein Ridi Kager, Liebstrauenberg 10, bei Grundel.“

„Nora, sag mir sofort, was dieser Wüttenpapp bedeutet.“

„Versprich, daß du es Ottokar nicht verraten wirst.“

„Ich verspreche.“

„Gut und heilig, auch wenn deine aristokratischen Gefühle durch meinen Plan verletzt werden.“

Irene lachte.

„Meine aristokratischen Gefühle sind mir, soweit ich welche hatte, in der Schweiz ausgetrieben worden. Ich schwöre, daß Ottokar nichts erfährt.“

„Also, dann hör mich an. Liebst du manchmal die Annoncen in der Zeitung?“

„Eigentlich nie.“

„Wenn du sie läsest, würdest du wissen, wie viele Leute heiraten wollen. Standesgemäß oder einheiraten. Da wird eine Frohnatur gesucht oder ein gemütvolles Mädchen, Blondine, Christin, musikalisch.“

„Junge Männer verkünden, daß sie einen Peter dreiundsechzig groß sind und sich nach einem trauten Heim sehnen. Schuldlos geschiedene Frauen — so wie ich — suchen einen Lebensgefährten, Krier, Naturfreund wünscht Eheglück. Glaubst du, daß die Leute sich finden? Glaubst du, daß der einen Peter dreiundsechzig große junge Mann mit der Frohnatur zusammenkommt, die ihm am Abend auf dem Klavier vorspielt? Oder daß der arische Naturfreund die schuldlos geschiedene Frau kennenlernt? Bestimmt nicht. Und wenn ja, wie und wo lernt er sie kennen? Auf ungemütliche Art, durch irgendeine kultur- und liebevolle Ehedermittlung. Das ist eines der Übel unserer Zeit, dem ich abhelfen werde. Sieh her.“

Und sie reichte der Schwägerin eine der auf Wüttenpapier gedruckten Karten:

„Gräfin Nora Sternbach gibt sich die Ehre, Herrn... zu einem ihrer Empfänge einzuladen. Beste Gelegenheit für Heiratslustige, Bekanntschaften mit passender Ehegefährtin zu schließen. Zwanglose Unterhaltung. Gutes Buffet.“

„Begreiffst du? Es gibt immer noch Idioten. Die gern zu einer Gräfin kommen; auch das weiß ich aus eigener Erfahrung. Die Leute werden uns das Haus einrennen, sie werden einander kennenlernen, einander in der Verklärung der glücklichen Salons leben, sich ineinander verlieben, heiraten...“

Irene lachte.

„Eine Schnapsidee, Nora, aber vielleicht hast du recht, vielleicht können wir auf diese Art Geld machen. Nur Ottokar, der wird doch nie...“

Ottokar wird überhaupt nichts wissen, zumindest im Anfang. Ich gebe einen Empfang, sage ihm, daß die Leute für mich eine Geschäftsverbindung sind, und er wird, wie das seine Art ist, mit allen äußerlich lebenswürdig sein. Außerdem wird er einen guten Statisten abgeben.“

„Nora, du wirst doch nicht deinen eigenen Mann...“

„Er ist nicht mehr mein Mann. Vielleicht kann ich ihn sogar auf diese Art gut verheiraten.“

Irene wurde ernst.

„Weißt du, daß ich sehr böse auf dich war, als ich von eurer Scheidung erfuhr? Ich wußte sofort, daß das Ganze mit Ottokars Schuld ein Schwindel sei. Er hat dich viel zu lieb, um dich zu betrügen. Ich haßte dich. Und dann tauchte Ottokar in Lausanne auf und sagte: wir haben unser Geld verloren, du mußt mit mir nach Hause, zu Nora. Da wurde ich ganz konfus. Ihr seid geschieden, und ihr lebt zusammen. Als er Geld hatte, wolltest du fort von ihm, jetzt, da er arm ist...“

„Ich kann doch einen hilflosen Menschen nicht im Stich lassen. Und du mußt zugeben, daß Ottokar wirklich hilflos ist.“

„Vielleicht... Aber das erklärt doch nicht...“

„Frag mich nicht über meine Gefühle aus, Irene. Schreib nun weiter: Herrn B. Ahrend, Bodenheimer Landstraße 97, II.“



„Ottokar“, sagte Nora, eine Woche nach dem sie die Einladungen verschickt hatte, beim Frühstück, „du kannst heute nach dem Diner nicht ausgehen. Es kommen ein paar Leute her. Du mußt da sein.“

„Leute? Wer denn?“

„Du kennst sie nicht. Es sind... sind Geschäftsbeziehungen, die ich angeknüpft habe. Menschen, die uns viel nützen können. Nicht wahr, du bleibst zu Hause und wirst lebenswürdig sein?“

„Liebe Nora, ich will dir ja in nichts hineinreden. Aber solche Einladungen kosten doch Geld, und wir...“

„In einem solchen Fall muß man eben sein Kapital antasten“, erwiderte Nora grobartig.

Ottokar zuckte die Achseln.

„Ich verstehe ja nichts von Geschäften. Vielleicht kennst du dich besser aus.“

„Bestimmt. Also, du bist da, nicht wahr?“

„Ganz wie du willst.“

Nach dem Frühstück setzten sich Irene und Nora zusammen und lasen noch einmal die Briefe durch, die als Antwort auf die Einladung gekommen waren.

„Also Margot kommt und Ridi und die Frohnatur und der einen Peter dreiundsechzig große junge Mann und der arische Naturfreund. Die Blondine, Christin, scheint leider inzwischen jemand gefunden oder es sich anders überlegt zu haben. Für die mußt du einspringen, Irene. Auch Herr v. Ahlen kommt, Reserveoffizier, um den mußt du dich besonders bemühen, falls wir keine passende Frau für ihn hier haben. Der darf uns nicht verlorengehen.“

Sie wählte in den Antworten:

„Da ist auch ein Graf, ältester Hochadel, schöne Erscheinung. Wenn wir den nicht anbringen...“

„Bist schon irgendein alter Kracher sein, der kein Geld hat.“

Das Mädchen betrat das Zimmer und überreichte Nora ein Telegramm. Sie las es und zerkrümelte es dann wütend in der Sand.

„Was ist denn los?“ fragte Irene.

„Die Mama! Sie sagt sich für heute Nachmittag an und will zwei Tage bleiben! Also, das hat mir gerade gefehlt!“

„Telegraphiere doch, daß sie erst morgen kommt.“

„Du kennst sie nicht. Wenn die sich in den Kopf gesetzt hat, heute zu kommen, so bringt nichts in der Welt sie davon ab.“

Nora stützte verzweifelt den Kopf in beide Hände.

„Was machen wir nun, Irene?“

„Schick sie ins Theater.“

„Sie haßt das Theater.“

Irene überlegte.

„Weißt du was?“ sagte sie schließlich.

„Du wirst deiner Mutter sagen, daß du einen kleinen Empfang hast, Geschäftsverbindungen.“

„Gut, das geht noch an, aber wie werde ich den Leuten die Mama erklären?“

„Herr B. Kramer, der ebenfalls zugesagt hat, sucht doch eine Witwe zwischen fünfzig und sechzig, um mit ihr einen harmonischen Lebensabend zu verbringen. Wir werden ihm deine Mutter als Witwe vorstellen.“

„Und der arme Mann soll glauben, daß jemand mit der Mama einen harmonischen Lebensabend verbringen kann?“

„Gib ihr ein „bons“, und gib auch ihm eins, dann wird deine Mutter schon lebenswürdig sein.“

Nora seufzte.

„Es wird uns nichts anderes übrigbleiben. Komm, Irene, wir wollen Einkäufe machen; bei den ersten Empfängen muß das Buffet wirklich gut sein. Ich bin nur froh, daß der Chauffeur eingewilligt hat, für heute als Diener zu fungieren. Das macht sich besser, als wenn ein Mädchen öffnet.“

Gegen neun Uhr klingelte es.

„Suber, im Frack, meldete feierlich: Frau Margot Widler.“

„Kul!“ flüsterte Irene, als eine junge, sehr hübsche Frau eintrat, schwarze Haare, schwarze Augen, die werden wir bei der jetzigen blonden Konjunktur schwer anbringen.“

Nora empfing die junge Frau mit großer Liebenswürdigkeit.

„Ich hoffe, Sie mißverstehen mein Kommen nicht, Gräfin Sternbach“, sagte Frau Margot. „Mir liegt nichts am Heiraten. Mein seliger Mann hat mir ein schönes Vermögen hinterlassen, aber ich wollte Sie gerne kennenlernen, deshalb komme ich her.“

„Ich freue mich sehr.“

„Über öffnete abermals die Flügeltüren: Herr Bedede.“

„Der arische Naturfreund“, flüsterte Irene hastig Nora zu.

Herr Bedede war klein und gedrungen und sprach mit einem unverkennbaren ostpreussischen Akzent. Er warf einen mißbilligenden Blick auf die hübsche Frau Margot, dann, als er Irezens blondes Haar und ihre blauen Augen erblickte, erhellte sein Gesicht sich.

„Bedede“, sagte er, „Bedede ist mein Name.“

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen, Herr Bedede“, erwiderte Nora. „Ich habe durch Bekannte schon viel von Ihnen gehört.“

„So, das ist schön. Sie dürfen nicht glauben, Frau Gräfin, daß ich es aufs Heiraten abgesehen habe. Aber man verkehrt eben gern in guten Kreisen, nicht wahr? Und so habe ich denn die Gelegenheit wahrgenommen... Darf ich fragen, wer Ihnen von mir erzählt hat?“

Nora wurde dunkelrot. Sie konnte doch nicht sagen: die Zeitung. Irene kam ihr zu Hilfe.

„Willst du uns nicht bekannt machen?“ fragte sie und warf Herrn Bedede einen koketten Blick zu.

„Bereit“, Herr Bedede, Komtesse Sternbach, Frau Widler.“

Herr Bedede verbeugte sich zweimal, einmal tief, vor der blonden Aristokratin, und einmal weniger tief vor der dunklen Frau Widler. Dann nahm er Platz, und Irene setzte sich neben ihn und begann von der Natur zu schwärmen.

Nun kamen die anderen Gäste in rascher Reihenfolge: Herr von Ahler, ein dicker, rotgesichtiger Mann, der wie ein Metzger ausah und sofort ein Auge auf Ridi Kager warf, die tatsächlich das zu sein schien, was Nora erwartet hatte; die Frohnatur, die Ernestine Balz hieß, gut in den Bierzig war und wie sieben Tage Regenwetter ausah; der einen Peter dreiundsechzig große junge Mann, der leicht stotterte und sich verlegen nach allen Seiten umblickte, als ob er einen Zufluchtsort suche. Und dann, als letzter, Graf Bonihy, kein alter Kracher, wie Irene angenommen hatte, sondern ein schöner, großer, schlanker Mann, von tadelloser Eleganz und zaubernden Manieren.

Ridi Kager ließ Herrn von Ahler sitzen und wandte sich dem Grafen zu, Margot Widler kokettierte heftig mit ihm, und über Ernestine Balz' wehmütiges Gesicht huschte eine leise Seiterkeit.

Der Graf betrachtete prüfend die Frauen, aber keine schien ihm recht zusagen. Er plauderte angeregt mit Nora, die verzweifelt versuchte, in dieser stillen Gesellschaft eine angenehme Stimmung zu verbreiten. Aber er wurde erst wirklich lebhaft und interessant, als Frau Behrend eintrat und Irene mit ihr bekannt machte. Er setzte sich mit ihr in eine Ecke und machte ihr auf Tod und Leben den Hof. Nora verbiß nur mit Mühe das Lachen, als sie das geschmeichelte Gesicht der Mutter sah, die seit dreißig Jahren nicht mehr so etwas erlebt hatte. Aber Irene runzelte die Stirn; die anderen Frauen lachen verdrücklich drein, und sie selbst mußte sowohl den Reserveoffizier als auch den arischen Naturfreund bei guter Laune erhalten, und dabei konnte doch nichts herauskommen.

Gegen dreiviertel zehn riß Huber, von Nora unterrichtet, die Türen auf:

„Graf Ottokar Sternbach.“

Ottokar trat ein, verwirrt, mit dem Gefühl, kein einstiger Chauffeur habe den Verstand verloren, denn wozu meldete er ihn seinem eigenen Hause an. Irene trat hastig auf ihn zu und flüsterte:

„Du darfst dich über nichts wundern, das hängt alles mit dem Geschäft zusammen.“

Dann stellte sie Ottokar vor, betonte: mein Bruder.

Ernestine Balz wurde dunkelrot, als Ottokar ihr die Hand küßte; so etwas war ihr noch nie vorgekommen. Graf Bonihy kniff ein Auge zu und lächelte selbstlos.

Nora aber, von Angst erfaßt, Ottokar oder die Mutter könnten in ihrer Abwesenheit etwas anstellen, sagte hastig:

„Wir wollen ins Speisezimmer gehen. Sie sind bestimmt alle hungrig. Herr Knapp“, das war der einen Peter dreiundsechzig große junge Mann —, nehmen Sie sich Frau Widlers an, sie sieht aus, als ob ihr ein Glas Sekt gut täte.“



IV.

Nun wurde die Stimmung gemüthlicher. Nora atmete auf; alles schien gut zu gehen. Herr Knapp plauderte angeregt mit Margot Widler, der arische Naturfreund trank begeistert Sekt, Ridi Kager kokettierte veranlagt mit allen Männern, und Ernestine Balz lachte glücklich über Ottokars harmlose Witze.

Blötzlich klotzte es.

„Das wird der Mann mit dem harmonischen Lebensabend sein“, meinte Irene flüsternd.

Huber ging öffnen, kam dann ein wenig betreten zurück. Irene merkte ihm an, daß seiner Ansicht nach, etwas nicht in Ordnung sei.

Sie ging in den anstoßenden Salon und Huber folgte ihr.

Dort stand, verlegen seinen Hut zwischen den Fingern drehend, ein kleines Männlein, lächelnd, ängstlich, augenscheinlich überwältigt von der Vornehmheit der Villa. Das Männlein hatte gute blaue Augen und ein freundliches Gesicht; es war Irene sofort sympathisch.

„Kommen Sie doch herein, Herr Kramer“, sagte sie lebenswürdig. „Wir sind schon beim Abendessen.“

Das Männlein begann zu stammeln:

„Also, die Sache ist so. Ich heiße nicht Kramer, Herr Kramer ist mein Vorgesetzter...“

Das Männlein gab sich einen Ruck.

„Ja“, sagte Irene ermutigend.

„Ich heiße Bly, Theodor Bly. Herr Kramer ist mein Vorgesetzter. Herr Kramer ist ein höherer Beamter. Und ich... ich bin nur... nur ein Gerichtsvolkzieher.“

Um Gottes Willen, dachte Irene, werden wir schon gepfändet? Dann aber fiel ihr ein, daß um zehn Uhr abends bestimmt kein Gerichtsvolkzieher kommt, und sie lächelte Herrn Bly abermals ermutigend an.

Die Karte, die Karte der gnädigen Frau Gräfin... Herr Kramer hat sie in den Papierkorb geworfen, das heißt, er wollte es tun, und da ist sie daneben gefallen, und ich habe sie aufgehoben. Ich kann Unordnung nicht leiden. Und dann habe ich sie auch gelesen...“

„Ja?“

„Und... und... ich möchte doch schon seit ein paar Jahren heiraten. Und auf der Karte ist nichts davon gestanden, daß man eine Vorauszahlung machen muß, da hab' ich mir gedacht... Aber jetzt sehe ich, daß ich nicht hierher passe; das ist mir zu fein.“

„Aber wenn Sie heiraten wollen...“

„Ja. Das will ich. Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich, ich sag's, wie's ist: ich werde dreißigjährig, in zwei Tagen ist mein Geburtstag. Und wenn man so alt wird, nicht wahr, da spürt man die Einsamkeit. Immer in ein leeres Zimmer kommen, mein Hund ist mir vor vier Monaten gestorben, so ein liebes Tier und so anhänglich. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie der sich gefreut hat, wenn ich heimkam. Und dann ist er gestorben, an Altersschwäche.“

„Der arme“, sagte Irene etwas verwirrt, aber mit ehrlichem Bedauern.

Und Irene zog Herrn Bly fast mit Gewalt ins Speisezimmer.

Sie stellte ihn vor, unterließ aber, seinen Beruf zu erwähnen. Er sollte sich nicht gleich alle Sympathien verlieren.

Die Gäste benahmen sich kühl, äußerst kühl. Der schätzbare kleine Mann schien ihnen nicht zu gefallen. Herr von Ahler holte pöbellich ein Monopol aus der Tasche, kniff es ins Auge und fixierte Herrn Vitz mit hochmütigem Staunen. Dann kehrte er ihm ostentativ den Rücken. Irene wurde wütend; sie goß Herrn Vitz ein Glas voll, bediente ihn, warf Ottokar einen bittenden Blick zu. Aber der hatte bereits das Benehmen der anderen bemerkt. Er sagte einige entschuldigende Worte zu Fräulein Balz und setzte sich neben den schätzbaren Mann.

„Ich freue mich ganz besonders, Sie bei uns zu begrüßen, Herr Vitz“, sagte er viel lauter, als er sonst zu sprechen pflegte.

Herr Vitz stammelte einige unzusammenhängende Worte und trank in seiner Verlegenheit das Glas auf einen Zug leer.

Herr von Ahler, der bisher Frau Margot Widler kaum beachtet hatte, wandte sich ihr zu.

„Es ist wirklich schrecklich, wie heutzutage alle Rangunterschiede verwischt werden“, erklärte er fast schreiend. (Er hatte schon fünf Gläser Sekt zu sich genommen.)

„Das stimmt“, sagte Irene bissig. „Man kommt mit Teuten zusammen, die nicht einmal wissen, wie sie sich als Gäste in einem fremden Hause zu benehmen haben.“

Herr von Ahler ließ sich nicht einschüchtern.

„Früher wäre einem Offizier nicht zugemutet worden, mit Arell und Blei zu verfahren“, sagte er.

Irene zuckte die Achseln.

„Ich komme aus Österreich, Herr von Ahler, da hat man mit dem Militär nicht so viel Geschichten gemacht. Wenn eine Familie drei Söhne hatte, so wurde der älteste Weiskämmerer, der zweitälteste, wenn er etwas streppeltes war, Diplomat, und der dritte Offizier.“

„Deshalb hat auch Österreich im Weltkrieg verlagert“, entgegnete Herr von Ahler wütend.

Ottokars sanfte Stimme tönte auf, sehr leise, sehr liebenswürdig:

„Darf ich Sie fragen, Herr von Ahler, bei welchem Regiment Sie während des Krieges gedient haben?“

Herr von Ahler wurde rot, er blähte sich auf wie ein Spatz, der in einer Badseife badet, und schwieg.

„Oder haben Sie den Krieg im Hinterland mitgemacht?“ fuhr die liebenswürdige Stimme fort.

„Ich war beim Train!“ brüllte Herr von Ahler.

„Ach so... Eine sehr nützliche Institution, sehr.“

Ottokar lächelte, lächelte so, daß Nora erschrocken dachte: Also, wenn ihm der widerliche Arell jetzt eine herunterhaut, so kann man es ihm wirklich nicht übelnehmen.

Nora setzte sich zu Herrn von Ahler und versuchte, ihn persönlich zu stimmen. Irene fragte den arischen Naturfreund über seine Bergbesteigungen aus und erzählte begeistert von einem Sonnenaufgang auf dem Matterhorn (sie hatte im Pensionat darüber einen Aufsatz machen müssen). Graf Bonitzky hatte nur für Frau Behrend Augen; er ließ sie nicht los, und Frau Behrend fühlte, wie dreißig Jahre von ihr abfielen und sie wieder ein junges hübsches Mädchen war. Ottokar machte, total konfus über Noras Geschäftsverbindungen, den liebenswürdigen Hausherrn, schenkte Vorklärung voll, plauderte mit Fräulein Aidi Kahrer, die er, nach ihrer Eleganz zu schließen, für die Besitzerin eines Modedesigners hielt, und ignorierte auf höfliche Art Herrn von Ahler, der, sein Gesichtnis von vorn vergessend, Nora über seine Heldentaten im Krieg berichtete.

Im großen ganzen war es ein gelungener Abend und alle verabschiedeten sich zufrieden.

Herr Vitz küßte Nora und Irene mit Tränen in den Augen die Hand.

„Ich habe mich seit Jahren nicht so wohl gefühlt“, beteuerte er. „Der Herr Graf, die Frau Gräfin, die Komtesse waren so gut zu mir. Und dieses Fräulein Balz ist reizend. Ich glaube ja nicht, daß ihr Hund so klug war wie mein armer Fido, aber nur ein guter Mensch kann so viel von seinem Hund reden.“

„Fräulein Balz kommt am nächsten Sonntagabend wieder“, sagte Irene lächelnd. „Da dürfen wir doch auch Sie erwarten, nicht wahr, Herr Vitz?“

„Wenn es mir gestattet ist, gern.“

Die Gäste gingen, nur Graf Bonitzky blieb noch, obwohl Frau Behrend, plötzlich schläfrig geworden, sich zurückgezogen hatte.

„So“, sagte er, „jetzt sind wir unter uns, jetzt können wir offen reden.“

Graf Bonitzky warf sich in einen Lehnsessel und blickte mit zugespitzten Augen auf Nora und Irene.

„Sie machen das Schloß, vor allem Sie, gnädiges Fräulein“, sagte er. „Von den Teuten, die hier waren, haben höchstens drei Geld: Frau Behrend, und die drei referierte ich mir, Frau Widler und dieser junge Idiot. Wie heißt er nur? Knapp. Mit den anderen ist nichts anzufangen. Außerdem müssen Sie die Sache viel aristokratischer aufziehen. Nehr Hochmut, meine Damen, nicht diese allgemeine Liebenswürdigkeit.“

Wenn Sie sich nun schon einmal diesen Namen zugelegt haben... Übrigens, gibt es keine wirklichen Sternbachs mehr, die Ihnen drauffommen und protestieren können? Ich habe so das Gefühl, daß ich einmal von einem Grafen Ottokar Sternbach gehört habe. Wenn der erfährt...“

Nora und Irene starrten Graf Bonitzky bestürzt an.

„Ja, aber...“, stammelte Nora, „mein Mann, das heißt, mein geschiedener Mann...“

„Wissen Sie das doch, schöne Frau, ich habe sofort erkannt, daß Sie mit unserem lebenswürdigen Gausberrn nicht verheiratet sind. Wir brauchen Sie doch nichts vormachen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Graf Bonitzky, Ottokar ist doch wirklich mein Bruder“, warf Irene ein.

„Das glaube ich gern, Sie sehen einander ja auch ähnlich. Aber darauf kommt es nicht an. Der Name, ich fürchte, der Name ist unglücklich gewählt. Haben Sie einen Gotischen Adelskalender?“

„Nein“, entgegnete Nora hochmütig, „das haben wir nicht notwendig. Wir wissen ohnehin...“

„Sehen Sie, das war der rechte Ton. Bei mir zieht das nicht, ist auch nicht nötig. Aber bei den anderen. Sie werden es schon lernen. Ich nehme an, daß Sie noch nicht lange dieses Geschäft betreiben?“



Gemalt von Franz Plachy

...Ich habe mir eine Familie ausgesucht, die nicht protestieren kann.“

Irene war aufgestanden und strebte nach der Tür.

„Wohin gehst du?“ fragte Nora ängstlich. Sie wollte nicht mit dem Grafen allein bleiben.

„Ich bin gleich wieder da“, entgegnete die Schwägerin.

„Schade“, sagte Graf Bonitzky, „schade, daß dieses hübsche Mädel keine Kundin ist. Die würde mir gefallen.“

Das hübsche Mädel suchte inzwischen in der Bibliothek eifrig nach einem kleinen grügelunden Buch; es war ihm ein festlamer Gedanke gekommen.

Endlich fand sie das Gesuchte, blätterte darin: A. M. N. O. P... sie las die eine Seite aufmerksam und begann von neuem zu lachen. Dann kehrte sie, das aufgeschlagene Buch in der Hand, in den Salon zurück.

„Wir haben ja doch einen Gotha“, sagte sie vergnügt. „Ich sehe, Nora, daß deine Mutter ihn auch geschenkt hat, es steht eine Widmung drin.“

„Das ist recht“, sagte Graf Bonitzky. „Schauen Sie jetzt einmal nach, ob es nicht wirklich einen Grafen Ottokar Sternbach gibt.“

„Das weiß ich, ohne nachzusehen. Aber ich habe etwas anderes entdeckt: sehen Sie her: Bonitzky, Bonitzky, katholisch, Masowischer Uradel; Agenor Onufrius, geb. 1643, vermählt mit Clementina Gräfin Koratsch... Kinder... Im Mannestamme erloschen. Sagen Sie, Graf Bonitzky, wie kann die Familie im Mannestamme erloschen sein, wenn Sie...“

Der Graf lachte.

„Ich war eben vorsichtiger als Sie, meine Damen und der Ottokar, ich habe mir eine Familie ausgesucht, die nicht protestieren kann.“

„Wie, Sie sind, Sie... heißen...“

„Ich heiße augenblicklich Bonitzky, Cassimir Bonitzky, Cassimir ist übrigens echt.“

„Und Sie sind?“

„Dasselbe wie Sie, ein Hochstapler, ein Mensch, der davon lebt, daß er hübsch ist, tadellose Manieren hat, sich zu streiden versteht, und daß die Dummen nicht alle werden.“

Er veräppelte und blickte betroffen auf die verwirrten Gesichter vor ihm. Langsam begann er etwas zu ahnen.

„Sagen Sie“, fragte er, „sagen Sie, Sie heißen doch nicht wirklich so? Sind doch nicht wirklich die Familie Sternbach?“

„Natürlich, was denn haben Sie geglaubt?“

„Und ich Efel...“

Ran begann er zu lachen, schallend, übermütig.

„Ich sehe gar keinen Grund zum Lachen“, sagte Nora kalt, aber Irene unterbrach sie rasch.

„Eigentlich ist es ja ganz gleichgültig, wer Sie wirklich sind. Sie sehen jedenfalls sehr aristokratisch aus, viel aristokratischer als dieser gräßliche Herr von Ahler. Und wenn Sie ein Hochstapler sind, mein Gott, bei uns gibt es nichts zu holen, gar nichts. Wir sind total reiche: die Eiserbahn...“

„Ach ja, ich verstehe, und da haben Sie...“

„Meine Schwägerin“, erklärte Irene, „hat sich das ausgedacht. Wir können beide nichts verdienen, das heißt, ich werde väter Tennisprofessional werden, aber das wird noch eine Weile dauern. Und Ottokar, der verdient eine jämmerliche Summe in einem Laboratorium. Nora hat geglaubt, wir könnten auf diese Art...“

„Das können Sie auch“, sagte Cassimir entschieden. „Natürlich können Sie es. Sie müssen es nur geschickter anfangen. Wie wäre es, wenn wir ein Kompaniegeschäft machten?“

Ernestine begann sich langsam auszuheben. Ihre Gedanken weilteten noch bei dem schönen Abend, den sie verlebt hatte. Selt, gute Speisen und Menschen, die sie wie eine Dame behandelten...“

Die jeden Abend, blickte sie auch heute, ehe sie die Lampe verlöschte, zum Bild der Eltern auf, das über dem Bett hing. Aber heute dachte sie seltsamerweise nicht „liebe Eltern, sondern nur Eltern, nein richtiger, nur Vater und Bruder. Die kleine zarte Frau, die ihre Mutter gewesen, war ja ohnehin nur eine bloße Erinnerung. Wie kann ein Mensch, der vor sechsundzwanzig Jahren gestorben ist, noch wirklich im Gedächtnis eines anderen weiterleben?“

Das Bild war vor dreißig Jahren aufgenommen worden; eine kleine Ernestine mit langen, braunen Zöpfen und großen ängstlichen Augen stand vor dem Vater, der die Hand auf ihre Schulter gelegt hatte. Franz, der jüngste, damals acht, lehnte sich an die Mutter, und Oberhardt stand stramm, eine kleine Pike in der Hand.

Sie war sechzehn gewesen, als die Mutter starb. Sie hatte den Haushalt tadellos geführt, hatte für die Brüder gesorgt, hatte aufgehört, ein eigenes Leben zu führen — mit sechzehn Jahren.

Und jetzt, mit zweiundvierzig, fragte sie sich plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam: bin ich eigentlich hübsch gewesen? Hätte ich Erfolg haben, heiraten können, wie meine Schulkameradinnen?

Sie wußte es nicht. Für allerlei Fragen hatte es in ihrem Leben keine Zeit gegeben. Eine vierzimmerige Wohnung in Ordnung halten, für die Puppen sorgen, dem Vater alles recht machen, damit er, wenn er abends aus dem Dienst kam — er war Beamter —, all das hatte ihre Kräfte völlig in Anspruch genommen.

In den ersten Jahren hatte die kleine Ernestine auf ein Lob gehofft, ein paar gute Worte; aber der Vater sand alles, was sie tat, selbstverständlich; Justiz und Ordnung im Hause... das mußte sein.

Außtände im Reich, Rentenmarkt, Festigung der Währung; Ernestine sah zu Hause, machte Filletspitzen, hielt die Wohnung in Ordnung. Die Jahre vergingen. Sie wurde älter, sie merkte es nicht, weil sie nie jung gewesen war.

Der Vater wurde pensioniert. Und ordnungsliebend wie er nun einmal war, traf ihn vierzehn Tage nach seiner Pensionierung der Schlag. Ernestine weinte, weil man beim Tode des Vaters weint, das gehört zur Justiz und Ordnung, dann gab sie die Wohnung auf, verkaufte die Möbel, kaufte Buzzi, den Nebenvintler, und zog zu Frau Regierungsrat Veger.

Sie machte weiter Filletspitzen und fürchtete sich jetzt nicht vor dem Vater, vor der Frau Regierungsrat. Sie lebte ohne zu leben, sie war nicht alt, sie war nicht jung, sie war kein Mädchen, sie war keine Frau, war ein geschlechtsloses Etwas, das am Morgen aufstand, tagsüber Filletspitzen machte, vor der Frau Regierungsrat zitternd die Küche „benutzte“, einmal wöchentlich auch das Bad, und abends müde und traurig zu Bett ging. Ihre einzige Freude war Buzzi, der Hund. Der sah auf ihrem Schoß, während sie arbeitete, warm und lebendig, und hob manchmal den kleinen schwarzen Kopf, um Ernestines etwas zu lange Nase jählich zu lecken.

Als er starb, war es eine Katastrophe. Ernestine weinte, wie sie seit dem Tode der Mutter nicht geweint hatte; sie konnte tagelang nichts essen, und ihr einziger Trost war, daß der freundliche Tierarzt gestattete, Buzzi in seinem Garten zu begraben.

Der Tod des kleinen Tieres schien in Ernestine etwas ausgelöst zu haben. Die stumpfe Ruhe wich von ihr, es fiel ihr schwer, ruhig zu sitzen, Wünsche und Schwärme wurden in ihr wach. Unvermittelt erkannte sie, daß es außerhalb ihrer vier engen Wände eine Welt gab. Sie schaute sich nach Menschen, aber sie war viel zu schüchtern und ungelent, um Bekanntschaften zu machen. Sie las die Zeitung, die die Frau Regierungsrat hielt, und nachdem sie wochenlang den Annoncenteil studiert hatte, kam ihr der Gedanke, selbst zu annoncieren: vielleicht gab es in dieser Stadt einen Menschen, der ebenso einsam war wie sie, einen nicht mehr jungen Mann, den die weißen Strähnen in ihrem braunen Haar nicht fñhren werden, vielleicht einen, der von Natur gezeichnet war, ein wenig bucklig oder schielend, aber gut, freundlich, der sich nach Liebe sehnte.

Und weil sie sich ihr ganzes Ides Leben lang halb unbewußt Fröhlich und Freude gewünscht hatte, wählte sie die Chiffre „Trobatur“.

Sie hatte eine Anzahl Antworten bekommen, aber alle mollten eine junge Frau oder zumindest eine mit einem kleinen Vermögen oder einer Wohnung.

Ernestine verlor jede Hoffnung, da kam an die Zeitung die Karte, die Einladung auf Büttenpapier, und sie war hingegangen, zu diesen fremden, vornehmen Menschen, ängstvoll, mit der Erwartung einer neuerlichen Enttäuschung.

Sie setzte sich plötzlich im Bett auf. Enttäuschung? Nein, ein herrlicher Abend, der schönste ihres Lebens... Wie

freundlich waren die Gastgeberinnen zu ihr gewesen, und der Herr Graf... Ihre Wangen begannen zu glühen, der Herr Graf hatte ihr gesagt: „Sie haben wunderschönes Haar, gnädiges Fräulein, so seidig und weich...“

★

Herr Vih hatte sich überlegt, ob er Fräulein Balz nach Hause begleiten sollte, war aber dann zu besagen gewesen, um es ihr anzubieten. Trotzdem kehrte er vergnügt heim und fühlte zum erstenmal nicht den kleinen stechenden Schmerz, der ihn sonst immer befiel, wenn er die Tür öffnete und kein Fido ihm entgegen sprang.

Er lächelte vergnügt, als sein Blick auf die Beduhr fiel: so spät, Theodor Vih, du bist ein Nebemann, bummelst, aber in den feinsten Kreisen.

Dann fiel ihm Herr von Ahler ein, und ein Schatten huschte über sein gutmütiges Gesicht. Wie der ihn behandelt hatte! Wie einen Schubfeten! Fast verging ihm die gute Laune, als ihm etwas einfiel. Er trat zu dem Regal, wo seine „Bibliothek“ stand: eine Bibel, noch von der seligen Mutter, die Werke von Wilhelm Busch, Goethe in einer Prachtausgabe, und ein Adreßbuch.

Der Vih zog das Adreßbuch heraus und blätterte darin. Jetzt hatte er den gesuchten Namen gefunden. Herr von Ahler, Reuterweg 3/IV.

Herr Vih lächelte zufrieden; das war seit drei Wochen sein Bezirk. Na, warte nur, du ekelhafter Kerl, eines schönen Tages tauche ich bei dir auf und flebe den Knuckel an deine Möbel. Dann wirst du etwas höflicher sein.

Er legte die Hofe, sorgsam gefaltet, unter die Matratze, gähnte mächtig und dachte erstreut:

„Nächsten Sonntag... ja, nächsten Sonntag...“

Auch Frau Margot Widler war zufrieden. Dieser Graf Ottolar, ein reizender Mensch. Und Gräfin Sternbach, das klingt ja doch schöner als Frau Widler. Außerdem hatte der selbige Widler einen Bauch gehabt und war zwanzig Jahre älter gewesen als seine Frau... Vielleicht wäre es doch besser, wieder zu heiraten. Na, das hat ja noch Zeit, sie kann es sich überlegen. Augenblicklich hat sie keine Rivalin. Diese Gräfin Sternbach, wie die wohl mit dem Ottolar verwandt ist? Wahrscheinlich eine Cousine, oder vielleicht eine angeheiratete Verwandte. Sie ist zwar hübsch und auch noch jung, aber sie kümmert sich nicht um den Grafen, überhaupt nicht. Bestimmt hat sie schon einen Mann... Und die anderen... Frau Margot lächelte, wieder die Alte, noch dieses ältliche Fräulein Balz, noch Fräulein Niki Kager kommen in Betracht. Wenn sie, Frau Margot, will, ist sie in kurzer Zeit Gräfin Sternbach... Wieviel Prozent verlangen diese Leute eigentlich? Wohl fünf; ein bißchen viel, aber sie hat es ja, bei ihr kommt es, Gott sei Dank, nicht aufs Geld an. Sie klingelte ihrer Jose und ließ sich ausziehen. Ihre Gedanken aber beschäftigten sich noch immer mit dem Empfang bei den Sternbachs. Nur nichts übereilen; vielleicht kommen noch bessere Partien hin; Fürsten... Aber auch dieser Graf Bonitzky ist nett, sehr vornehm, er wirkt sogar aristokratischer als Ottolar... Nur zu dunkel, sie braucht einen blonden Mann, als Polle...

Nächsten Sonntag wird sie das neue Abendkleid anziehen; heute war sie ihrer Sache nicht sicher, das Kleid hätte zu elegant sein können. Und auch die Rubinfette wird sie umlegen... und...

„Ja, Frieda, gute Nacht, Sie können schlafen gehen. Ich brauche nichts mehr. Beden Sie mich morgen erst um zehn.“

★

Herr Knapp brachte Fräulein Niki Kager nach Hause, und die junge Dame stellte zufrieden fest:

„Du bist ein Kavaliere, du läßt dich nicht lumpen.“

Was dem verlegenen jungen Mann, einen Meter dreiunddreißig groß, sehr wohl tat. Er hatte es gern, wenn man seine Verdienste anerkannte.

★

Inzwischen sah der arische Naturfreund, Herr Gedede, in der „Blauen Bar“ und wartete auf den Grafen Bonitzky. Der hatte ihm beim Abschied gesagt:

„Sie gehen doch bestimmt noch nicht schlafen? Ich sehe Ihnen an, daß Sie ein Bummler sind. Wissen Sie was? Ich habe nur noch einiges mit den Damen zu besprechen. Erwarten Sie mich in der „Blauen Bar“, ich komme nach, und dann können wir uns noch ein wenig unterhalten.“

Die „Blaue Bar“ hatte zwar wenig mit Natur zu tun, aber Herr Gedede hatte andererseits noch nie mit einem Grafen gebummelt. Er versprach, Kasimir in der Bar zu erwarten und trank dort einige Cocktails, was seine Stimmung hob und seinen Verstand leicht schwächte. Als Kasimir kam, war der arische Naturfreund zwar nicht betrunken, aber doch etwas beschwippt.

Die beiden Männer plauderten eine

Weile, Kasimir erzählte Anekdoten, über die der andere grübelnd lachte. Das Lokal wurde allmählich leer. Die Kassierin schob den Korb der Sessel zusammen; sie gähnten verstoßen und sehten sich nach ihrem Bett.

„Gleich werden wir an die Luft befördert“, sagte Kasimir. „Schade, wir sitzen so gemütlich beisammen. Sie sind ein ausgezeichnete Gesellschaftler, lieber Gedede, ich habe seit langem nicht so gelacht, wie über Ihre Witze.“

Und Gedede, der kaum ein Wort gesprochen hatte, glaubte unerschütterlich, daß er diesen Weltmann, diesen vornehmen Kavaliere, der überall herumgekommen war, so gut unterhalten habe.

„Ja, schade“, erwiderte er. „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir gehen zu mir ins Hotel, trinken noch einen Whisky und Soda und machen, wenn Sie Lust haben, ein Spielchen.“

„Gern.“ Sie tranken mehrere Whisky mit Soda, das heißt, Herr Gedede tat es; Kasimir begnügte sich mit dem Soda. Und dann machten sie ein Spielchen, und Kasimir war ver zweifelt, weil sein lieber Freund, dieser famose Gedede, immer wieder verlor. Aber bestimmt hatte er heute eine Eroberung gemacht, daher das Beh, diese kleine, blonde Komtesse...

„Blonden Sie wirklich?“ fragte der arische Naturfreund. „Das würde mich freuen. Das ist so mein Typ. Blond,

Nach dem Frühstück hatte Ottolar unermittelt und in einem bei ihm völlig ungewohnt energischen Ton erklärt:

„Ich muß mit euch sprechen.“ Sie gingen in Noras Zimmer, und während Nora und Irene sich setzten, ging Ottolar nervös und ungeduldig auf und ab. Offenichtlich suchte er nach den richtigen Worten.

Schließlich sagte er: „Ich will mich ja nicht in deine Angelegenheiten mischen, Nora, aber diese Leute gestern abend, die passen mir absolut nicht...“

„Man kann sich seine Geschäftsverbindung nicht aussuchen, lieber Ottolar.“

Er zuckte die Achseln. „Möchtest du mir nicht erklären, was für ein Geschäft du eigentlich betreiben willst?“

„Es... es ist noch nicht so weit...“, stammelte Nora.

„Wozu brauchst du diesen gräßlichen Herrn von Ahlers? Und diese ordinäre kleine Frau Widler? Und dann diesen Talmi-Grafen?“

Irene und Nora blickten einander erstaunt an.

„Warum sagst du Talmi-Grafen?“ fragte Irene. „Wie kommst du auf die Idee?“

„Aber, liebes Kind, das merkt man doch sofort. So aristokratisch wie der, ist kein wirklicher Aristokrat.“



Nora schluchzte herzzerreißend...

germanisch, kein Tropfen fremdrassigen Blutes... Wieviel schulde ich Ihnen...“

„Zweihundert, lieber Gedede.“

„Ich habe leider nur hundert bei mir. Aber morgen, in aller Früh...“

„Aber ich bitte Sie, es eilt doch nicht. Wir werden noch öfters zusammen bummeln, und auch ein Spielchen machen. Ich bin Ihnen doch eine Revanche schuldig...“

Kasimir führte den Leichtsinnigen bis zum Fahrstuhl und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Sie sind mir ja so sympathisch, lieber Gedede, so sympathisch...“

Wieder in seinem Zimmer angelangt, lachte er leise vor sich hin:

„Wenn ich bedenke, wie ich heute Abend hineingefallen bin, unglücklich. Aber wenigstens habe ich zweihundert Mark eingenommen. Und auch das andere, damit kann man ebenfalls ganz schön verdienen. Es muß nur Schwung in die Sache kommen, Schwung. Na, und dafür werde ich sorgen.“

Er ging ins Badezimmer und ließ Wasser in die Wanne laufen. Während sie sich füllte und der Dampf sich langsam durch den Raum zog, machte er trotz der späten Stunde Turnübungen; ein Hochstapler muß vor allem auf seine Gestalt bedacht sein.

Im Bett griff er nach einem Band Gedichte; er liebte Dyril, und außerdem machte sie ihn schlafzig.

VI.

Kasimir war ein vollendeter Gentleman; trotzdem er nun wußte, daß Frau Wehrend keine steinreiche Witwe, sondern die ehrbare Frau eines schlecht verdienenden Arztes war, holte er sie dennoch zur verabredeten Autofahrt ab. Freilich nicht für einen Tagesausflug, sondern nur für eine Fahrt von zwei Stunden; die brave Frau war auch damit zufrieden.

Während sie, bequem in die Kissen zurückgelehnt und erfreut den liebevollen Worten ihres neuen Freundes lauschend, über die glatte Straße fuhr und hin und wieder einen Blick auf die golden schimmernde Herbstlandschaft warf, verlebten Nora und Irene eine unangenehme Stunde.

„Aber...“

„Er ist ein hübscher Mensch, und wenn jemand hübsch ist, so merkt ihr Frauen den Schwindel nicht. Aber ich sage euch: das ist ein Hochstapler. Der wird euch hineinlegen.“

„Gerade der nicht“, plätschte Irene heraus.

„Die anderen“, fuhr Ottolar unbeirrt fort, „gehen ja noch an. Dieses kleine Fräulein Balz benimmt sich wie eine Dame, und Herr Vih ist sehr sympathisch. Auch der lange junge Mann scheint nur harmlos und dumm zu sein.“

„Und Fräulein Kager?“ fragte Irene, die trotz der peinlichen Lage mit dem Vachen kämpfte. „Was sagst du zu Fräulein Kager?“

„Eine ganz nette Person; wohl die Besitzerin eines Modedalons. Mit der könntest du, Nora, dich vielleicht zusammentun, bei deinem guten Geschmack.“

„Wenn eine Frau nur hübsch ist“, wiederholte Irene in anderer Fassung die Worte des Bruders, „dann merkt ihr Männer nichts.“

Nora warf ihr einen warnenden Blick zu. „Nebenfalls wünsche ich in meinem Haus derartige Empfänge nicht“, sagte Ottolar energisch.

„Deinem Haus?“ fragte Nora. „Die Villa gehört doch mir.“

Ottolar blickte sie betreten an.

„Entschuldige, das hatte ich ganz vergessen.“

„Ich werde empfangen, wen ich will.“ Noras Stimme klang gereizt. Es ist unangenehm, wenn ein Mensch plötzlich weit weniger harmlos ist, als man geglaubt hat.

„Dann mußt du eben gestatten, liebe Nora, daß ich mich von deinen Empfängen fernhalte.“

„Das geht nicht, du mußt dabei sein, der Geschäfte wegen.“

„Ich mache nicht bei Geschäften mit, von denen ich nichts weiß.“

„Aber Ottolar!“ rief Irene hastig, um den Bruder abzulenken. „Wie kannst du in einem solchen Ton mit deiner Frau reden.“

„Sie ist nicht mehr meine Frau.“

„Also eure Familienverhältnisse?“ Irene seufzte. „Erst sprichst du mit mir wie ein deutscher Gatte, und dann ist sie wieder nicht deine Frau!...“

„Du hast recht, Irene, selbstverständlich habe ich hier nichts zu sagen. Vielleicht wäre es doch besser, wenn ich mir irgendwo ein möbliertes Zimmer nähme.“

Irene sprang von ihrem Sessel auf und eilte zu der Schwägerin. Sie beugte sich über Nora, die hilflos dasah, und flüsterte ihr zu:

„Heul, du Schaf, heul, das ist unsere einzige Rettung, das kann Ottolar nicht sehen. Wart doch nicht so lange, heul!“

Nora vergrub eilig das Gesicht in den Händen, und weil sie über Ottolars Einmischung aufrichtig erschrocken und etwas nervös war, begann sie tatsächlich zu weinen. Irene streichelte beruhigend ihr Haar und blickte den Bruder zornig an:

„Ich schäme mich für dich, Ottolar. Wie du dich benimmst! Die arme Nora! Erst betrügst du sie, dann verlierst du ihr ganzes Geld, und jetzt mißhandelst du sie auch noch!“

Ottolar hatte seine Frau noch nie weinen gesehen. Er erschrak und kam sich wie ein Rohling vor. Außerdem hätte er gern die Rolle des Trösters übernommen, die Irene zuziel. Die schlang beide Arme um die Schwägerin:

„Arme kleine Nora, armes Kind. Also, daß Ottolar sich so benehmen kann, das hätte ich nie geglaubt.“

Nora, einmal ins Weinen gekommen, schluchzte herzzerreißend.

„Ich... ich gebe mir alle Mühe, um uns über Wasser zu halten... und du... und du...“

„Es war doch nicht so gemeint, Nora. Verzeih mir, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe...“

Nora lehnte den Kopf gegen die Schulter der Schwägerin.

„Ich tue, was ich kann, und du willst mir nicht helfen, du läßt mich im Stich...“

„Ich bitte dich, Nora, weine nicht, nur das nicht. Ich wollte euch ja nur warnen... Ihr wißt ja nichts von der Welt...“

„Um so mehr bedürfen wir deiner Hilfe“, sagte Irene scharf.

Und dann holte sie ein kleines Taschentuch hervor und wuschte sich die Augen.

„Daß ich erleben muß, wie mein Bruder, den ich immer für eine wirklich vornehme Natur gehalten habe...“

Ihre Stimme ersticke.

Ottolar blickte hilflos auf die beiden weinenden Frauen.

„Bitte, weint nicht mehr“, flehte er. „Ich habe unrecht, ja, ich gebe es zu. Nora, ich werde tun, was du willst, nur weine nicht mehr.“

Nora schluchzte weiter.

„Du wirst an den Empfängen, die eine rein geschäftliche Angelegenheit sind, weiter teilnehmen?“ fragte Irene mit zitternder Stimme.

„Ja, ja, alles, was ihr wollt, nur bitte weint nicht mehr.“

„Und du wirst mit allen Leuten lebenswürdig sein?“

Irene schneuzte sich laut.

„Ja, ich werde lebenswürdig sein. Nora, ich bitte dich...“

„Und wirst deine arme Frau, die nicht deine Frau ist, nicht mehr mißhandeln?“

„Ich habe sie doch gar nicht mißhandelt“, versuchte Ottolar sich zu rechtfertigen.

„Es gibt auch feilsche Mißhandlungen“, sagte Irene streng. „Die weit ärger sind als körperliche. Und Nora ist doch so empfindlich, ein Nichts wirkt sie um. Willst du sie töten, Ottolar?“

Ottolar, der in den zwei Jahren seiner Ehe nichts von Noras Empfindsamkeit gemerkt hatte, starrte die Schwägerin erstaunt an. Diese Frauen haben ja doch einen unglaublichen Instinkt; Irene hat in einigen Wochen Nora besser kennengelernt als er in zwei Jahren.

„Verzeih mir“, bat er, ebe sich erschüttert. „Alles soll nach deinem Willen geschehen.“

Nora hob ihm das tränensenchte Gesicht entgegen.

„Danke, Ottolar. Du weißt ja gar nicht, wie mich dein Mißtrauen gekümmert hat.“

„Und jetzt geh“, sagte Irene. „Du hast für heute genug Unheil angerichtet. Es ist auch besser, du kommst zum Mittagessen nicht nach Hause. Ich in irgendeinem Restaurant. Aber in einem billigen“, fügte sie boshaft hinzu.

Ottolar küßte Nora reuig die Hand und ging. Er war den ganzen Tag verstimmt und machte sich Vorwürfe. Wie hatte er Nora so verkennen können: eine empfindsame Frau, und er, der sich so viel auf sein Jartgefühl einbildet, hat sie feilsch mißhandelt!

Der Gedanke war ihm so unerträglich, daß er das Geld für das Mittagessen sparte und nicht einmal in einem billigen Restaurant aß; der Appetit war ihm vergangen...
Lesen Sie weiter — in der nächsten „Bunte Woche“

Rch. Schott & Donath
Wien II, Neumarkt 9
Telephon 8-11-4-55
Eriba



Brillenschlangen im Vorderschiff

Von VOLKMAR IRO

Der Frachtdampfer „Solombo“ war schon vier Wochen mit einer Ladung Reis und leerer Fässer von Bombay nach Triest unterwegs, als ich im griechischen Hafen Patros an Bord des alten Kastens ging. Die einzige freie Kabine war zwar reichlich eng und neben mir schmachtete der zweite Steuerermann wie ein Voggerweil, aber sonst war das Schiff peinlich sauber, auch das Offen war nicht schlecht und nur eine größere Anzahl von unheimlichen Passagieren behagte mir nicht.

Wir hatten Giftschlangen an Bord!

Zwei große, dicke Nissen und eine kleinere Nisse standen unter einer Luke des Vorderdecks auf den leeren Weinfässern. In den Nissen befanden sich in Holzschächern etliche Dutzend großer Konterweibchen, die verblüht und mit Luftschächern versehen waren. Statt kalifornischer Viper enthielten sie aber kleine indische Vipern und Baumkriecher, während in der dritten Nisse zwei große Kobras nach Europa reisten. Man konnte die beiden Schlangen durch ein kaum handgroßes, doppeltes

Glasfenster gut beobachten, sie lagen träg in einer Ecke und kammerten sich nicht um die Späße der Mannschaft, die mit den Fingern an das Glas klopfte und die Kobras vergeblich zu zeigen versuchten.

Diese ganze Schlangenmenagerie war vor der Einschiffung mit Ratten oder Mäusen gefüttert worden, die Schlangen waren einwandfrei gesichert und es wäre nie jener böse Zwischenfall eingetreten, wenn nicht zwei Heizer eine verstopfte Schlangenfütterung betankt hätten.

Sie warfen drei Ratten durch das Fenster in die Kiste der Kobras. Beobachteten, wie zwei Ratten von den Schlangen sofort verzehrt wurden und wollten am folgenden Morgen noch der dritten Ratte sehen.

Aber da war schon dem Kapitän gemeldet worden, daß die Brillenschlangen durch ein großes Loch aus der Nisse geschlüpft waren.

Die Heizer mußten jetzt ihren dummen Streich bekennen und bekamen vom Kapitän keine Liebendwärtigkeiten zu hören, denn es war klar, daß die dritte Ratte in ihrer Todesangst ein Loch durch das Holz genagt und so den Schlangen zur Freiheit verholfen hatte.

Die ganze Besatzung wurde sofort zum Suchen befohlen. Jeder Winkel in der Nähe der Nissen wurde vorsichtig durchstöbert. In meiner Kabine, die kaum zwanzig Schritte von den Nissen entfernt war, wurde das Bett und das Ventilationsrohr durchsucht, beim zweiten Steuerermann wurde eine Holzwand der Kabine aufgerissen, da er behauptete, daß es nach Schlangen rieche. Man suchte vergeblich einen ganzen Tag lang und die Stimmung wurde immer ungemütlicher. Die Mannschaft wegetete sich, in den vorderen Laderaum hinunter zu steigen, da niemand einen irdischen Schlangengeruch riechen wollte, der Kapitän schrie wie toll und befahl eben, auch während der Nacht weiter zu suchen.

Plötzlich hörte ein Kohlenzimmer mit einer neuen Schredenmeldung in das Steuerhaus: Er hatte deutlich bei den Fässern im vorderen Laderaum Diferuse gehört!

Vom Koch bis zum Kapitän lief nun alles zu der breiten Luke über den Fässern und borchten gespannt. Man hörte zwar keine Diferuse, aber immer wieder dumpfe Klopfzeichen. Es klang, als ob mit einem harten Gegenstand gegen eine Fässerwand geschlagen würde.

Jetzt mußte die ganze Besatzung auf Deck antreten. Kein einziger Mann fehlte. Auch wir fünf Passagiere waren vollständig. Die Klopfzeichen klangen also nur von einem blinden Passagier kommen, der sich unten zwischen den Fässern versteckt und wahrscheinlich Bekanntschaft mit den Kobras gemacht hatte!

Mit Scheinwerfern, elektrischen Taschenlampen, Fischen und anderen Stücken stieg bald ein halbes Dutzend Matrosen hinunter, der Kapitän voran. Der Steward und ich folgten als Schlachtenbummler. Ne tiefer wir kamen, um so deutlicher wurde das Klopfen, dann rief der Kapitän in die Finsternis hinüber. Sofort meldete sich eine heisere Stimme:

Düfel! Düfel! Eine Brillenschlange!

Das grauenhafte Entsetzen dieser Stimme forderte raschesten Beistand, aber es schien fast unmöglich, dem Mann zu helfen. Denn die hohen Fässer standen so eng beieinander, daß kaum Platz war, um sich unten liegend durchzugewängen, man hatte in dieser Enge nicht einmal den Arm frei, um gegen das Reptil loszuschlagen. Der Mann schrie jetzt wie toll, während der Kapitän seine Leute fragte, ob sich einer freiwillig melde, um den Schwarzfahrer zu retten.

Ein Leichtmatrose hob die Hand. Ein schlanker, schwarzhaariger Dalmatiner. Er band sich eine elektrische Taschenlampe an die Stirne und eine zweite an die Brust, nahm in jede Faust einen Prügel und kroch zwischen die Fässer.

Wir hörten bald, wie er sich mit dem Schwarzfahrer verständigte, der ihm die Lage der Kobras genau erklärte. Sie befand sich vor dem Fäß, in dem er sah und war kaum zwei Meter von ihm entfernt. Sie lag schon die ganze Nacht dort und wich nicht von der Stelle.

Der Dalmatiner fragte ihn, ob er Streichhölzer bei sich habe und befahl ihm, ein Streichholz nach dem anderen anzuzünden, um die Aufmerksamkeit der Schlange abzulenken.

Dann blieb eine Weile alles ruhig. Plötzlich ein wilder Schrei. Ein Strohhammer zwischen den Fässern. Wir horchten mit angehaltenem Atem. Immer wieder das Hämmern. Endlich ein zufriedener Ruf:

Die Schlange ist tot!

„Eve dva — alle zwei!“

Nach fünf Minuten kroch zuerst der Dalmatiner, dann hinter ihm der Schwarzfahrer zwischen den Fässern heraus. Der Dursche klopfte, kaum aufstehend, wie ein Taschenmesser zusammen und kam erst nach einem Kognal in der Kajüte des Kapitän wieder zu sich. Er war ein arbeitsloser Weggergehilfe aus Bayern, war auf einer Fähr über die Donau zum Schwarzen Meer hinuntergefahren, hatte sich dann über Syrien und Palästina nach Ägypten durchgeschlagen und trat schließlich in Alexandria die schwarze Schiffahrt nach Triest an. Man hätte ihn nie entdeckt, wenn nicht in der vergangenen Nacht plötzlich eine Kobra vor seinem Fäß aufgetaucht wäre, als er eben beim Schein eines Kerzenstimmels eine Solopartie Tarok spielte, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Schlange witterte das Trinkwasser, das ihm ein Kohlenzimmer, der mit ihm im Einverständnis war, vor das Fäß gestellt hatte. Sie kroch sich bei dem Wassertopf zusammen und er hatte keine Ahnung, daß sie nach der anschließenden Nattenmahlzeit viel zu saul war, um gegen ihn loszugehen. Die zweite Kobra konnte er nicht sehen, da sie ein Stück entfernt lag, die Tobensänge vor der einen Kobra hatte ihn aber reichlich genügt.

Der Wegger schaufelte nach diesem Schlangenspektakel noch zwei Tage fleißig Kohlen und verschwand dann in Triest ebenso unauffällig, wie er an Bord gekommen war.

Eine Königin amüsiert sich Die Zerstörung der Legende von Maria Antoinette

Von Stephan Zweig

Kaum eine zweite Königin der Weltgeschichte hat so oft den Stoff rührseliger Legenden abgegeben, wie die Tochter Maria Theresias, die als Gattin Ludwigs XVI. von Schönbrunn nach Versailles übersiedelt war und dort an der Seite ihres Mannes ein blendendes, tolles Luxusleben führte, so lange, bis der große Volkssturm der Französischen Revolution losbrach, in dem auch ihr Haupt unter dem Fallbeil fiel. Die Legende von der „hochherzigen, gütigen Königin, die der Wut des Pariser Pöbels zum Opfer fiel“, hat Stephan Zweig in seinem soben erschienenen meisterhaften Buch „Maria Antoinette, Bildnis eines mittleren Charakters“ (Insel-Verlag) gründlich zerstört. Auf Grund historischer Quellen zeichnet er das Porträt dieses „solch sinnigen und hemmungslosen Geschöpfes“, das während der furchtbarsten Hungersnot in Paris keine andere Sorge kannte, als die um ihre Toilette, ihre Pariser, ihren Vergnügungstempel. Stephan Zweig schildert Maria Antoinette, wie sie zur Zeit, da in Paris die Menschen Hungers starben, ihren Tag verbrachte.

Das ist die erste Sorge einer Hofkönigin, wenn sie morgens in ihrem Schloß von Versailles erwacht? Die Berichte aus der Stadt, aus dem Staat? Die Briefe der Gefandten, ob die Armeen gesiegt haben, ob man den Krieg an England erklärt?

Keineswegs. Maria Antoinette ist wie gewöhnlich erst um vier oder um fünf Uhr morgens heimgekehrt —, sie hat nur wenige Stunden geschlafen, ihre Uhrzeit braucht nicht viel Ruhe; mit wichtiger Zeremonie beginnt jetzt der Tag. Die Obergefe, der die Garderobe untersteht, tritt mit einigen Demden, Taschenfächern und Handtüchern zur Morgensolette ein, ihr zur Seite die erste Kammerfrau. Diese verbeugt sich und reicht einen Kollanten zur Ansicht, in dem mit Steknadeln kleine Stoffmuster aller in der Garderobe vorhandenen Toiletten eingeheset sind. Maria Antoinette hat sich zu entscheiden, welche Koben sie heute anzuziehen wünscht. Welche schwierige, verantwortungreiche Wahl! Denn für jede Saison sind zwölf neue Staatskleider, zwölf Phantastikkleider, zwölf Zeremonienkleider vorgeschrieben, die hundert anderen gar nicht zu zählen, die alljährlich neu angeschafft werden (man erdenke die Schmach, eine Königin der Mode würde etwa dieselben Kleider mehrmals tragen!). Die Wahl dauert gewöhnlich lange; schließlich werden mit Steknadeln die Proben der Toiletten bezeichnet, welche Maria Antoinette für heute wünscht, das Staatskleid für den Empfang, das Deshabille für den Nachmittag, das große Kleid für den Abend. Die erste Sorge ist erledigt, und das Buch mit den Stoffproben wird hinaus, die gewählten Koben werden im Original heringebracht.

Léonards härene Wochenschau

Zwetsche jedes Morgens: die Präzise. Glücklicherweise ist hier ein hoher Künstler zur Stelle, Herr Léonard, der unerschöpfliche und unübertreffliche Haarstylist des Hofes. Als großer Herr fährt er sechsponnig jeden Morgen von Paris nach Versailles, um mit Kamrn, Haarmästern und Salben seine edle und täglich neue Kunst an der Königin zu erproben. Herr Léonard baut über der Stirn jeder Frau von Rang, die auf sich hält, ganze Türme von Haaren auf und modelliert das hochgehobene Gebilde zu symbolischen Ornamenten. Mit riesigen Haarnadeln und kräftiger Verwendung von harter Pomade werden zunächst die Haare von der Wurzel her über die Stirn lezengerade aufgebäumt, etwa doppelt so hoch wie eine preußische Grenadiermütze, dann erst, im luftigen Raum, einen halben Meter über der Augenhöhe, beginnt das eigentliche plastische Reich des Künstlers. Nicht nur ganze Landschaften und Panoramen mit Brücken, Gärten, Häusern und Schiffen, mit

bewegtem Meer, eine farbige Weltanschauung wird auf diesen „Poufs“ mit dem Kamrn modelliert, sondern um die Mode recht abwechslungsreich zu machen, bilden diese Poufs jeherzeit das Geschmeid des Tages symbolisch nach. Alles, was diese Kolibrigebirge beschließt, was diese weite hohen Brauentöpfe füllt, muß auf dem Kopf dargestellt werden. Wird der König gegen die Fäden getupft, promptly erscheint dieses aufregende Tagesereignis als „Poufs de L'incarnation“. Kommt der amerikanische Aufstand in die Mode, gleich wird die „Freiheitscoiffüre“ die Siegerin des Tages, aber noch niederrückiger und dünner: als die Wädeläden von Paris während der Hungersnot geplündert werden, wech diese frivole Hofgesellschaft nichts Bisheriges, als das Ereignis in den „Bonnets de la révolte“ zur Schau zu tragen.

Diese Kunstbauten über leeren Köpfen übersteigern sich immer toller. Allmählich werden die Haartürme, dank wässriger Auferlagen und künstlicher Strähnen, so hoch, daß die Damen damit nicht mehr in ihren Stokken sitzen können, sondern mit aufgehobenen Köden Inten müssen, sonst würde das kostbare Haargebäude an die Wagentheke stoßen; die Türstämme im Schloß werden höher geschmitten, damit die Damen in großer Toilette sich nicht immer beim Durchschreiten zu bücken brauchen, die Decken in den Theaterlogen werden aufgewölbt. Welche besondere Weilschichte diese überirdischen Schöpfe gar den Flehabern dieser Damen bereiten, darüber findet man mancherlei Ergößliches in den zeitgenössischen Satiren. Aber wenn es eine Mode gibt, sind die Frauen bekanntlich zu jedem Opfer bereit, und die Königin ihrerseits bildet sich offenbar ein, nicht wirklich die Königin zu sein, wenn sie nicht alle diese Tollheiten anführt oder überhöht.

Ihre Majestät, die Falschspielerin

Dritte Sorge: Kann man immer andersartig angezogen sein, ohne den entsprechenden Schmutz? Nein, eine Königin braucht größere Diamanten, dickere Perlen als alle anderen. Sie braucht mehr Ringe und Ketten und Armabänder und Diademe und Haarketten und Edelsteine, mehr Schmuckstücke oder Diamanteinsparungen für die von Tragonaten gemalten Fächer als die Frauen der jüngeren Brüder des Königs, als alle anderen Damen des Hofes. Zwar hat sie schon von Wien reichlich Diamanten mitbekommen und von Ludwig XV. zur Hochzeit eine ganze Kaffeete mit Familien schmutz. Aber wozu wäre man Königin, wenn nicht, um immer neue, schönere und kostbarere Steine zu kaufen? Maria Antoinette, jeder weiß dies in Versailles — und es wird sich bald zeigen, daß es nicht

Der wunde Punkt
blutet, brennt, schmerzt beim Gehen und Sitzen, raubt den Schlaf
Sind es Hämorrhoiden?
Verlangen Sie sofort kostenlose Aufklärung.
An die KATHARIS-APOTHEKE, Wien I, Stadionsgasse 12, U. V. A.
Senden Sie kostenlos die wissenschaftliche Broschüre „Die Hämorrhoiden und ihre Behandlung“.
Name: _____ Adresse: _____
In allen Apotheken erhältlich.

gut tut, wenn jeder davon redet und raunt —, ist borniert in Schmutz. Wie kann sie widerstehen, wenn diese geschliffenen und geschmeidigen Juweliere, diese aus Deutschland zugewanderten Juden Böhmer und Bassege ihr auf samtigen Platten ihre neuesten Kunstwerke zeigen, zauberhafte Ohr- und Fingerringe und Schließen. Außerdem machen diese braven Männer ihr den Kauf niemals schwer. Sie wissen, eine Königin von Frankreich zu ehren, indem sie ihr zwar doppelte Preise annehmen, aber Kredit gewähren und ihr allenfalls die alten Diamanten zur Hälfte des Wertes in Abzug bringen; ohne das Herabwürdigende solcher Wucherergeschäfte zu bemerken, macht Maria Antoinette nach allen Seiten hin Schulden — im Notfall, sie weiß es, springt der sparsame Gatte ein. Diamanten kosten Geld, Toiletten kosten Geld, und obwohl gleich nach dem Regierungsantritt der gutmütige Gatte seiner Frau die Pannage verdoppelt hat, diese reich gefüllte Schatzkammer doch irgendein Loch haben, denn immer herrscht dort erschreckende Elbe.

Wie also Geld beschaffen? Für die Reichsinnigen hat glücklicherweise der Teufel ein Paradies erfunden: Das Spiel. Vor Maria Antoinette galt das Spiel am Königshof noch als unschuldige Abendunterhaltung, etwa wie Billard oder Tang; man spielte das ungeschickliche Landquenet mit kleinen Stinchen. Maria Antoinette erwidert sich und den anderen das berühmte Pharaos, das wir von Cosanova als das erlebte Jagdspiel aller Gauner und Schwindler kennen. Zur Belebung des Geschäftes und zur Steigerung des Umsatzes gewährt die Königin jedem Beliebigen, der Geld in die Vade bringt, Zutritt zu ihrem grünen Tisch; Schlepper und Schieber drängen sich heran, es dauert nicht lange und man spricht in der Stadt die Schande herum, daß in der Gesellschaft der Königin falsch gespielt werde.

Aber Kleider, Ruh und Spiel, das beschäftigt nur den halben Tag, die halbe Nacht. Eine andere Sorge macht mit dem Hegeiger den doppelten Stundenlohn: Wie amüsiert man sich? Man reitet aus, man jagt, uraltes fährliches Vergnügen; allerdings begleitet man dabei, er ist ja so forstbesitzend, selten den eigenen Gatten, sondern möcht lieber den munteren Schwager d'Artois und andere Royaliere. Manchmal reitet man auch zum Spaz auf Eseln, das ist zwar nicht so vornehm, aber man kann, wenn ein solcher grauer Durche daht, auf die bezaubernde Weise herunterfallen und dem Hof die Süßgebessens und wohlgeformten Weine einer Königin zeigen. Im Winter fährt man, warm eingepack, im Schlitten spazieren, im Sommer belüftet man sich abends an Feuerwerken und ländlichen Ballen, an kleinen Nachtorgeln im Park...

Das billigste Weihnachtsgeschenk

Preis 1 Schilling
Aus dem Inhalt:

- Erzählungen: Al de Baran: Der Pluderer erbt. — Norbert Bauer: Abdulah Mahmal, der Pellach. — Jaroslav Hasek: Tiergarten zu Hause. — Egon Erwin Kisch: Chasid Mirkulan heiratet zum zweitenmal. — Frantisek Langer: Der große Mundtraum. — Roda Roda: Filodore, der Menschenfreund. — Alexander Stern: Domliuk und das Gespenst Pulkrabek. — Tretjakow-Den Chi-Chun: Eine Hinrichtung. — Sergejewitsch Turgenjew: Drei Novellen.
- Lebensbilder: Wilhelm Ellenbogen: Richard Wagner. — Hans Fischer: Konrad von Marburg. — Schiller Marmorek: Der Zeichner eines Jahrhunderts — Honoré Daumier. — Paul Pisk: Zum 100. Geburtstag Johannes Brahms'. — Karl Renner: Karl Marx ist 50 Jahre tot — und lebt und siegt.
- Chansons, Gedichte und Worte von Walter Bauer, Hermann Claudius, Robert Ehrenzweig, Lion Feuchtwanger, Erich Kästner, Ferdinand Lassalle, Rainer Maria Rilke, Karl Schneller, Wenzel Sladek, Alfred Thieme.
- Zeichnungen und Karikaturen von Honoré Daumier, M. Frischmann, Theo Ger. George Groß, Paul Humpoletz, Käthe Kollwitz, Walter Langhammer.

Erhältlich in allen Trafiken und Verschleißstellen.

Sonntag, 25. Dezember 1932

- 7.35: Weckruf, Zeitzeichen, Wettervorhersage.
7.40: Käthe Meyer: Turnen. Für Vorgeschr.
8.00-8.55: Frühkonzert (Schallplatten).
9.25: Ratgeber der Woche.
9.45: Weihnachtlieder der Völker. Ein Zyklus für Kinderchor und Melodie-Instrumente.
10.10: Vom armen Kinde zu Bethlehem.
10.35: Franz Schubert. Fantasie-Sonate G-Dur, op. 78.
11.00: Univ.-Prof. Dr. P. Wilhelm Schmidt: Weihnachtsgedanke und Gemeinschaft.
11.30: Sinfoniekonzert. Dirigent: Robert Heger.
12.45-14.00: Unterhaltungskonzert.
15.00: Zeitzeichen, Verlautbarungen.
15.05: Dokumente der Zeit.
15.30: Kammermusik. Rosé-Quartett.
16.30: Univ.-Doz. Dr. Ferdinand Scheminzy: Weihnachtliche Hirtenmusik aus Italien.
17.00: Nachmittagskonzert.
18.35: Weihnachtsmusik. Waldhornquintett Stiegler.
19.05: Die silbernen Schuhe von Erika Mitterer.
19.35: Zeitzeichen, Sportbericht.
20.15: Das Wiener Krippel von 1919.
21.45: Abendbericht, Verlautbarungen.
22.00: Tanzmusik. Jazzkapelle Adolf Pauscher.

WAS HÖREN WIR IN DIESER WOCHE?

DIE PROGRAMME DER RAVAG UND DER WICHTIGSTEN AUSLANDSENDER

SIEHELEBENDE SENDUNGEN AN WOCHENTAGEN, WIEN:

9.20: Wiener Marktberichte. - 9.30: Wettervorbericht (7-Uhr-Früh-Beobachtungen aus Österreich). - 10.50: Wasserstandsberichte. - 11.30: Mittagskonzert. - 11.55: Wetterbericht und Wetterausblick. - 12.05: Fortsetzung des Mittagskonzerts. - 13.00: Zeitzeichen, Wetterbericht und Wetterausblick; Mitteilungsbericht, Verlautbarungen, Programm für heute. - 18.00: Zeitzeichen, Wiederholung des Wetterberichts; Börsenberichte; Kinder-, Schweine- oder Jung- und Viehmarktberichte. - Zwischen 19.15 und 19.50 und in den Pausen großer Sendungen: Zeitzeichen, Wetterbericht und Wetterausblick, alpinen Wetterdienst, Programm für morgen. - Zirkus 22.00: Abendbericht, Wiederholung der Wetterausblicke, Verlautbarungen.

Montag, 26. Dezember 1932

- 9.20: Pontifikalkamt, Leitung: Ferdinand Habel.
9.35: Die letzte Stundlein des Papstes.
9.55: Wissen der Zeit, Dr. Ella Reuter: Weltwirtschaftliche Probleme 1932.
11.25: Sinfoniekonzert. Dirigent: Hugo Reichenberger.
12.45-14.00: Unterhaltungskonzert.
15.05: Künstlerplatten.
15.45: Kammermusik, Graf-Kurz-Quartett.
16.45: Karl Inhauser: Die wienische Schaubühne des Bernardon.
17.15: Tanzmusik. Jazzkapelle David Mathé.
18.50: Hugo Thimig: Die Zeit, sie orgelt emsig weiter.
19.20: Bruno Brehm: Kind und Familie.
20.00: Orchesterkonzert. Dirigenten: Emil Kahn, Gustav Göhrlich.

Dienstag, 27. Dezember 1932

- 11.30: Mittagskonzert, Quartett Brunner.
12.40: Alfred Grünfeld.
13.10-14.00: Schallplattenkonzert.
15.20: Konzertstunde, Ernst Neumann.
15.55: Ing. Johann Weil: Von der Straßenbeleuchtung.
16.20: Ing. Oskar Grissemann: Bastelstunden.
16.55: Nachmittagskonzert, Kapelle Karl Haupt.
18.00: Dr. Ing. Walter Sedlacek: Der gesunde und der kranke Wald.
18.25: Zusammenhänge der europäischen mit der asiatischen Kunst.
19.25: Tosca, Musikdrama in drei Akten von V. Sardou.
22.10: Tanzmusik, Jonny Lang mit seinen 12 Musical Girls.

Mittwoch, 28. Dezember 1932

- 11.30: Mittagskonzert, Quartett Faill.
12.35: Franz Schreker.
13.10-14.00: Schallplattenkonzert.
15.20: Konzertstunde, Clarisse Stuckart.
16.35: Für den Erzieher, Univ.-Prof. Doktor Edmund Nobel.
17.05: Schallplattenkonzert.
18.15: Dr. Karl Kautsky: Ärztliche Eberberatung.
18.40: Oskar Schindler: Telegraphistenstreike.
19.05: Krise und Wende der abendländischen Kultur.
19.40: Militärkonzert, Dirigent: Kapellmeister Julius Gaigg.
21.00: Deutsche Verleger des 19. Jahrhunderts.
22.05: Tanzmusik, Jazzkapelle Charly Gaudriot.

Berliner Standard 2000 2-Röhren-Wechselstrom-Empfänger mit elektrodynam. Lautsprecher. Preis 225,-. Hervorragende Tonqualität. Wunderbare Ausführung!

Donnerstag, 29. Dezember 1932

- 11.30: Mittagskonzert, Quartett Dr. Philipp de la Cerda.
12.40: Hedwig von Debicka.
13.10-14.00: Schallplattenkonzert.
15.20: Erfolgreiche Hühnerwirtschaft.
15.30: Hedwig Apfel: Aus der musikalischen Spielzeugschachtel.
15.55: Robert Schumann: Sinfonische Etüden.
16.30: Kultur und Stadtbild.
16.55: Esperantobericht über Österreich.
17.05: Nachmittagskonzert, Kapelle Isy Geiger.
18.15: Frauenstunde, Margarete Leisching.
18.40: Stegried Perl: Kunde und Verkäufer.
19.05: Emil Pirchitz.
19.40: Jazz auf zwei Klavieren.
20.20: Mikrophon-Feuilleton der Woche.
20.35: Orchesterkonzert, Dirigent: Karl Auerieth.

Freitag, 30. Dezember 1932

- 11.30: Mittagskonzert, Quartett Silving.
12.40: Pablo Casals.
13.10-14.00: Schallplattenkonzert.
15.20: Max Stebich: Mystik der Jahreswende.
15.45: Jugendstunde, Unsere großen Meister.
16.15: Frauenstunde, Gottfried August Bürger.
16.45: Konzertstunde, Ausführende: Dora With.
18.10: Bericht für Reise und Fremdenverkehr.
18.25: Franz Gabriel: Die Erfolge der österreichischen Rennruderer.
18.40: Wochenbericht für Körpersport.
18.50: Nach-Reaktionschluss.
19.05: Univ.-Prof. Dr. Alfred Verdross: 400 Jahre Völkerrecht.
19.40: Die Bajadere.
22.15: Blasmusik, Leitung: B. Walton O'Donnell.

Samstag, 31. Dezember 1932

- 11.30: Mittagskonzert, Kapelle Seidl.
13.45-14: Armin Berg.
15.15: Josef Prachner: Wesen und Art des altheutschen Volksliedes.
16.00: Karl Hans Strobl: Sport zu Silvester.
16.20: Chorvorträge, Josef Haydn.
17.00: Mac Caul Smyth: Englische Sprachstunde.
17.25: Nachmittagskonzert, Orchester Heinz Morawetz.
18.50: Der Schauspieler Ludwig Devrient.
19.20: Dr. Ernst Molden: Das Jahr 1932.
20.00: Tempo der Zeit.
22.00: Wir schalten um auf 1933.
23.58: Silvestergrüße der Ravag.
0.02: Unterhaltungskonzert, Orchester Josef Holzer.
0.15: Neujahrsgruß der Auslandsdeutschen.
0.30: Fortsetzung des Unterhaltungskonzertes.
1.00-2.00: Tanzmusik, Jazzkapelle Frank Fox.

DIE WICHTIGSTEN AUSLANDSENDUNGEN

Sonntag, 25. Dezember: 14.30, Mühlacker: 'Mutter Schröder'. 16.00, Leipzig: 'Ein Mensch wird geboren'. 17.00, Rom: Neapel-Konzert. 18.00, Berlin: 'Kunsternter erzählt ein Abenteuer'. 18.00, Prag: 'Deutsche Weihnacht'. 18.30, Leipzig: 'Tänzhörer'. 19.00, Budapest: 'János Vitéz'. 19.00, Wien: 'Die drei Weibchen von Zährler'. 20.00, Berlin: 'Dritter Feiertag'. 20.00, Prag: 'Die Lüneburger Heide'. 20.15, Prag: 'Slavische Tänze'. 20.30, Berlin: 'Die Meisterlieder von Nürnberg'. 20.30, Prag: 'Das Licht am Fenster'. 20.30, Prag: 'Vorläufer zum Brahm's Gedächtnis'. 20.30, Frankfurt: 'Das Lebenslicht'. 20.30, Besenau: 'Die Zirkusprinzessin'. 20.30, Mailand: 'Die schöne Helena'. 20.40, Hamburg: 'König von Korsika'. 21.00, Prag: 'In einem russischen Dorf'. 21.00, Straßburg: 'L'Arlesienne'. 21.00, Prag: Rückblick auf die Krise (Franz Reuß). 21.10, Berlin: Jubiläumskonzert des Deutschen Arbeitersängerbundes. 21.30, Hamburg: 'Das Dorf ohne Glocke'. 21.30, Prag: 'Lea'. 21.30, Frankfurt: 'Mühlacker: Die Jazd nach dem Gold des Kapitans Kip'. 21.30, Schwerin: 'Schneider'. 21.30, Heilbronn: 'Moritäten und Scherzballaden'. 21.30, Doberitz: 'Die Königin von Saba'. 21.30, Budapest: 'Die Königin von Saba'. 21.30, Goldmark: '19.40, Bala: 'Boris Godunow'. 21.30, Prag: 'Konzert der Gesangsvereinigungen mehrerer Lehrer'. 21.30, Mailand: 'Opernübertragung'. 21.30, Berlin: 'Neu schiller's dreizehn'. 21.30, Prag: 'Weihnachtslied'. 21.30, Brünn: 'Hannelore Himmel'. 21.30, Prag: 'Abenteuer in der toten Nische'. 21.30, Heilbronn: 'Die Geburt des Heilands'. 21.30, Perost: '22.00, Straßburg: 'Rheingold'. 21.30, Prag: 'Wagner'. 22.00, Kalandburg: 'La serva padrona'. 22.00, Prag: 'Freitag, 30. Dezember: 20.30, Prag: 'Weihnachtslieder'. 20.30, Prag: 'Philharmonisches Konzert'. 20.30, Prag: 'Konzert der tschechischen Philharmonie'. 21.00, Mühlacker: 'Emilia Galotti'. 21.00, Leipzig: 'Stimmen der Nacht'. 21.00, Prag: 'Straßburg: 'Aus Romeo und Juliette'. 21.00, Gonnod. Samstag, 31. Dezember: 13.30, Frankfurt: 'Kehr- aus 1932'. 17.00, Leipzig, Berlin: 'Das Spiel von deutschen Bettelmann' von Weichert. 18.30, Prag: 'Silvesterlied'. 19.10, Prag: 'Die verkaufte Braut'. 19.10, Prag: 'Hier sind alle deutschen Sender'. 20.30, Rom: 'Neapel: 'Opernübertragung'. 21.00, Budapest: 'Bauer Silvesterabend'. 21.30, Paris: 'P. P. 'Edgar et sa femme'. 21.30, Prag: 'Die schöne Galathea'. 21.30, Prag: 'Operette aus dem Atelier'.

Gesundheit schenken

Alle, die Kranke besuchen, sollten statt teurer Nichtigkeiten eine Dose Biomalz mitbringen" schreibt Frau C. Engl. Ebenso, "das hieße Gesundheit schenken" Ihre Mutter litt jahrelang an Nerven- und Kopfschmerzen und erholte sich gänzlich durch



BIOMALZ

Zehn Gebote für die „vollkommene Ehe“

Von SOPHIE LAZARFELD

Haben Sie, liebe Leserin, sich zum Beispiel schon einmal über Ihren Mann geärgert? — Ja? Schon oft? — Was hat er denn getan? — Rücksichtslos war er, schlecht gelaunt, hat große Antworten gegeben. — Und was haben Sie dann getan? — Das möchten Sie nicht sagen? Also müssen wir es erraten, es wird nicht schwer sein, denn die Antwort ist nicht groß. Entweder haben Sie gemeint oder sich beleidigt zurückgezogen (vermutlich nicht ohne vorher eine spitze Bemerkung gemacht zu haben) oder Sie haben unliebendwürdig geantwortet, ein ärgerliches Wort gibt das andere, plötzlich ist man mitten im schönsten Jani. Wenn's vorüber ist, dann merkt man schnell, daß es gar nicht dazugehört hat. Aber nächstens macht man's wiederum so.

Es scheint, daß die Weihnachtsgeschichte „Friede den Menschen auf Erden“, in der Ehe ebenso wie überall, leichter gebietet als befolgt wird. Und gerade da führen keine Unstimmigkeiten oft zu tiefer Entfremdung. Das ganze Liebes- und Geschlechtsleben kann dadurch gestört werden. Man ist des nachts oft unartig gegeneinander und ahnt gar nicht, daß ein Jani des Tages die schon vergessene aber noch wirksame Ursache davon ist. Auch der eheliche Friede wird nicht durch Engel vom Himmel gebracht, er ist in unsere eigene Hand gelegt und muß erworben werden.

So wollen wir als bestes Weihnachtsgeschenk den Lesern unserer feiertäglichen Rubrik einige Winke geben, um mit dem lieben Nächsten — und sei es selbst der liebste Alerwächste, der Ehepartner — in Frieden zu leben:

I. Glaub nie, daß du im Recht bist, der andere aber Unrecht hat und es nur nicht einsehen will. Wenn zwei streiten, haben immer beide recht, beide unrecht. Und nicht der Geschworene gibt nach, sondern jener, der weniger angeht hat, kann sich eher leisten. Denn der andere muß seine schwächere Position mit den härteren Mitteln halten.

II. Behandle deinen Nächsten wie einen Fremden, das heißt, sei so rücksichtslos im Benehmen, so freundlich in der Ausdrucksform zu ihm, wie du es zu Außenstehenden bist. Die meisten Menschen meinen, zu den Angehörigen brauche man nicht lieb zu sein, es genüge, sie lieb zu haben. Aber manchmal möchte man doch gern etwas von dieser Liebe in die Tat umgesetzt sehen.

III. Merkt du, daß dein Partner bedrückt ist und nicht davon sprechen will, was ihn bedrückt, dann frag ihn nicht danach. Du meinst es gut, aber ihm tut du damit nichts gutes, denn du erinnerst ihn dadurch an den Grund seiner Verstimmung und der ist sicher unangenehm für ihn, sonst wäre er nicht verstimmt. Denk ihn im Augenblick lieber ab, später spricht er dann eher davon und dann kannst du ihm helfen.

IV. Mach keine abschließenden Bemerkungen über Dinge, die deinen Partner freuen, nicht einmal, wenn es sich dabei um einen Dritten des anderen Geschlechtes handelt.

V. Denk daran, daß der wahre Grund eurer Rivalität nicht allein in dem liegt, worum es gerade geht. Es spielt immer noch etwas anderes dabei eine Rolle. Was zu wissen und auf taktvolle Art herauszubringen, was es sein könnte, ist die beste Grundlage für friedliche Beziehungen.

VI. Setze kein großes Gewicht darauf, das letzte Wort zu behalten. Es kommt nicht darauf an, wer im Augenblick recht behält. Wer auf die Dauer das Richtige tut, der behält dann doch letzten Endes recht.

VII. Daß du einmal recht behalten, dann benötige nicht die nächste Gelegenheit, deinem Partner unter die Nase zu reiben, daß du immer recht hast. Erstens ist das nicht schön, aber vor allem ist es für dich gefährlich, denn der nächste Augenblick kann dich ins Unrecht setzen und dann bist du der Viernierte.

VIII. Verstehe nicht auf offizielle „Friedensverhandlungen“, verlange keine Genugtuung für erlittene Kränkung, behandle deinen Partner nicht wie einen besiegten Feind. Es hat sich gezeigt, daß der Reuegedanke nicht einmal in der großen Politik Früchte trägt, wie sollte er dann in der Ehe zum Guten führen.

IX. Daß du einmal vergeben, dann komm auf die Sache nicht mehr zurück. Nichts ungewöhnlicher, als die Anhäufung von Erinnerungen an verfloffene Unstimmigkeiten.

X. Auf gar keinen Fall aber darfst du dem Partner sagen: „Früher warst du ganz anders.“ Das ist das sicherste Mittel, ihn immer mehr „ganz anders“ zu machen.

Ein Versuch, sich nach diesen Regeln zu richten, hat erfahrungsgemäß meist Erfolg. Sollten sich dennoch auffällig viel scheinbar unsinnige Streitereien entwickeln, dann muß man den ungelehrten Weg der Untersuchung geben. Dann liegen vermutlich sexuelle Unstimmigkeiten vor, die ihrerseits den ehelichen Alltag stark belasten können. Doch davon ein andermal. Vorläufig möge unsere kleine Anleitung dazu beitragen, daß unser Weihnachtswunsch für diesmal wirklich in Erfüllung geht:

Ungehörte Feiertage und ein glückliches Ehejahr!

Wir antworten:

G. J. R.: Man kann Ihre Unterscheidung in Fragen der Treue nicht ganz mitmachen. Sie lassen Treue nur innerhalb der Ehe gelten und meinen „außerhalb der Ehe gibt es keine Treue; Liebe kommt, Liebe geht und schließlich legt man den anderen beiseite wie ein altes Kleidungsstück“. Für die Ehe selbst lassen Sie nur Vermögensgründe gelten, zu denen Sie auch die Dankbarkeit zählen. Es ist beruhigend, daß Sie zum Schluß selbst sagen, Ihre Meinung wäre „nicht unumstößlich“, so darf man Ihnen wünschen, daß das Leben Ihnen bald eine schöne Gelegenheit zur Revision Ihrer Meinungen gibt. — Paula L.: Wir bedauern sehr, daß Sie unzufrieden mit uns sind, weil wir keine Beitragsannoncen bringen wollen. Ihre Frage nach den Gründen, welche die Redaktion dazu veranlassen, es abzulehnen, finden Sie in der Nummer vom 20. November in der gleichen Rubrik ausführlich beantwortet. — Hans H.: Vielen Dank für Ihre Auseinandersetzungen mit dem Problem der Treue. Ihre Erwägungen über Polygamie werden Sie in einer nächsten Nummer berücksichtigt finden. — G. St.: Auch das von Ihnen gestellte Problem, ob innerhalb der Ehe das Sexualleben durch die Geborgenheit erhalten müsse, wird bald besprochen. — J. S.: Die Ansicht, daß der erste Sexualverkehr schon an einer Verabminderung der Gefühle führen müsse, wird auch später ausführlich überprüft werden. — G. J.: Sie haben vollkommen recht, wenn Sie die Schamhaftigkeit in Ihrem Fall auf die Verhütung in der Kindheit zurückführen. Solche Menschen fühlen sich überall unwohl, wo sie nicht so verurteilt werden, wie sie es als Kind gewohnt waren. Ihre Meinung, die Befangenheit, mit der die Mutter dem Sexualproblem gegenübersteht und daß Ihnen dadurch keine vernünftige Aufklärung zuteil wurde, habe Sie geschädigt, hat auch Ihre Richtigkeit. Aber den dritten Punkt, daß die Mädchen nur dem Geld nachlaufen, können wir nicht so allgemein gelten lassen. — J. W.: Die sexuellen Hilfsmethoden für Eisereisungen können leider im Briefkasten nicht angegeben werden. Wir bringen nächstens einen allgemeinen Bericht über die Möglichkeiten sexuellen Behandelns. — K. G.: Die Frage, bis zu welchem Alter sexuelle Enthaltensamkeit gut vertragen wird und wann sie schädlich wird, hängt bei jedem einzelnen von seiner gesamten Lebensauffassung ab. Wenn er im ganzen Leben an Disziplin gewöhnt ist, erträgt er es leichter, als wenn er dazu neigt, seinen Stimmungen nachzugeben. Der Entschluß, Prostituierte aufzusuchen, ist vielleicht doch besser noch hinauszuführen und zuerst die Hemmung wegzuräumen, welche Sie hindert, überhaupt Anschluß an Mädchen zu finden. Wie finden an die angegebene Poststelle die Adressen von sexuellen Beratungsstellen, für Ihre Zustimmung zu unserer sexuellen Anreiz, die Ihnen einen langverheißenen Wunsch erfüllt, sagen wir Ihnen sowie den anderen Lesern, die uns ähnliches schreiben, herzlichsten Dank. — Julius W.: Wir können Ihre Sendung aus Raum-mangel nicht veröffentlichen. Aber einen Satz daraus wollen wir doch wiedergeben: „Ob die Befanschaft so oder so zustande kommt, der Mann ist immer so unabhängig, wie es die Partnerin erlaubt.“ — Willy Sch.: Offen und ehrlich in sexuellen Fragen zu sein, gehört zweifellos zu den wichtigsten Grundregeln guter Sexualbeziehungen. Wir werden einmal besprechen, auf welche Weise das schon durch die Erziehung vorbereitet werden kann. — H. St.: Sie ist man am besten eine mögliche Beziehung? Damit bringen Sie eine wichtige Frage, über die wir gern noch andere Meinungen hören möchten. — Friedl.: Der Postbote, der Ihnen sagte, im Brief müsse er sich bemühen, bei einer Frau recht es ihm nicht dafür, der versucht offenbar, sich für berufliche Schwierigkeiten durch das Beibehalten schloß zu halten. Am den braucht einem nicht leid zu tun, wie um keinen, der so denkt.

Kleider für kleine Leute

Aber die richtige Bekleidung von Kindern ist schon so viel gesagt und geschrieben worden, daß man wohl kaum erwähnen muß, wie wichtig es ist, daß die Kleinen sich immer, auch wenn die mütterliche Eitelkeit verlangt, sie sollen „schön“ sein, frei und ungehemmt bewegen können, und daß die Bek-



leidung an der Kleidung des Kind dazu beisteht. Besonders wichtig sind, die zu hoch an den Hals hinaufreichen oder enge Ärmel können leicht zu solchen „Unarten“ Anlaß geben. Auch der Tragen des Wintermantels muß nicht bis an die Hüften reichen. Abbildung 2 zeigt einen Mantel, der schon für Zwei- und Dreijährige geeignet ist, in dem aber auch größere Mädchen immer hübsch aussehen und sich wohl fühlen werden. Die Spielhöschen und Kleidchen (Abb. 3, 4) für die ganz Kleinen sollen immer, auch im Winter, aus waschbarem Material sein. Wolle ist ein sehr warmer und auch nicht so spitziger Stoff, der auch für die schönsten Kleider sehr geeignet ist. Durch ein wenig Siderel verziert oder mit weichen Garnituren oder solchen in absteckender Farbe wirken solche Kleider sehr gut, und man kann sie mit wenig Mühe selbst machen. Wenn man für den Winter zu dem Kleid ein Höschen in der gleichen Farbe hat, so wird das Kind ordentlich aussehen.

Gestrickte Wolle für die winterliche Bekleidung von Kindern nimmt einen immer breiteren Raum ein. Außer den Sweatern und Samoshosen, die Vaden und Mädchen für den Aufenthalt im Freien den besten Schutz geben und durch ihre bunten Farben lustig wirken, spielen Jumper und Pulllover, die sich nur durch die Größe von denen der Erwachsenen unterscheiden, eine große Rolle. Auch zu den Trägerröcken und -hosen zieht man sie den Kleinen gern an.

Wenn die Wahl der Bekleidung für die Kleinen heute auch Sache der Mutter ist, so sollte sie doch besondere Wünsche der Kinder nach Möglichkeit berücksichtigen, weil dadurch die Freude der Kleinen an ihren „Anziehstoffen“ dadurch noch gesteigert wird. Und wenn das Kind selbst Interesse daran hat, fauber und nett auszuweisen, dann wird die Pflege seiner Bekleidung unendlich erleichtert.

Unsere Antwort

M. L., Ober-Piesting 49: Sie schreiben nicht, was für Sachen Sie außer dem rosenholzfarbenen Ripskleid haben. Eine Farbe können wir daher nicht empfehlen. Vielleicht wäre es am besten, den Stoff schwarz färben zu lassen. Die fehlende Weite im Rock könnte dann durch schwarze eingesetzte Crêpe-Satin-Streifen ergänzt werden. Den Oberteil enger machen, in der Taille einen Gürtel, der Rockansatz kann an der Hüfte bleiben. Am Hals eine Garnitur aus schwarzem Crêpe-Satin mit weißen Ripsstreifen. Der Halsanschnitt könnte breit gehalten sein, damit Sie oben nicht zu schmal aussehen. — M. R., Müzzuschlag: Ihr hellgraues Reisekostüm aus Gabardin könnten Sie dadurch verlängern, daß Sie die mittellange Jacke kürzen und aus dem abgeschliffenen Stoff eine Passe an die Schoß ansetzen. Wahrscheinlich läßt sich dabei das Abtrennen der Samtecken überhaupt vermeiden. Sollte es doch irgendwie notwendig sein, so müßten Sie trachten, den betreffenden Stoffteil gar nicht oder ganz seitlich zu verwenden, da dort die absteckende Stelle durch die Arme teilweise gedeckt wird.

WIENER STRICKMODEN
M-HOLZER
6-MARIAHILFERSTR-89
2-TABORSTR-18

Hier etwas für Briefmarkensammler

Drei Preisfragen in jeder „Bunten Woche“
1. Auf welcher Marke Europas ist Karl Marx zu sehen?
2. Welche europäischen Länder gaben Legionärsmarken aus?
3. Wann bezeichnet man eine Marke als beschädigt?
Für die richtige Beantwortung dieser Fragen sind wieder Preise im Werte von 15, 10 und 5 Michelmark ausgesetzt. Die Lösungen müssen auf einer Postkarte geschrieben sein, die im rechten oberen Eck den Vermerk: Briefmarkenpreisausschreiben der „Bunten Woche“ trägt, und bis spätestens 29. Dezember in der Redaktion eintreffen.

Die Lösung unseres 6. Preisausschreibens

1. Kreidepapier ist ein Papier mit einem dünnen Kreidelüberzug, welcher als Schutz gedacht war, um das Entfärben der Abstempelung zu verhindern. Versucht man auf einem solchen Papier die Abstempelung zu entfernen, so löst sich mit dem Stempel auch die Kreideschicht und mit dieser das Bild der Marke. Auf Kreidepapier wurden zum Beispiel Marken von Österreich-Lvaute, Großbritannien und Kolonien usw. gedruckt.
2. Als erstes Land gab Neusüdwales 1898 eine Wohltätigkeitsmarke heraus und war deren Inschrift: „BUT THE GREATEST OF THESE IS CHARITY.“
Zu deutsch: „ABER DIE GRÖSSTE VON IHNEN IST DIE BARMHERZIGKEIT.“
3. Das Bildnis auf der 8 Aukinia blau und ocker sowie 10 Aukinia blauviolett der Ausgabe 1922 stellt den ersten Präsidenten der Republik Litauen, Smetona, dar.

Was man aus Briefmarken alles machen kann

In Newyork gab es vor einer Woche große Sensation. Vor der Börse stand eine riesige Staffelei mit einem Bildnis, das berühmte Gemälde „Abendmah“ darstellend. Ein Arbeitsloser hatte seine freie Zeit dazu benützt, um aus billigen Briefmarken ein wahres Kunstwerk zu schaffen. Die Sensation aber war, daß er das Bildnis um 100 Dollar verkaufen konnte. Daß er wegen unbehüteten Straßenverkaufs 24 Stunden Arrest erhielt, dürfte ihn wenig geniert haben.

Falsche belgische Wohltätigkeitsmarken

Wieder tauchen größere Mengen falscher belgischer Wohltätigkeitsmarken der Ausgabe 1910 (Michel Nr. 82 und 86) auf. Vorsicht ist am Platze, da auf diesen falschen Marken auch falsche Aufdrucke „1911“ sowie „Charleroi 1911“ erzeugt wurden.

Neuholtanmeldungen

Finland: Freimarke 125 Mk. gelb im Löwenmuster. — Niederländisch-Indien: Wohltätigkeitsmarken. Inschrift: „Lege des Hells“. Vier Werte: 2 Cent violett-braun, 5 Cent grün-braun, 12 1/2 Cent rot-braun, 15 Cent hellblau-braun. Auflage 10.000 Satz. — Luxemburg: Freigedenkmärke 75 Cent violett. Bildnis Ermesens. Zeit 1196—1217. Auflage 50.000 Satz. — St. Pierre-Miquelon: Freimarke 1 Cent braun-blau (Landkarte), 2 Cent dunkelgrün-blaugrün (Leuchtturm), 4 Cent rot-braun (Schiff); Postmarke 5 Cent blau-schwarz (Hund).

Bevorstehende Neuheiten

Frankreich: Eine neue Wertstufe zu 350 Franken soll demnächst erscheinen. — Polen: Wie in Nr. 6 der „Bunten Woche“ gemeldet, soll Anfang des Jahres 1933 eine Gedenkserie der verunglückten Flieger Zwirko und Wigura erscheinen. Hierzu erfahren wir, daß die Auflage 500.000 Satz betragen wird, wovon 100.000 Satz angeblich ungezähnt veräußert werden.

Zeppelinflüge in Amerika nach deutschem Muster

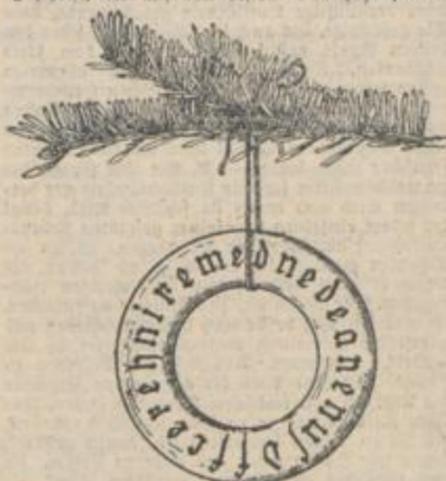
Wie uns Herr J. K. Smithens aus Newyork meldet, soll man das große amerikanische Zeppelinluftschiff, das von Deutschland auf Reparationskonto geliefert wurde, größere Flüge nach Nord- und Südamerika sowie Japan und einigen Inseln unternehmen. Um diese Fahrten auf eine sichere finanzielle Grundlage zu stellen, soll das Luftschiff Post befördern, für die eigene Zeppelinflugpostmarken zur Ausgabe gelangen werden. Diese Rubrik ist ein Teil der 1. österreichischen Arbeitsmarkenpreisausschreibung.

29'50 kompl. Ski-Ausrüstung
Unser langjährig bewährter Schläger: 1 Paar gute Eschenski, 1 Paar gute Leder-Hüttelfeldbindung, 1 Paar Hüttelfeld-Backen, 1 P. Fußbleche, 1 P. Haxestöcke, 1 P. Rohrteller, 1 P. Lederschlaufen, 1 P. Skischonallgurten, 1 Spiraltuschlagbrenner, 1 Skispänner samt Klotz, 1 Skischneehülse inklusive erstklassiger Montage, Ski-Hosen in dunkelblauen Schafwolloden S-17-0, Gratis-Prelltiss B. W. verlangen.
SPORTVATER 20
1, WIPPLINGERSTRASSE Nr.

Wollen Sie sich nicht ein wenig den Kopf zerbrechen?

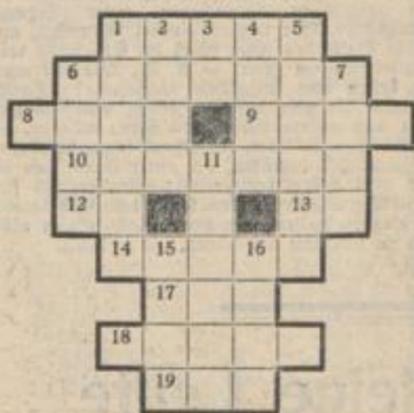
Ein Christbaumringel

Ist nicht immer eine so einfache Sache, wie man denkt. Dieses hier zum Beispiel enthält eine Inschrift, die auf den ersten Blick sehr sinnlos



ausieht. Vielleicht gelingt es Ihnen, diese Inschrift — eine uralte Botschaft, die leider recht wenig in Erfüllung ging — zu entziffern.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Deutscher Sozialistenführer, 6. Strom in Afrika, 8. Gartenteil, 9. Stadt in der Tschechoslowakei, 10. Einholen, 19. Chemisches

Zeichen für Neon, 18. Ägyptischer Sonnengott, 14. Interball von neun Tönen, 17. Titel der früheren Herrscher von Ägypten, 18. Vögelgattung, 19. Ausdruck aus der Seemannssprache. Senkrecht: 1. Obstform, 2. Schwimmvogel, 3. Chemisches Zeichen für Beryllium, 4. Saugturm, 5. Ruhen (Militär), 6. Sinnengedächtnis (Rechtszahl), 7. Strom in Sibirien, 11. Unwendig, 15. Strom in Deutschland; Bindewort, 16. Unbestimmter Artikel (weiblich).

Preise für Rätsellöser

Für die Leser, die richtige Lösungen der beiden Rätsel dieser Seite bis zum 29. Dezember 1932 an die Redaktion einsenden, hat die „Bunte Woche“ 13 Geldpreise ausgesetzt. Der 1. Preis beträgt 50 Schilling, der 2. Preis 30 Schilling, der 3. Preis 20 Schilling, der 4. bis 13. Preis 10 Schilling.

Der seltsame Vogel — ein Nashorn

Die meisten unserer Leser haben das gewiß ohnehin längst herausgeholt, wie die ungeheure Beteiligung an diesem Preisausschreiben zeigt. Sie alle sind auf die gute Idee gekommen, das Bild einfach auf den Kopf zu stellen, worauf sich der „Vogel“ sehr bald als Nashorn entpuppte. Unter den 11.406 richtigen Einsendungen wurden 13 Gewinner ausgelost.

Den ersten Preis (50 Schilling und einen Kanarienvogel) gewann Karl Stadler, Wien XIII, Sebastian-Kelch-Gasse 5.

Der zweite Preis (30 Schilling) entfiel auf Klara Sabor, Wien I, Kärntnerstraße 5.

Der dritte Preis (20 Schilling) auf Rosina Leitner, Attnang-Puchheim Nr. 209.

Zehn Preise zu je 10 Schilling: Hans Darr, Wien XII, Altmayergasse 55; Leopold Melnig, Siekerdorf 32, bei Neulengbach; Sebastian Simmer, Ybbsitz 104, Niederösterreich; Hermann Herzog, Wien XII, Teichackergrasse 51a; August Neumann, Wien XIX, Igletzergasse 40; Franz Dienstl, Wien XV, Würzburgergasse 24/24; Franz Fellner, Stockerau, Wimmerstraße 1; Paula Hammerl, Wien V, Gasserstrasse 12/8; Traude Harant, Wien IX, Althanstraße 1-3, 2/4; Ignaz Zogmeier, Wien II, Josefsplatzgasse 12/8.

(Aus technischen Gründen können die Lösungen der anderen Rätsel aus Nr. 6 erst in der nächsten Nummer veröffentlicht werden.)

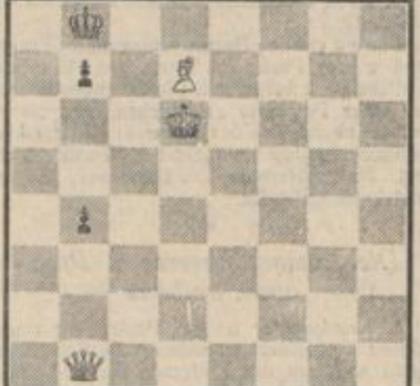
Am schwarz-weißen Brett

Geleitet von Hans Knoch.

Aufgabe Nr. 8

(P. Bethge, „Denken und Raten“.)

Schwarz: K b8, S b7, b4 (3 Steine).



Weiß: K d6, D b1, L d7 (3 Steine).

Weiß zieht und setzt im dritten Zuge matt.

Bei aller Einfachheit ein sehr gefälliges Stück, dessen Schlüssel in einer witzigen Wendung liegt.

Für richtige, bis längstens 29. Dezember einlangende Lösungen setzen wir drei Bücherpreise aus. Für die richtige Lösung der ersten zehn Preisaufgaben sind drei weitere Bücherpreise ausgesetzt. Wir ersuchen daher unsere Löser, ihre Einsendungen fortlaufend zu beziffern.

Da das Schachproblem aus Nr. 6 der „Bunten Woche“ durch einen Druckfehler seinen Sinn verlor und in Nr. 7 nachgetragen werden mußte, veröffentlichen wir die Lösung dieses Problems zugleich mit der des Problems aus Nr. 7 in der 9. Nummer der „Bunten Woche“.

Heiteres

Der Leipziger Meister Blümlich spielte eines Tages eine wichtige Turnierpartie. Es fiel ihm unangenehm auf, daß sein Gegner von Zeit zu Zeit verschwand, um erst nach geraumer Weile wiederzukommen. Gewiß konnte dieses Verhalten gesundheitliche Gründe haben. Trotzdem hegte Blümlich den Verdacht, sein Gegner entferne sich nur, um die jeweils vorliegende Stellung mit Hilfe eines Taschenschachs zu untersuchen, was wohl nach den herrschenden Turnierregeln streng verboten, aber schwer zu kontrollieren ist. Nun zeichnen sich die Sachsen nicht nur durch eine beschauliche Lebenseinstellung, sondern auch durch Schlaueit aus, und so verfiel Meister Blümlich auf eine teuflische Verteidigung: er begab sich an einen Ort, wo er seinen regelwidrig verteilten Gegner vermutete, und — drehte das elektrische Licht ab! Wenige Minuten später kam der Gegner mit scheuer Miene zum Brett zurück, zeigte von nun an keinerlei gesundheitliche Störungen mehr und verlor in geziemender Weise die Partie.

Antworten

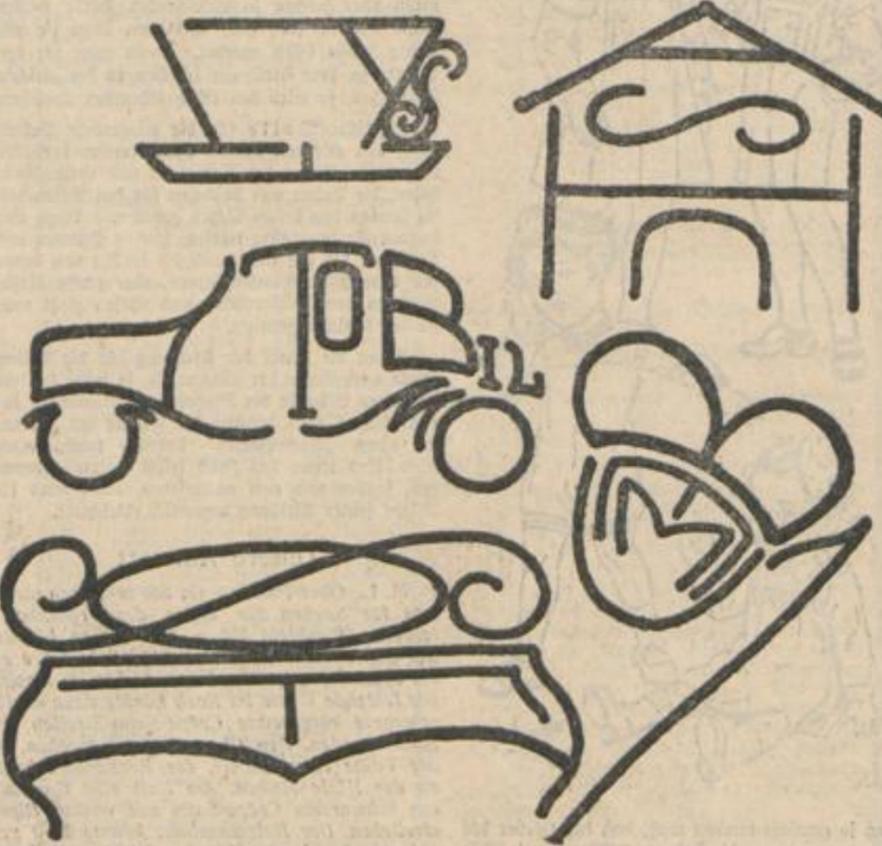
Pospischil, Liesing: Sie übersehen 1. Daß matt! Die Idee ist außerdem nicht neu.

(Zuschriften sind an die Schriftleitung, V. Rechte Wienzeile 97, zu richten. Anfragen, denen kein Rückporto beiliegt, werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.)

Zeichne mit Buchstaben!

Das neue Preisausschreiben der „Bunten Woche“

Wir haben uns ein ganz neues Preisausschreiben für unsere Leser ausgedacht: eine amüsante Zeichenaufgabe für einfallsreiche Leute. Sie sehen hier auf dem Bilde das H bildet das Mauerwerk, das A das Dach, das auf den Kopf gestellte U das Haustor und mit dem S hat der Zeichner sinnig den First verziert. Was der Zeichner konnte, das können



einige stilisierte Figuren, denen man aber mit einigem guten Willen immerhin anmerkt, was sie darstellen sollen. Links oben eine Tasse, daneben ein Haus, unter der Tasse ein Automobil, ganz unten ein Sofa und daneben eine Blume. Alle diese Bilder haben die erstaunliche Eigenschaft, gleichzeitig gezeichnet und geschrieben zu sein. Die Zeichnung setzt sich nämlich ausschließlich aus den Buchstaben, die das Wort des betreffenden Gegenstandes bilden, zusammen. Sehen Sie sich etwas das Haus in unserer Zeichnung an:

Sie gewiß auch: also nehmen Sie rasch einen Bleistift und Papier zur Hand und versuchen Sie, auf die gleiche Art andere Wörter in Buchstaben zu zeichnen. Es wird Ihnen gewiß viel Spaß machen.

Wenn Sie etwas Hübsches zusammengebracht haben, dann zeichnen Sie es bitte auf eine Postkarte und senden Sie uns diese. Wir werden in jeder Nummer einige der besten Buchstabenzeichnungen unserer Leser veröffentlichen und die veröffentlichten Zeichnungen mit fünf Schilling honorieren.

Sonderausstellung: „Kein Buch feurer als 6 Schilling“
Buchhandlung „Altes Rathaus“
Wien I, Wipplingerstr. 8 (Zentralsparkasse)
Gute Bücher (neu) schon um 1 bis 3 Schilling
Katalog gratis

800 Schilling für kluge Köpfe

Das Ergebnis der Verlosung unserer großen Denkaufgabenpreiserie

Die erste große Denkaufgabenpreiserie der „Bunten Woche“ ist abgeschlossen. Vor allem: Besten Dank allen unseren Lesern, die durch ihre Beteiligung an dem Preisausschreiben bewiesen haben, daß sie die Freundschaft der „Bunten Woche“ erwidern und daß sie über kluge, klar denkende Köpfe verfügen. Und diese Preiserie hat gezeigt, daß unter den Lesern der „Bunten Woche“ die klugen Köpfe wirklich nicht rar sind — nicht weniger als 12.748 Leser haben alle vier Aufgaben richtig gelöst. Bei dieser ungeheuren Beteiligung sind trotz der großen Anzahl der Preise — die „Bunte Woche“ hat ja siebenundsechzig Preise ausgesetzt — leider viele unserer Freunde, die richtige Lösungen einsandten, leer ausgegangen. Bitte, sind Sie uns deshalb nicht böse, wir können ja beim besten Willen nicht allen 12.748 Denkaufgabenlösern Preise zukommen lassen, so gern wir es auch täten.

Die Auflösung der vier Denkaufgaben

Eine unserer Rätsellöserinnen war so nett, die Lösung der vier Denkaufgaben aus der großen Serie in Reime zu bringen. Wir geben ihr Gedichtchen hier wieder:

- 1. Der Wächter soll ruhig ins Haus gehen. Man fährt in gleicher Richtung. Es wird schon nix g'schehen.
2. Wie kann man die Leser nur so quälen? Wenn die Frau tot ist, kann sie nichts mehr erzählen.
3. Geschossen hat zuerst der Brand. Man sieht's an der anderen Sprünge Rand.
4. Hier hat uns der Zeichner was Schönes beschert.

Die Schatten fallen alle verkehrt. Die Sonne mag auf- oder untergehen: Die Turmuhr wird nicht auf Zwölfe stehen! Eva Neumann

Die Preisträger

1. Preis 100 S

Franz Seidl, Hilfsarbeiter, XIV, Felberstraße 110/43.

2. Preis 50 S

Franz Bieha, XIII, Versorgung Lainz, Pavillon XVII/11, 1.

3. Preis 30 S

Josef Lentsch, Neusiedl am See 155 (Burgenland).

44 Trostpreise zu je 20 S

Elisabeth Bensch, XX, Stronstraße 81-87, 6/1; Josef Knie, XV, Märzstraße 9-11/19; Johann Zidek, XVI, Dachgasse 20, 1/7; Philipp Singer, XVIII, Martinstraße 2/12; Silvester Steinitzer, Gaschura 44 (Vorarlberg); Anton Haase, Wlaska 55, Post Česká Motyže (Tschechoslowakei); Käthe Prinz, IX, Kinderspitalgasse 4, 11/13; Fritz Ritz, VII, Neustiftgasse 112; Karl Kraus, V, Schwarzenberggasse 1; Josef Loy, Weib-Fabrikstraße 36; Josef Czek, IX, Marktstraße 6/25; Rudolf Endersle, I, Neutorgasse 4; Hans Riederer, Kaindlberg, Bräuerleiten 5 (Steiermark); Franz Eduard Hieke, XI, Kopalgasse 70, 3/8; Franz Matzner, Graz, Hauptplatz 14 (Steiermark); Rudolf List, XVI, Luxenburgergasse 3, 4/1/3; Anna Facinelli, Innsbruck, Knöflerstraße 2 (Tirol); Hermine Eder, XII, Steuacker-gasse 1/26; Josef Mayer, V, Embelgasse 3/18; Karl Kotzinger, XIV, Goldschlagstraße 48/27.

44 Trostpreise zu je 5 S

Betty Dier, VIII, Stolzenthalergrasse 26/9; Leopold Mottela, XVII, Zellergrasse 63, 8/9; Hilde Zellerer, X, Guderstraße 14/20; Franz Kapfent, Hofstätten am der Pielach (Niederösterreich); Marie Kvas, XIII, Cervantestrasse 3/14; Stephanie Winter, Berndorf XV, Neue Kolonie 131 (Niederösterreich); Heinrich Kautzke, XII, Stegmayergasse 3/1; Fritz Sorger, Zementwerk Vih bei Renite (Tirol); Franz Bronsitsch, Sloob 44 (Burgenland); Leo Schwarz, XIV, Märzstraße 109/25; Gustav Scherling, II, Rotenburgergasse 5/19; Rudolf Millicker, X, Troststraße 66; 17/10; Thekla Schiemer, XIX, Seilerackergrasse 4/1; L. H. Schach, XII, Paulanergrasse 51; Ida Stiasny, XVI, Koppstraße Nr. 2, 2/9; Erwin Gocking, Biedens, Hermann-Sander-Strasse 29 (Vorarlberg); W. Tollerian, III, Eslerngasse 12/8; Hans Ehrenberger, XI, Eckplatz 4; Adolf Matzack, XIV, Beckenhamngasse 68/26; Josef Roshon, Leopoldsdorf 66, bei Wien; Steffi Angerer, Alt-Aussee, Lichterberg 115 (Steiermark); Karl Gansler, IX, Marktgrasse 21-23; Otto Pracek, Stammersdorf, Jedlerdorferstraße 56; Rosalia N. G. X, Eckergrasse 7, 1/5; Alois Wagner, Innsbruck, Meranerstraße 8 (Tirol); Anton Mayer, X, Quarierstraße 10, 1/13; Johann Samtner, Linz, Bethlehemsgrasse 72 (Oberösterreich); Leo Glanzmaier, X, Endlichergrasse 8, 11/11; Julie Huber, XI, Favoritenstraße 196/21; Johann Brachke, IX, Thurygrasse 6/3; Poldy Formann, IX, Spornschützengasse 1, 10/23; Josef Bessinger, Eisenerz, Vorderbergstraße 8 (Steiermark); Johann Matzengasser, III, Drorygrasse 8, 6/12; Marie Kutschera, X, Randhartingergrasse 4/47; Josefa Kowalka, Liesing, Mauergrasse 14 (Niederösterreich); Baris, Brandner, XVI, Ottakringergrasse 176/9; Anna Strojicay, Gröningner, No. 16, Post Eßlach bei Reichena (Niederösterreich); Johann Schall, Heilm, Döbnerstraße 131 (Salzburg); Hans Schall, VII, Landgrasse 11/5; Eva Neumann, XVIII, Gersthofstraße 10; Rosa F. hner, Puchberg am Schneeberg, Stening 90 (Niederösterreich); Kurt Woxka, XV, Neustadtstraße 1-4, 1/14; Franz Seidl, X, Herzgrasse 5/12; Franz Kretschmer, Ennsfeld 109 (Niederösterreich).

Bunte Woche

Abonnementpreise:

Table with columns for country (Österreich, Tschechoslowakei, Deutschland, Schweiz, Polen, Rumänien, Ungarn) and monthly/quarterly prices in Schilling, Kr., Mark, Franken, Zloty, Lei, Pengö.

Für das übrige Ausland Einzel exemplar 20 Schweizer Rappen; vierteljährlich 4 Schweizer Franken.

Die bisher erschienenen Nummern der „Bunten Woche“

liefern wir Ihnen gegen Einfindung von 20 g pro Nummer gerne nach